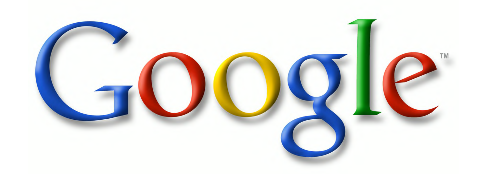


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

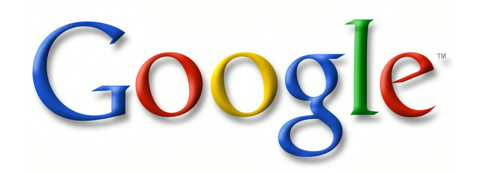
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

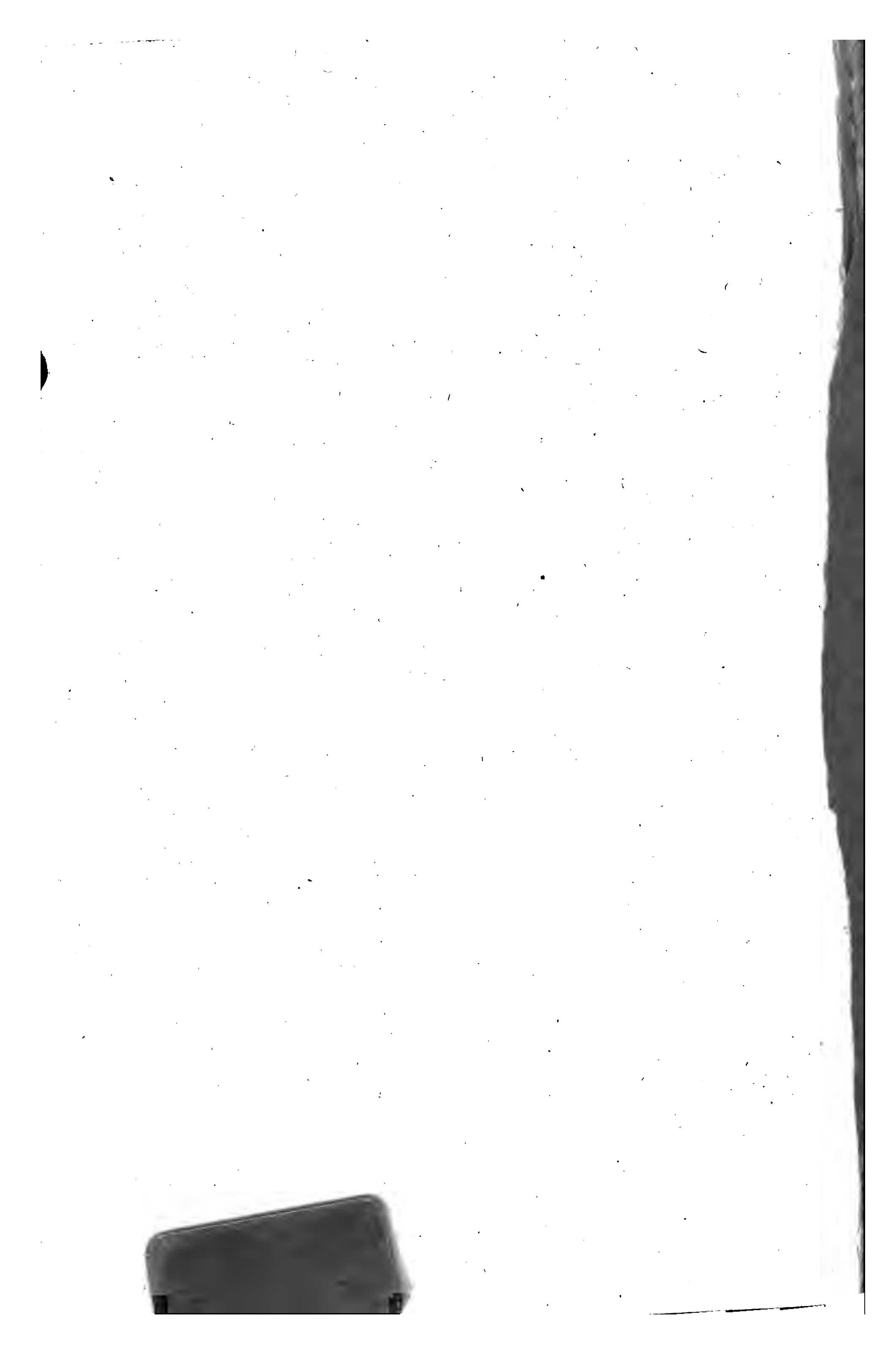
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



GESCHICHTE DER DEUTSCHEN JUGENDLITERATUR

IN MONOGRAPHIEN

VON

HERM. L. KOESTER

I. TEIL

HAMBURG :: 1906
ALFRED JANSSEN



GESCHICHTE DER DEUTSCHEN JUGENDLITERATUR

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN JUGENDLITERATUR

IN MONOGRAPHIEN

VON

HERM. L. KOESTER

I. TEIL

HAMBURG :: 1906
ALFRED JANSSEN

BDG. No. 2 2 3 8 '08

37023

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig-R.

Vorrede.

Der Versuch, eine Geschichte der Jugendliteratur zu schreiben, ist bereits verschiedentlich gemacht worden; soweit meine Kenntnisse reichen, ist es bisher immer Versuch geblieben. Alle Geschichten der Jugendliteratur hatten einen großen Fehler: es mangelte am Detail. Die Verfasser gaben Übersichten und Resumees, sie besprachen auch einzelne Schriftsteller und ihre Werke, aber diesen Einzelbesprechungen fehlte dann der chronologische Zusammenhang.

Für mich kam es daher in erster Linie darauf an, das Einzelmaterial herbeizuschaffen. Eine jahrelange eingehende Beschäftigung mit der Jugendschriftenkritik hatte mir die Grundlagen gegeben, sowohl für die Kenntnis der einzelnen Werke, als auch für die Beurteilung derselben. Als ich aber daran ging, meine Arbeiten systematisch zusammenzufassen, da zeigten sich überall bedeutende Lücken, und es ergab sich ferner, daß es mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft war, diese Lücken auszufüllen: die Werke waren zum Teil nur schwer, zum Teil gar nicht zu beschaffen. Und dabei befand ich mich in einer ungewöhnlich günstigen Lage; mir standen zwei Bibliotheken zur Verfügung, die an Fülle des Materials auf dem Gebiet der Jugendschrift alle großen Bibliotheken übertreffen, weil diese die Jugendschriften höchstens gelegentlich berücksichtigen; das waren die Sammlung der vereinigten Jugendschriftenausschüsse und die der Hamburger Lesebuchkommission.

Als ich an die Verarbeitung des Einzelmaterials ging, stellte es sich bald heraus, daß die einzig mögliche Art der Darstellung die Form der Monographie war. Denn es

konnte sich für mich nicht darum handeln, die Schriftsteller und ihre Werke lediglich chronologisch zu gruppieren; die Arbeit wäre für mich wie für die Leser zu reizlos gewesen. Es kam mir darauf an, die Gesichtspunkte herauszustellen, die für die Entwicklung der Jugendschrift von Bedeutung sind; dazu aber war eine kritische Stellungnahme zu den einzelnen Künstlern und Schriftstellern nötig. Die kritische Tätigkeit aber bedingte wieder ein Zusammentragen der verwandten Stoffe. So mußte sich das Ganze der Geschichte der Jugendliteratur zunächst auflösen in verschiedene Abteilungen, von denen jetzt vier abgeschlossen vorliegen: die Geschichte des Bilderbuches — die erste, die meines Wissens existiert — die Geschichte des Kinderliedes — mit Volkslied und Kinderreim als Vorläufer — die Geschichte des Märchens und die der Volkssage, mit den Volksbüchern als Anhang. Jede Gruppe bildet ein abgeschlossenes Ganze. — Der zweite Teil wird u. a. enthalten die Geschichte der Götter- und Heldensage, die Geschichte der erzählenden Jugendliteratur, die der Jugendschriftenkritik, und den Abschluß wird auf Grund des ganzen Einzelmaterials eine Gesamtübersicht über die Geschichte der ganzen Jugendliteratur bilden.

Bei der Darstellung des Stoffes kam es mir darauf an, ihn so zu gestalten, daß er für jeden lesbar sei, auch für den, der sich mit der Jugendliteratur noch nicht beschäftigt hat. Darum habe ich überall, wo es möglich war und soweit der Raum es gestattete, Beispiele gegeben und daran die ästhetisch-kritischen Ausführungen angeschlossen. Es sind auch alle Fußnoten vermieden worden; denn nichts ist wohl ärgerlicher, als wenn der Leser sich alle Augenblicke den Zusammenhang stören lassen muß. Da, wo Übersichten im Text nicht zu vermeiden waren, sind sie durch den Druck kenntlich gemacht, so daß sie leicht überschlagen werden können. Um aber auch denen gerecht zu werden, die sich über einzelne Teile näher unterrichten möchten, sind am Schluß jedes Abschnittes Literaturnachweise gegeben. Hier ist absichtlich keine Vollständigkeit angestrebt; Bücher und

Aufsätze ohne besondere Bedeutung sind ausgelassen. Daß jedoch auch manche bedeutungsvolle Schriften aus Unkenntnis nicht aufgeführt sind, ist mir wohl bewußt. — Demjenigen, der sich schnell über Daten orientieren will, werden die Zeittafeln am Schluß jedes Abschnitts willkommen sein; sie geben zugleich eine schnelle Übersicht über die Zeitfolge der Künstler und der einzelnen Werke. Auch hier ist Vollständigkeit nicht angestrebt, weil sonst das Bedeutungslose überwuchern würde.

Zum Schlusse habe ich noch der angenehmen Pflicht zu genügen, der Hamburger Oberschulbehörde zu danken, da mir durch ihre Gunst eine rasche Förderung meiner Arbeiten ermöglicht wurde.

Hamburg, Mai 1905. Herm. L. Köster.

Inhalt.

Das Bilderbuch.

Die Geschichte des Bilderbuches und der Illustration ist im wesentlichen die Geschichte des Holzschnitts und des Kupferstichs, besonders in der älteren Zeit. Kupferstich und Holzschnitt wiederum sind eng verwandt mit der Buchdruckerkunst. Ihr gedeihliches Aufblühen war nicht möglich vor der Ausbildung dieser Kunst durch Gutenberg 1440. Wir finden wohl vorher schon in den Bilderhandschriften des Mittelalters die Freude an reichlichem figürlichen Schmuck. Aber erst durch den Druck konnte das Bild in tausendfacher Wiederholung unter das Volk gelangen. Darin aber besteht ein wesentlicher Charakterzug der reproduzierenden Künste, daß sie für die großen Massen geeignet waren. Vorher war die Kunst höfisch gewesen; mit der Erstarkung des Bürgertums am Ausgange des Mittelalters wurde auch die Kunst bürgerlich. Derselbe gewaltige Drang, der zur Erfindung der Buchdruckerkunst führte, hat auch die Vervielfältigung des Bildes zuwege gebracht.

Wie das ganze Schriftwesen, so war auch der Holzschnitt ein zunftgerechtes Gewerbe. Hieraus erklärt sich der „handwerksmäßige Charakter, welcher dem gedruckten Bild und Bilderbuch während des ersten Jahrhunderts ihrer Entwicklung anhaftete". (K. Lamprecht).

Die ältesten Holzschneider waren Handwerker, die sich selber ihre Bilder zeichneten, oft unbeholfen genug. Der gemeine Mann kaufte sich dann die Blätter auf den Jahrmärkten vor der Kirchentür und heftete seinen Schutzheiligen daheim an die Wand, an die Bettstätte, an die Stall- oder Zimmertür. Denn Tafelbilder, wie die Reichen, konnte der arme Mann nicht haben. So mußte er sich mit diesen meist kolorierten Holzschnitten begnügen. Sie dienten nicht

nur der Augenweide, sondern sie waren mehr noch ein Mittel religiöser Andacht. Darum war der Stoff fast ausschließlich der Heils- und Heiligengeschichte entnommen.

Auch der Kupferstich ging vom Handwerk aus; die ersten Kupferstecher sind Goldschmiede gewesen, denen die Metallgravierung wohl bekannt war. Dadurch erklärt es sich, daß die Kupferstiche durchweg nicht so roh und unbeholfen waren, wie die Holzschnitte. Auch sie dienten im wesentlichen der religiösen Erbauung, und auch sie waren häufig koloriert.

Als dann die ersten Bücher gedruckt wurden, wurde auch bald das gedruckte Bild mit dem Letterndruck in Verbindung gebracht. Der Bamberger Buchdrucker Albrecht Pfister war der Urheber der ältesten mit Holzschnitten illustrierten gedruckten Bücher (ca. 1461). Anton Koburg, der tüchtigste und rührigste unter den Nürnberger Buchdruckern, gab mehrere Prachtwerke heraus, den Schatzbehalter 1491 und Schedels Weltchronik 1493. In Basel erschien u. a. das Narrenschiff von Sebastian Brant mit 108 durchweg guten Holzschnitten geziert. Durch die Illustration solcher und ähnlicher Bücher wurde der Stoffkreis der Darstellung erweitert, so daß er bald den ganzen Umfang des Lebens beherrscht. Zugleich bildet sich eine feste Technik aus, die ihre Hauptaufgabe in der treuen Wiedergabe der Zeichnung erkennt.

Zur wahren Kunst aber wurden Holzschnitt und Kupferstich erhoben nicht durch die Holzschneider und Kupferstecher, sondern durch die Maler. Schon im 15. Jahrhundert wandten sich eine Reihe bedeutender Künstler dem Holzschnitt und dem Kupferstich zu. So war z. B. Michael Wohlgemut (1434—1519), in dessen Werkstatt Dürer 1486 bis 1489 „diente", am Schatzbehalter und an der Weltchronik beteiligt. Und Martin Schongauer (1450—1491), der Goldschmiedelehrling, hat Kupferstiche von ganz großer Schönheit geschaffen, die noch heute lebendig sind, z. B. Christus am Kreuz, Madonna im Hofe, Johannes auf Patmos und vor allem die große Kreuztragung, dessen „Christus-

typus, die eigenste Schöpfung Schongauers, zugleich die früheste Verkörperung der modernen Empfindungsweise ist, welche in dem Erlöser in erster Linie den Repräsentanten der leidenden Menschheit sieht". (Seydlitz.)

Wohlgemut und Schongauer führen unmittelbar über in die Blüteperiode des deutschen Kupferstichs und Holzschnitts, die in das Reformationszeitalter fällt. Auf allen Lebensgebieten wurden neue Kräfte erweckt, auch in der Literatur und besonders in der Kunst. Unmittelbar neben Luther ragt Albrecht Dürer auf.

Die Holzschnitte und Kupferstiche Dürers und seiner Zeitgenossen waren keine Werke, die sie speziell für die Jugend schufen. Aber die einzelnen Blätter sowohl wie die Zyklen und die illustrierten Bücher — Bibeln vor allem — kamen in die Familien und bildeten hier eine Quelle gemeinsamer Freude für alt und jung. Und heute macht man den Versuch, durch die Jugend die alten Meisterwerke wieder in die Familie zu bringen.

Albrecht Dürer (1471—1528) war der Sohn eines Goldschmieds, der in seines Vaters Werkstatt die Goldschmiedekunst erlernte. Darin liegt schon ein äußerer Grund, warum Dürer auch später noch mit Vorliebe den Grabstichel handhabte. Dürer ist ganz vom Geiste der neuen Zeit erfüllt. Er steht als bahnbrechendes Genie an der Schwelle der neuen Zeit. Und gerade in seinen Holzschnitten und Kupferstichen zeigt er sich als der erfindungsreichste und an Kraft des Ausdrucks gewaltigste Künstler. Ihm gelingt die tiefste Beseelung und die größte Lebenswahrheit. In der Zeichnung und der Formengebung bringt er es zu ungeahnter Fülle und Großartigkeit. Seine Hauptwerke sind die folgenden: In den Jahren 1496—98 entsteht die erste große Holzschnittfolge, die „Apokalypse", 15 große Blätter. 1504 bis 1505 das Marienleben, die drei letzten Blätter 1510—11. — 1511 die kleine Holzschnittpassion (37 Blätter), ca. 1512 die Kupferstichpassion (16 Blätter). 1513 und 1514 schafft er die Stiche, in der die Stecherkunst in höchster malerischer Feinheit und Vollendung sich zeigt: „Ritter, Tod und Teufel",

„Hieronymus in der Zelle“, „Melancholie“. In die Jahre 1515—18 fällt seine Tätigkeit für Maximilian I., seine Mitarbeit am „Triumph“, speziell an der „Ehrenpforte“ und am „Triumphwagen“. Seit 1521 schuf er eine Reihe Bildnisse, Maximilian I. (schon 1519), Albrecht von Brandenburg, Friedrich den Weisen, Willibald Pirkheimer, Melanchthon, Erasmus von Rotterdam, Eoban Hesse.

Unter Dürers Schülern oder Gesellen ragen hervor Hans Schäuffelin (ca. 1485—1540), der 1502—1505 bei Dürer lernte, Hans Sebald Beham (1500—1550), Hans Springinklee. Sie alle eröffneten später eigene Werkstätten. Sie waren auch Mitarbeiter an dem literarischen Denkmal, das *Kaiser Maximilian* sich selber setzte. Er wollte ein Gedächtniswerk schaffen, entsprechend seinem Grabmonument in der Hofkirche zu Innsbruck. In einer Reihe von Prachtwerken sollte es sich aufbauen. Die beiden bekanntesten Werke sind der „Theuerdank“, die poetische Beschreibung von Maximilians Hochzeitsfahrt nach Burgund, und der „Weißkunig“, der seine Lebens- und Regierungsgeschichte enthält. Die große Bedeutung der Bücher liegt in den Bildern, die uns einen interessanten Einblick in das Leben und Treiben jener Zeit gewähren, da die Bilder, von Maximilian kontrolliert, außerordentlich zuverlässig sind, besonders in den Trachten. Die Bücher gehören zu den bedeutendsten Illustrationswerken überhaupt.

Vor allem war es der Augsburger *Hans Burgkmair* (1473—1531), der die Zeichnungen lieferte. Für Burgkmair ist noch bemerkenswert, daß er in einigen Blättern (Maximilian, Jacob Fugger z. B.) die Farbe wieder einführte, die Dürer aus dem Holzschnitt verbannte. Burgkmair hat noch eine ganze Anzahl anderer Werke illustriert.

Der größte Meister neben Dürer ist *Hans Holbein* d. J. (1497—1543). Sein Vater war selbst ein bedeutender Meister, der dem genialen Sohne selbst ein gediegener Lehrer war. Holbeins erste Holzschnitte sind Büchertitel im Stile der frischen Frührenaissance. Dazu kamen während der elf Jahre seines ersten Baseler Aufenthalts Randleisten, Ini-

tialen, Bilder aus dem Volksleben, zum Alten und Neuen Testament. 1522 vollendet er die Bilder zur Apokalypse (21 Blatt), 1538 erscheint das Alte Testament, und im selben Jahre kommen in Lyon seine unsterblichen Bilder des Todes heraus, fälschlicherweise gewöhnlich Totentanz genannt. In Bildern von ganz kleinem Format gibt Holbein eine gewaltige Satire seiner Zeit. Er nimmt den Stoff direkt aus dem Leben, er schildert den Papst, den Kardinal, den Kaiser, die Kaiserin, den Edelmann, den Bauern, den Räuber usw. Er scheut nicht davor zurück, die Großen in ihren Sünden zu zeigen, den Papst, auf dessen Seele der Teufel lauert, den Ratsherrn, der sich vom Teufel beraten läßt, die Nonne, deren Sinn sich vom Gebet fort zu ihrem Buhlen wendet. Aus den Schilderungen der Armen und Elenden dagegen spricht ein tiefes Mitgefühl mit ihren Leiden. Auf kleinstem Raum gibt Holbein einen nie auszuschöpfenden Inhalt.

Neben Holbein wirkten in Basel eine Anzahl Meister, die zwar neben Holbein verblassen, die aber wohl beachtenswert sind. Zu ihnen gehören Urs Graf (ca. 1487 bis ca. 1529), Nikolaus Manuel Deutsch (ca. 1484—1530). Auch in andern deutschen Städten zeigen sich künstlerische Persönlichkeiten von selbständiger Kraft. In Straßburg wirken Johann Wechtlin und Hans Baldung Grien (geb. 1476), der bedeutende Blätter in der Helldunkeltechnik schuf (Christus am Kreuz, Vorbereitung zum Hexensabbat). In Regensburg lebt Albrecht Altdorfer (ca. 1480—1538). Nach Wittenberg wird Lukas Cranach d. Ä. (1472—1553) berufen, aus dessen Werkstatt die Holzschnitte zum ersten Teil von Luthers Bibelübersetzung stammen und der Luther und seine Freunde in Kupferstich und Holzschnitt porträtierte. Auch er lieferte eine Reihe Büchertitel.

Wenn wir das Zeitalter Schongauers, Dürers und Holbeins überblicken, so müssen wir gestehen, daß wir einen solchen Höhepunkt der vervielfältigenden Künste nicht wieder erreicht haben, wo die größten Künstler Bilderbücher und Illustrationen und Büchertitel schufen. — Unserer Zeit wird es schwer, zu den Werken dieser Periode in ein Verhält-

nis zu kommen. Für ihre Zeit schufen die Künstler, was in den Seelen aller lebte: die Leidensgeschichte Christi, das Leben der Jungfrau Maria und ihrer Eltern, das Leben der Heiligen war allen bis in Einzelheiten hinein vertraut. Und diese Vertrautheit hatte für den Menschen des ausgehenden Mittelalters eine ganz andere Bedeutung als für den Menschen von heute: es war eine Zeit starker religiöser Erregung, die der Reformation voranging, diese Erregung fand ihren Ausdruck in der Kunst, und wirkte von da wiederum auf die Massen zurück. So hatte das Kunstwerk eine ungleich unmittelbarere Wirkung als heute. Uns erscheinen die Bilder, insbesondere die Holzschnitte, leicht fremdartig, sie schmeicheln sich unserem Auge in ihrer Herbheit und Eckigkeit nicht ein, wir müssen erst den Eindruck des Altmodischen überwinden, ehe sich unsere meist verbildeten Augen an die Bilder gewöhnen. Das ist überraschenderweise beim Kinde nicht in dem hohen Maße der Fall wie beim Erwachsenen. Als im Jahre 1898 die Kunsthalle in Hamburg Dürers Marienleben neu herausgab, da zeigte es sich, daß durchweg die Kinder eher in die Bilder hineinkommen als die Erwachsenen, sie gehen viel frischer und unbefangener daran. Dabei kommt ihnen zu Hilfe, daß für sie der biblische Stoff eine ähnliche Vertrautheit besitzt wie dem Menschen aus Luthers Zeit. Der Stoff ist es, der sie zunächst fesselt, aber daneben übten auch das Gebahren der Menschen, ihre ausdrucksvolle Haltung, ihre sprechenden Gebärden, ihre charaktervollen Köpfe, und ferner die Weite der Landschaft und die Eigenartigkeit der Architektur ihren Reiz auf die Kinder aus. Im letzten Jahr (1906) hat der Düsseldorfer Jugendschriften-Ausschuß das Marienleben in einer billigen Ausgabe (1 ℳ) bei Fischer und Franke herausgegeben.

Ähnliche Erfahrungen wurden mit Dürers „Kleiner Passion" gemacht, von denen der Leipziger Lehrerverein zwölf Blätter herausgab (für 0,10 ℳ, Verlag E. Haberland, Leipzig) und mit dem Werke Schäuffelins, das Voigtländer herausgab: „Leiden, Sterben und Auferstehung Jesu Christi" (17 Bilder, dem Speculum passionis entnommen). Auch

diese Bilder sehen Kinder mit Vergnügen an, und zwar jüngere Kinder mindestens ebensosehr wie größere, die schon zu viel Süßlichkeiten gesehen haben. Sicher würde auch die Bilderbibel Sebald Behams eine ähnlich günstige Wirkung ausüben, doch fehlt eine billige Reproduktion derselben.

Holbeins Bilder des Todes, die 1897 neu herauskamen (Kunsthalle Hamburg), wirken nicht so unmittelbar auf Kinder; ihnen fehlt die reife Lebenserfahrung, um den Stoff voll und unmittelbar erfassen zu können. Wenn aber das leise hindeutende Wort des Erwachsenen helfend hinzukommt, so werden sie dem Kinde schnell verständlich und lieb, denn der Vorgang an sich ist auf allen Bildern ganz klar und deutlich. Wer aber erst einmal in die Bilder Dürers und Holbeins hineingekommen ist, dem sind sie ein nie versiegender Quell der Freude.

Schon zu Dürers Zeiten, in den zwanziger Jahren, trat in Nürnberg allmählich ein Umschwung ein: die italienische Hochrenaissance beginnt ihren Einfluß auszuüben.

Charakteristisch ist auch, daß der Ornamentstich einen immer größeren Umfang annahm, deren Quelle vor allem Norditalien war.

Immer mehr sanken Holzschnitt und Kupferstich von ihrer künstlerischen Höhe und wurden immer unselbständiger und gewerbsmäßiger. Der Bilddruck wurde immer mehr zur Reproduktionskunst, der die Erfindungen anderer benutzte. So stand es am Ausgang des 16. Jahrhunderts.

Dann kam das für Deutschland so unsäglich traurige und trostlose 17. Jahrhundert. Der schreckliche dreißigjährige Krieg legte auf lange Zeit alle Kräfte brach. Der Holzschnitt sank immer tiefer, wurde immer roher, nur noch für die gewöhnlichsten Flugblätter, für Spielkarten und Kalender, für Vignetten und Zierleisten wurde er gebraucht. Der Kupferstich hielt sich auf respektablerer Höhe, besonders in seiner Ausbildung als Radierung, doch geriet er in vollständige Abhängigkeit von den Niederländern und Vlamen, von Rembrandt und Rubens. Für uns erwähnens-

wert ist Matthäus Merian d. Ä. (1593—1650), der, Radierer und Verleger zugleich, mehrere verbreitete Illustrationswerke herausgab, z. B. die 150 „Biblischen Figuren“ und die Zeillerschen Topographien, die über 2000 Kupfertafeln enthalten; schon die große Zahl bedingt ihre künstlerische Minderwertigkeit. — Charakteristisch für die Zeit ist, daß ein so geniales Werk, wie Comenius' Orbis pictus (1658) sich mit völlig unzulänglichen Bildern begnügen mußte.

Das 18. Jahrhundert bringt die deutsche Kunst in die völlige Abhängigkeit von Frankreich. Wer Erfolg haben wollte, mußte die Pariser Schule durchmachen, die in der Blütezeit des Rokoko zur höchsten Grazie und Zartheit gediehen war, die technische Schwierigkeiten nicht kannte.

Die Gründe für den Niedergang der deutschen Kunst, ganz besonders des Holzschnitts, lagen in der Verkümmerung des nationalen Lebens, in dem Überwuchern des höfischen Elements und im Niedergang des Mittelstandes.

Erst der Ausgang des 18. Jahrhunderts brachte uns in Daniel Chodowiecki (1726—1801) einen Künstler, der wieder nationales Gepräge hatte. Er gehört der Generation Gellert-Lessing an. Er war zum Kaufmann erzogen, obgleich sich schon früh seine zeichnerische Begabung zeigte. Aber erst nach seiner Übersiedlung von Danzig nach Berlin 1743, wo er mit Berliner Künstlerkreisen in Berührung kam, gab er 1754, also mit 28 Jahren, den Kaufmannsberuf auf. Im selben Jahre erschienen seine ersten Kupferstiche: eine Reihe Figuren aus dem Volk. 1758 vollendete er seinen großen Friedrich II. zu Pferde. Er hat wenig große Blätter gezeichnet. Seine Stärke lag im kleinen Bild, in der Illustration. Hier war er der treue Schilderer seiner Zeit, besonders des bürgerlichen Familienlebens. 1769 erschienen seine ersten Kalenderkupfer, kleine Bildchen zur Minna von Barnhelm, und bis zu seinem Tode hat er für Almanache gearbeitet, etwa 1000 Radierungen. Er hat fast alle deutschen Dichter seiner Zeit in Almanachen illustriert. Daneben hat er Blätter eigener Erfindung gezeichnet. Er war auch der

Illustrator der Aufklärungsliteratur, von Rousseaus Heloise, Goldsmiths Vicar of Wakefield u. a. Er hat ferner die Kupfer für Basedows Elementarwerk, wie für Salzmanns Elementarwerk (1784) geschaffen, besonders die letzteren, Genrebilder, die sich den moralischen Erzählungen Salzmanns anschlossen sind gut gezeichnet. Für unsere Zeit haben Chodowieckis Bilder wesentlich kulturhistorisches Interesse, eine Erneuerung etwa für unsere Jugend käme kaum in Frage, so schön auch einzeln Blätter sind.

Aus Chodowieckis Zeit sind für uns noch erwähnenswert J. W. Meil, der zum Spectaculum Naturae et Artium 30 vorzügliche Kupfer zeichnete, die belehrenden Zwecken dienten (1761), und M. G. Chr. Raff, der 1792 vier Kupfertafeln zu einer Naturgeschichte für Kinder lieferte.

So großartige Umgestaltungen und Erfindungen auf dem Gebiete der vervielfältigenden Künste das 19. Jahrhundert auch gebracht hat, die ersten drei Dezennien waren trostlos. Dabei hatte Aloys Senefelder (1771—1834) bereits 1796 seine ersten Versuche in der Lithographie gemacht, 1797 konstruierte er die Steindruckpresse, 1798 lieferte er die erste gravierte Arbeit auf Stein, 1799 machte er die ersten Versuche einer Kreidezeichnung auf Stein. Überhaupt wurde noch unter Senefelder in der Lithographie fast der Gipfelpunkt der Leistungsfähigkeit erreicht. Nur der Farbendruck stand noch zurück, wenn auch bereits 1823 durch Franz Weishaupt in München farbige Tafeln mit mehreren Steinen hergestellt wurden. Aber die Lithographie beschränkte sich im wesentlichen auf die Reproduktion alter und neuer Gemälde. Erst durch das schöpferische Eingreifen wirklicher Künstler gelangte die Lithographie zu ihrer Blüte.

Adolf Menzel (1815—1905) war der erste große Künstler, der sich der Lithographie zuwandte. Sein Vater war Lithograph. So kam es, daß Menzel schon mit 18 Jahren seine ersten Lithographien schuf: 1833 zeichnete er Luthers Leben, ein Bilderbuch für die Jugend in 13 Blättern. In den Jahren 1834—36 folgten der Zyklus Künstlers Erdenwallen und die Denkwürdigkeiten aus der Brandenburgischen Ge-

schichte. Er ist noch öfter zum Stein zurückgekehrt, so erschien 1851 ein Heft Versuche auf Stein mit Pinsel und Schabeisen. Aber Größeres hat Menzel doch auf dem Gebiet des Holzschnitts geleistet. Noch ein Jüngling, erhielt er den Auftrag, das Werk Kuglers, die Geschichte Friedrichs des Großen, mit 400 Holzschnitten zu illustrieren. Nun ging es an ein Studieren, jedes Uniformstück, jeder Gamaschenknopf, jeder Tisch und Stuhl der fridericianischen Zeit, jedes Gefäß und jedes Gerät wurde der Natur getreu gezeichnet, bis er ganz heimisch war in der Zeit, die er schildern sollte. Bei seinen Zeichnungen aber blieb er nicht in den Einzelheiten stecken, die Studien wuchsen zu Bildern zusammen, in denen sich, durch ein ungewöhnliches zeichnerisches Können unterstützt, ein reicher Geist und eine frühe Menschenkenntnis ausdrückte. Und als es an das Ausführen in Holz ging, bildete Menzel eine neue Holzschnittschule um sich, deren technische Fertigkeit an seinen Vorlagen rasch emporwuchs, so daß der Holzschnitt sich allen Ansprüchen der Illustration völlig gewachsen erwies: jede Nuance der Abtönung, das Blitzen der Bajonette, das Flimmern des Goldes, das Leuchten der Sonne wie das milde Licht des Lampenscheins und das Flackern des Lagerfeuers kommt zum Ausdruck. — Noch reifer zeigt sich Menzels Kunst in den 200 Zeichnungen zu den Oeuvres de Frédéric le Grand (1843—49), in denen sich besonders seine Fähigkeit zu charakterisieren aufs höchste steigert. — Leider haben wir die Erfahrung gemacht, daß Kinder von den Menzelschen Zeichnungen zu Kuglers Friedrich II. nicht sehr stark gefesselt werden. Die kleinen Bilder sind ihnen zu unscheinbar; es gehört ein künstlerisch ziemlich hoch geschultes Auge dazu, die Größe dieser Blätter zu erfassen. Die zur höchsten Einfachheit gesteigerten Mittel, den Ausdruck zu geben, erfordert ein Versenken in die Bilder, zu dem Kinder allein schwerlich kommen. Beim gemeinsamen Betrachten mit Erwachsenen, wobei ihnen angedeutet wird, was sie beachten müssen, da werden Kinder — ähnlich wie Holbeins Bilder des Todes — die Zeichnungen bald liebgewinnen. Eine

kleine billige Auswahl der Holzschnitte zu Kuglers Friedrich ist neuerdings von der Berliner Lehrervereinigung herausgegeben unter dem Titel: „Bilder zur Geschichte Friedrichs des Großen“. — Ein Meisterkinderbuch hat Menzel geschaffen, 40 Blätter in Gouache, für die Kinder seiner Schwester bestimmt. Es sind wundervolle Blätter von herzlichster Naturfrische. Für Berliner Kinder gedacht, wählt Menzel seinen Stoff: die Straße, die Plätze des Tiergartens, der Zoologische Garten mit modernem Leben angefüllt. So löst Menzel bereits eine Aufgabe, an die unsere modernen Künstler sich noch nicht wieder herangewagt haben. — Leider sind die Blätter nicht zur Reproduktion bestimmt, so daß sie nur wenigen zugänglich sein können. Sie befinden sich in der Nationalgalerie zu Berlin.

Außer Menzel wandten sich auch andere Meister den vervielfältigenden Künsten zu. Besonders für den verachteten Holzschnitt brach in den dreißiger Jahren eine neue ungeahnte Blüte an. Die Nachwehen der napoleonischen Kriege waren überwunden, das Bürgertum fing von neuem an zu erstarken, doch waren ihm für die Betätigung auf politischem Gebiet die Grenzen ziemlich eng gesteckt. So wandte es sein Interesse der Kunst zu. Aber das Bürgertum, das wirtschaftlich und politisch nach der Stellung strebt, die im 18. Jahrhundert der Adel und die kleinen Fürsten eingenommen hatten, begriff noch nicht, daß es damit auch Pflichten übernahm, die früher vom Adel und vom Fürsten erfüllt wurden, unter anderem die Pflicht, Bilder zu kaufen. In der Schwierigkeit, Bilder zu verkaufen, lag ein Grund mit, daß die vervielfältigenden Künste von neuem erblühten. Zwei Künstler waren es in erster Linie, die für den Holzschnitt schufen, Otto Speckter und Ludwig Richter. Beide haben auch für den Kupferstich und für die Lithographie gearbeitet.

Den Anfang machte Otto Speckter (1807—71). Er gab 1833 die bekannten 50 Holzschnitte zu den Heyschen Fabeln heraus; 1837 erschien die zweite Folge: Noch fünfzig Fabeln. Man hat Speckter lange Zeit nur nach diesen 100

Bildchen eingeschätzt und infolgedessen unterschätzt. Erst in unserer Zeit hat man auch andere Zeichnungen Speckters neu reproduziert: seine Bilder zu Andersens Märchen, zum Gestiefelten Kater, zum Brüderchen und Schwesterchen, zu Groths Quickborn und seine Tierbilder. Auch hat man eine Auswahl aus seinen 100 Fabelbildern getroffen, denn gerade unter diesen befanden sich einige nicht sehr glückliche Blätter — allerdings war die Auswahl auch der Fabeln wegen nötig. — Früher schon waren die ersten 50 Bilder zu den Fabeln von Pfeiffer umgezeichnet worden, doch war dabei unendlich viel von dem intimen Reiz der Speckterschen Bilder verloren gegangen. Speckter, der in Hamburg lebte, ist seinem ganzen Wesen nach Norddeutscher, seine Bilder, besonders seine Landschaften, tragen typisches norddeutsches Gepräge.

Die stillen Hecken und die Wege weit über die Felder hin, die Moore und die Weiden mit ihrer weiten, duftigen Ferne, die Bauernhöfe und die Landstraßen, die Gärten mit den niedrigen Zäunen, die Wälder und die Teiche mit den lauschigen Winkeln unter Büschen — alles atmet Heimatluft. Neben der Landschaft sind es besonders die Tiere, die Speckter nie müde wurde zu beobachten und zu zeichnen. Speckter ist keiner von den faustgewandten Zeichnern, denen kein Bild mißrät, die ihre Bilder aus dem Handgelenk hinwerfen; seine Menschen, auch seine Kinder, sind zuweilen schwerfällig. Aber die ganze ruhige Sachlichkeit der Beobachtung, die schlichte, einfache, absichtslose Darstellung, das ernste, stille Vertiefen in die Stimmung — alles das macht seine Bilder groß. Man muß sich den äußerlich oft unscheinbaren Bildern nur ganz hingeben, um ihren tiefen poetischen Gehalt zu erkennen.

Ein anderer ist Ludwig Richter, der Sachse (1803—84). Er ist ein Dresdner Kupferstechersohn, der in der schweren Zeit nach den Napoleonjahren bei seinem Vater als Geselle arbeitete. Besonders glückliche Umstände befreiten ihn aus der Enge und ließen ihn Maler werden. Aber später mußte er als Zeichenlehrer in Meißen in die Enge zurück. Wohl

malt er Bilder, er erhält für seinen „Brautzug“ in Paris sogar die goldene Medaille, wohl ist er jetzt Professor in Dresden, aber er kann davon nicht leben — wer kauft Bilder? So muß er wieder zum Zeichenstift greifen, muß Bücher und Kalender illustrieren. Er zeichnet Bilder zu den deutschen Volksbüchern (1838), zum Landprediger von Wakefield (1841) und zu Musäus Volksmärchen (1842), er illustriert das Kinderleben (1852) und die Bechsteinschen Märchen (1853). Und immer mehr findet er in der Zeichnung seinen Lebensberuf. Und während einer Reise nach Böhmen geht ihm, dem glühenden Verehrer Italiens, der Reiz des deutschen Mittelgebirges auf, und er entdeckt den malerischen Reichtum des mitteldeutschen Dorfes und der Kleinstadt dazu, und in seiner Erinnerung steigen all die Gestalten herauf, die er als Kind in seines Großvaters kleinem Krämerladen gesehen. „Dies kleine Lädchen mit seiner Kundschaft, die in einem armen Stadtviertel eine buntcharakteristische ist, hat gewiß auf mein künstlerisches Gestalten in späteren Jahren viel Einfluß gehabt; unbewußt tauchen diese Geister alle auf und standen mir Modell“ (Jugenderinnerungen). Dazu kamen jene altmodischen, schrullenhaften Sonderlinge, die ihm in den Straßen der Kleinstadt begegneten, und endlich fand er im eigenen Kreise, im eigenen traulichen Heim alles das, was ihn zum Schilderer deutschen Familien- und Volks- und Kindeslebens machte, besonders in seinen selbständigen Bilderfolgen, wie Das Vaterunser (1856), Fürs Haus (1858—61), Der Sonntag (1861), Unser täglich Brot (1866). Aus den verschiedenen Sammlungen ist in neuester Zeit eine billige Auslese getroffen, die Ludwig Richtergabe (1 ℳ).

Seinem Stoff entsprechend, ist Richters künstlerische Sprache von höchster Schlichtheit und Gemeinverständlichkeit. Und wie sein Wesen milde und liebenswürdig war, so liegt auch über seine Bilder eine liebenswürdige, sonnige Heiterkeit ausgegossen, die sie schnell jedem lieb und wert machen. Und wenn auch das Gegenständliche in Richters Bildern heute schon in vielfacher Beziehung der Vergangen-

heit angehört — eins veraltet nie: das tiefe Fühlen, das in ihnen lebt, das ganz deutsch ist. Ludwig Richter wie Otto Speckter gehören in jede Familienstube; die Kinder, denen es versagt ist, Specktersche und Richtersche Bilder zu sehen, sind um einen Schatz von Erinnerungen ärmer.

Zu der Generation Richter-Speckter gehören eine Reihe Künstler, die ebenfalls für den Holzschnitt und die Radierung schufen. Dazu gehören: Julius Schnorr v. Carolsfeld (1794—1872), der in den Jahren 1852—60 seine Bilder zur biblischen Geschichte zeichnete, die noch jetzt bedeutend vergrößert in den Schulen in Gebrauch sind, leider vielfach in farbigen Drucken, obgleich die Bilder durchaus farblos gedacht sind. J. v. Führich (1800—1870), dessen Radierung Genovefa bekannter geworden ist. Eugen Neureuther, von dem eine Reihe feiner Arabesken und Radierungen zum Dornröschen und Holzschnitte zu Goethes Götz stammen. Robert Reinick (1805—52), der das Liederbuch für deutsche Künstler und die Lieder eines Malers illustrierte. Kaspar Braun (1807—77), der Begründer der Fliegenden Blätter und der Münchner Bilderbogen. Alfred Rethel (1816—59), der die mittelalterliche Dichtung und Historie illustrierte und der 1848 seinen Totentanz schuf in der altdeutschen Art derber Umrißzeichnung mit sparsamer Schattengebung. Die beiden bedeutendsten Blätter, der Tod als Freund und der Tod als Würger sind neuerlich durch den Kunstwart neu reproduziert.

Ferner gehört hierher Moritz von Schwind (1804—71), der an den Münchner Bilderbogen mitarbeitete und der die beiden Zyklen, die sieben Raben (1858) und die schöne Melusine schuf (1870), echte Märchenbilder, die den ganzen romantischen Zauber des Märchens ausstrahlen.

Hier müssen wir auch eines Illustrators gedenken, der heute fast vergessen ist, der aber in den sechziger Jahren eine Anzahl beachtenswerter Bilderbücher schuf: Theodor Hosemann (1807—75). Seine Bücher sind alle in der lithographischen Anstalt Winckelmann und Söhne-Berlin erschienen: Zur Unterhaltung für gute Kinder, Kinderstreiche,

Bilder für artige Kinder, Eine Häschen- und eine Katzengeschichte, Aus meiner Mappe. — Die Bilder verraten ein nicht unbedeutendes zeichnerisches Können, besonders die Landschaft, die ein wenig romantisierend ganz die Art der Richterschen Schule zeigt. Die Farbe ist ziemlich belanglos. Der Text aber ist fast überall schlimm. Eine Erneuerung der Bücher kommt für uns nicht in Frage.

An Richter schloß sich eine neue Generation, die ganz auf seinen Schultern steht. Da aber Nachahmung nie eine gleiche Kraftentwicklung erfordert wie die originale Leistung, so finden wir auch bei den Nachfolgern nicht die gleiche Höhe der Künstlerschaft. Der bekannteste dieser Künstler ist Oskar Pletsch (1830—88). Er war geborner Berliner, besuchte die Dresdner Akademie, hier war er ein Schüler von Bendemann, der zum Richterschen Kreis gehörte. Später lebte Pletsch in Berlin, seit 1872 aber wohnte er in Niederlößnitz bei Dresden. Sein erstes Bilderbuch erschien 1860, die Kinderstube in 36 Bildern, und dann folgte fast Jahr für Jahr ein neues Buch: Was willst du werden, Gute Freundschaft, Kleines Volk, Nesthäkchen, Der alte Bekannte, Ein Gang durchs Dörfchen, Stillvergnügt, Guckaus, Daheim usw. Jedes neue Buch wurde mit Jubel begrüßt, denn Pletsch hat etwas unmittelbar Ansprechendes. Es sind kleine niedliche Szenen, die er gibt mit allerliebsten rundwangigen Kindern und hübschen jungen Frauen und Mädchen. Da ist alles so zierlich und fein und artig und wohlerzogen, selbst wenn die Kleinen sich erzürnen. In dieser Niedlichkeit aber liegt zugleich Pletsch' Schwäche. Suchen wir schon bei Richter männlich herbe Energie vergeblich, so finden wir bei Pletsch kaum mehr als eine bis ans Süßliche grenzende Weichheit. Seine Zeichnung ist nicht reich an Ausdrucksmitteln. Der Ausdruck zeigt zuweilen sogar eine völlige Leere. Trotzdem vermag Pletsch dem Kinde in seinen besten Leistungen doch viel zu sagen, und gerade einige seiner besten Bücher sind im Loeweschen Verlag neu erschienen (z. B. Gute Freundschaft und Der alte Bekannte):

Der Mangel an Ausdruck tritt noch stärker hervor bei Paul Mohn, einem Schüler Richters. Sein bestes Werk ist der „Märchenstrauß für Kind und Haus"; die Bilder sind ganz auf Stimmung gestellt und in der Tat läßt sich nicht leugnen, daß einige Bilder stimmungsvoll wirken. Aber die Zeichnung ist durchweg wenig charaktervoll, und die Farbe ist ganz nach Braun hinübergestimmt. Nicht übel ist auch das „Christkind", zu dem Gerok die Lieder geschrieben hat. Dagegen fällt die „Fröhliche Jugend" ganz bedenklich ab; die Kinder sind zum Teil steif wie Puppen, und in „Nesthäkchens Zeitvertreib" sind die Bilder zum Teil schlimm, nach Zeichnung sowohl wie nach Farbengebung.

Otto Speckter und Ludwig Richter und seine Nachfolger zeigen — wenn wir sie als Künstler betrachten, die für Kinder schufen, zwei große Mängel: Erstens fehlt die Farbe entweder ganz, oder sie spricht als Ausdrucksmittel kaum mit. Der Mangel an Farbe wurde in jener Zeit von den Erwachsenen gar nicht empfunden. Die Zeit war ganz unmalerisch, man hatte nur Augen für das zeichnerische Können. Viel später, erst in unserer Zeit, hat die Farbe das Bilderbuch erobert.

Der zweite Mangel ist das Fehlen von Bildern von lauter, derber Lustigkeit. Gewiß gibt es Kinder, die sich vor ein Specktersches oder Richtersches Bild setzen und sich da hineinsehen und träumen, die mit voller Hingebung die Poesie einer Landschaft einsaugen, denen kein Kraut am Weg, kein Vogel im Busch entgeht. Aber viele Kinder, vielleicht die meisten, sind dieser Hingebung nicht fähig. Sie ziehen Bilder vor, auf denen es lustig zugeht, Bilder, bei denen sie laut lachen können. Die ruhige, stille Heiterkeit eines Speckter und Richter, die uns entzückt, ist für die meisten Kinder zu fein. Es wird kaum jemals vorkommen, daß ein Kind vor einem solchen Bild aufjauchzt. Das Kind aber will lachen, und das soll es auch.

Nach dieser Seite hin, nach der Seite des derben Humors, brachten die vierziger Jahre, die mit unverminderter Kraft das fortsetzten, was die dreißiger Jahre begonnen, einen

Fortschritt. 1845 wurden durch Kaspar Braun die Fliegenden Blätter begründet, ungefähr um dieselbe Zeit fingen auch die Münchner Bilderbogen an zu erscheinen, die auch eine große Zahl lustiger Bilder brachten.

Dann aber bescherte uns das Jahr 1845 das Buch, das noch heute zu den viel umstrittenen gehört: den Struwwelpeter von H. Hoffmann. Eines spricht von vornherein für das Buch: es hat eine große Anzahl von Auflagen erlebt, es hat bis auf den heutigen Tag seine Wirkung auf die Kinder bewahrt. Es wird nicht viele Kinder geben, bei denen der Struwwelpeter seine Wirkung versagt. Und das ist etwas nicht Geringes, etwas, daß wir viel stärker beachten sollten, damit wir den Kindern nicht Bücher in die Hände geben, die wohl uns Erwachsenen, aber nicht die Kinder interessieren.

Hoffmann hatte ein feines Verständnis dafür, was das Kind interessiert. Hoffmann war kein Künstler, er war Arzt; er dichtete seine Verse und zeichnete seine Bilder für sein eigenes Töchterlein, ohne dabei an eine Veröffentlichung zu denken. Er stand so bei seinem Schaffen in engster Fühlung mit seinem Publikum, und aus einem feinen völlig naiven Empfinden heraus stellte er sich ungewollt auf den Standpunkt, den einige unserer heutigen Künstler mit Bewußtsein und mit voller Absichtlichkeit zu gewinnen versuchen: auf den Standpunkt des Kindes. Er zeichnete so unbeholfen, so hölzern, in so naiver Auffassung, wie Kinder zeichnen, und er malte seine Zeichnungen wie Kinder antuschen, in einfachen, flächenhaften Lokaltönen. Und was er malte, das knüpfte an Erlebnisse an, die das Kind jeden Tag hatte: wie oft wird dem Kinde gesagt, spiele nicht mit dem Feuer, du verbrennst dich!, oder, iß deine Suppe, du wirst sonst nicht groß! Diese kleinen Sünden der Kinder gestaltete Hoffmann in ihren Folgen phantastisch aus, daß er das Kind mit fortreißt, es erschüttert, es rührt, es auflachen macht — so daß er sogar moralisch werden kann, ohne langweilig zu sein.

Zwei Einwände pflegt man dem Struwwelpeter gegenüber zu machen, Einwände, die uns bei anderen Büchern

wieder begegnen: die geschilderten Unarten könnten auf die Kinder verderblich wirken, und die Häßlichkeit der Bilder verdürbe ihren Geschmack. — Über den ersten Einwand läßt sich eigentlich nicht streiten. Er wird noch häufiger erhoben gegenüber Buschs Max und Moritz. Wir meinen zwar, weder das eine noch das andere Buch wird die Kinder verderben. Die kindlichen Schandtaten sind derart ins Unmögliche gesteigert, daß sie nach unserer Meinung ihren Reiz zur Nachmachung verlieren. Man hat uns auf unsere Frage, sind denn Sie durch diese Bücher auf Abwege verleitet worden? noch nie mit einem Ja geantwortet. Übrigens sind die Folgen für die Übeltäter so erbarmungslos schreckliche, daß ja schon darin ein Abschreckungsmittel liegen müßte.

Mit dem zweiten Einwand, die Bilder seien häßlich, haben diejenigen recht, die vom Standpunkt des formal Schönen die Bilder betrachten. Und es sind deren nicht wenige. Ja, ein Rest dieses romantischen Zuges nach „Schönheit“, nach der Schönheit, die sich in Regelmäßigkeit der Form äußert, steckt wohl in uns allen. Und gegen diese Freude an der äußeren Schönheit der Schale ist auch so lange nichts einzuwenden, so lange sie kein Hindernis wird, beim Fehlen der schönen Schale das Bedeutende im Bilde zu erkennen.

Darum ist es von höchster Bedeutung, daß wir erzogen werden, auch im formal Häßlichen das künstlerisch Große zu erkennen, das im charakteristischen Ausdruck liegt. Gerade die Karikatur aber öffnet das Auge für das Charakteristische. Jene feine Charakteristik, die nur leise andeutet, verlangt vom Beschauer ein Einfühlen, das viel Begabung und Übung voraussetzt. Die Karikatur aber, die ihrem Wesen nach durch Übertreibung wirkt, macht uns und dem Kinde das Erkennen dessen, was ausgedrückt werden soll, leicht. Man hat gefürchtet, die Übertreibungen könnten auf die Vorstellungen des Kindes verwirrend wirken. Überflüssige Sorge: gerade durch das Übermaß des Übertreibens das der Karikatur eigen ist, weist sie selbst darauf hin, daß die Dinge gar nicht so sind, wie sie sie uns zeigt. — Wir

wollen natürlich dem Kinde nicht nur Karikaturen zeigen, wir wollen keine Häßlichkeitsfanatiker erziehen. Aber es hat damit auch keine Not: das formal Schöne übt immer und auf jeden seine Wirkung aus, ihm braucht unsere Sorge nicht zu gelten. Im Gegenteil, wenn wir etwas mehr Auge bekommen für die Oberflächlichkeit und Hohlheit und Geistlosigkeit, die sich gar zu oft hinter der Schönheit versteckt, so ist das nur ein Vorteil. Dem Häßlichen aber müssen wir helfen, daß wir erkennen lernen, was als charakteristischer Ausdruck darin von seelischem und künstlerischem Wert ist.

Hoffmann hat außer dem Struwwelpeter noch mehrere Bilderbücher gezeichnet, aber die Höhe seines Erstlingswerkes hat er nicht wieder erreicht. Nur „König Nußknacker“ kann sich in vielen Bildern mit dem Struwwelpeter messen. Indem er hier die holzgeschnitzten bunten Nürnberger Spielsachen nachahmte, kam in seine Zeichnungen fast so etwas wie Stil hinein. Alles andere aber ist unbeholfen. Und seine übrigen Bücher, Bastian der Faulpelz und Prinz Grünewald und Perlenfein sind ganz wertlos. Hoffmann war eben Dilettant, dem einmal ein Wurf gelungen war. Er selbst wollte auch gar nichts mehr sein, ihm erschien der Gedanke, das Kinderbuch müsse künstlerische Qualitäten haben, einfach komisch. Dann erziehe man die Säuglinge doch lieber gleich in Gemäldegalerien oder in Kabinetten mit Gipsabdrücken, war seine Meinung. — eine für ihn und die meisten seiner Zeitgenossen charakteristische Meinung: da allein war „Kunst“, brauchte Kunst zu sein.

Wir sind heute anderer Ansicht. Wir meinen, daß die Kunst auch ins Haus und in die Kinderstube gehört. Darum werden wir uns nicht an den dilettierenden Kinderfreund wenden, oder an einen aus der Masse der professionellen Bilderbuchzeichner, sondern an den Künstler, der die Kinder liebt, der ihre Wünsche kennt, der ihre kleinen Leiden zu würdigen weiß.

Ein solcher Künstler ist Wilhelm Busch (geb. 1832), der etwa zehn Jahre später mit seinen ersten Kinderbüchern

herauskam: 1857 erschienen die Bilderpossen, 1858 Max und Moritz, 1871 Hans Huckebein, noch später Sechs Geschichten für Neffen und Nichten. — Busch ist Künstler durch und durch, voller Geist und Temperament, in seinen Versen wie in seinen Bildern. Mit voller Bewußtheit drängt er seine Darstellung auf das Einfachste hin, und gerade in der Komik der Einfachheit, die den Beschauer zu lachendem Ergänzen zwingt, liegt seine Stärke. Mit den einfachsten Mitteln weiß er den stärksten Ausdruck zu geben. Dazu kommt eine meisterliche Art, dramatisch zu gestalten. Eine Situation jagt die andere, alle voll sprühenden Lebens. Nimmer müde, erfindet Busch immer neue Aktionen, die sich steigern bis zur fürchterlichen Katastrophe hin. Das Ungeheuerlichste wird hier Ereignis. Dabei hat Busch einen ausgesprochenen Sinn für das Drollige, so daß die furchtbarsten Ereignisse ihre Schrecklichkeit verlieren. In der Übertreibung liegt eine gewisse Selbstregulierung. Wohl will uns der Künstler mit fortreißen, aber wir merken doch bald sein lustiges Augenzwinkern: na, alles brauchst du nun ja nicht gerade zu glauben. Und auch das Kind merkt es, und es freut sich um so mehr über die Ungeheuerlichkeiten, die Busch ihm auftischt und die es seinem ganzen Wesen nach liebt. — Etwas von Busch sollte jedes Kind kennen lernen, denn der lustigen Bücher für Kinder sind nicht allzuviele. Und wem die Bücher zu teuer sind, der möge einige Münchner Bilderbogen wählen, deren eifriger Mitarbeiter Busch war; er hat nicht weniger als 50 Bogen gezeichnet.

Zu Busch gehört der 13 Jahre jüngere Adolf Oberländer (geb. 1845). Seine Tätigkeit ist unauflöslich mit den Fliegenden Blättern verknüpft, für die er 1863, 18 Jahre alt, die ersten Zeichnungen lieferte. Ihn zeichnet eine wunderbare Feinheit der Beobachtung aus, und mit sicherem Stift holt er das Charakteristische heraus, indem er es durch leise, fast liebenswürdige Übertreibung verdeutlicht. Er hat dabei einen scharfen Blick für den Typus, so daß es ihm, wie keinem zweiten gelingt, gewisse Menschentypen auf bestimmte Tierformen zurückzuführen. Sein Humor ist lau-

niger, seine Bilder lösen mehr ein stilles Vergnügen, als ein lautes Gelächter aus. Allerdings sein Meisterstück, seine Randzeichnungen aus dem Schreibheft des Knaben Moritz, wecken unwiderstehlich laute Lustigkeit. Leider gibt es von Oberländer kein Jugendbuch; es wäre eine dankenswerte Aufgabe, aus seinen zahlreichen Zeichnungen eine Auswahl zu treffen. Vorläufig sind wir bei Oberländer auf seine Beiträge zu den Münchner Bilderbogen angewiesen. 42 Bogen stammen von ihm.

Zu den Karikaturisten gehört auch Lothar Meggendorfer (geb. 1847). Er hat eine große Fülle von Bilderbüchern verschiedenster Art geschaffen: Aufstellbilderbücher, Ziehbilderbücher, lustige Geschichten, belehrende und moralisierende Bilderbücher. Wir vermögen nur das wenigste von ihm zu empfehlen. Meggendorfer hat nicht entfernt den Witz und die Kraft Buschs, er hat auch nicht sein Stilgefühl und seinen Mut. Er wagt es nicht, dauernd solche Karikaturen zu zeichnen wie Busch, ihm kommen immer wieder „hübsche" Dinge in den Stift. Er hat auch nicht das zeichnerische Können, um seiner Eigenart, die er ohne Frage besitzt, immer sicheren, künstlerischen Ausdruck zu geben. Er läßt sich auch zu oft gehen. Selbst in seinen besten Büchern finden wir immer wieder Figuren, die in ihrer Steifheit mehr als nötig an die Sachen der Spielzeugschachtel erinnern. Auch direkte Verzeichnungen fehlen nicht. Ferner zeichnet Meggendorfer oft ganz belanglose Sachen mit gar zu geringem Inhalt und wird dadurch langweilig. Zuweilen übertreibt er seine Karikaturen so sehr nach der Seite der fratzenhaften Häßlichkeit, daß die darin enthalten sein sollende Komik völlig erstickt wird. Auch verliert Meggendorfer sich in Spielereien: seine Ziehbilderbücher sind beim ersten Anblick zwar ganz amüsant, aber man wird des Witzes bald satt, auch die Kinder.

Aber in seinen besten Leistungen hat Meggendorfer Eigenschaften, die ihn besonders für die Kleinen empfehlenswert machen. Zunächst etwas rein Äußerliches: seine Aufstellbilderbücher sind auf Pappe gezogen — für die

Kleinen ein großer Vorzug, weil sonst die Bücher bald zerrissen sind. Leider wird bei den meisten Bilderbüchern zu wenig auf Haltbarkeit gesehen. Die Folge ist, daß viele sorgsame aber gedankenlose Mütter die guten Bilderbücher sorgfältig verschließen und die Kinder mit dem Schund spielen lassen, den „Tanten" und „Onkel" den Kleinen mitbringen. Ein Unsinn natürlich, weil der dauernde Umgang mit den schlechten Bildern viel stärker wirkt, als das seltene gelegentliche Besehen des schönen Bilderbuches.

Von Meggendorfers Aufstellbilderbüchern sagen uns drei besonders zu: Im Winter, Im Sommer, und Auf dem Lande. In fortlaufender Reihe gliedern sich die Szenen aneinander. Die Zeichnung in großen Zügen und breiten Konturen, nur ganz leicht das Karikaturenhafte streifend; der Vorgang klar und deutlich. Beim Winter ist die ganze Bilderreihe friesartig angeordnet, auf Hintergrund ist ganz verzichtet, so daß jede perspektivische Verkürzung wegfällt. Das ist für die Kleinen ein Gewinn, denn die wissen noch nichts von Perspektive, die sehen das Bild als Fläche, perspektivische Verkürzungen sind für sie Verkleinerungen. Das Weglassen des Hintergrundes bringt auch noch den Vorteil, daß alles Nebensächliche fortbleiben konnte. — Beim „Sommer" und „Auf dem Lande" ist der Hintergrund unter starker perspektivischer Verkürzung hinzugefügt, so daß die großen Figuren vorn bewirken, daß der Vorgang klar und unmittelbar vom Kinde aufgefaßt werden kann.

Und noch einen Vorzug hat Meggendorfer: seine Bilder zeigen wirklich Farbe. Bei Busch finden wir zwar neben farblosen auch farbige Ausgaben seiner Bücher, aber in dieser Tatsache liegt schon, daß seine Bilder nicht farbig gedacht sind. Man kann zur Not eine dezente Farbe hinzutun, aber ihr Fehlen ist kein Mangel. Bei Meggendorfer dagegen gehört die Farbe notwendig zum Bild. Und gerade bei den genannten Büchern ist die Farbengebung erfreulich: lichte, harmonisch gestimmte und doch kräftige Töne, meist als Lokalfarben ohne Schattengebung. Für Kinder bedeutet die Farbe ohne Frage eine ganz bedeutende Steigerung des

Genusses, auch für das kleine Kind. Man muß nur einmal beobachtet haben, mit welchem Jauchzen kleine Kinder Bilder in leuchtenden Farben betrachten. Die Leuchtkraft der Farben ist bei Meggendorfer nicht sehr groß. Aber darin trifft er das Richtige, daß er auf subtile Farbenabstimmung, auf die genaue Beobachtung der Tonwerte des in den Raum gestellten Gegenstandes verzichtet und die Farben in Flächen gibt. Das ist sowohl für das Kind als auch für die Reproduktionstechnik das Gemäße: das Kind will sich an der ungebrochenen Kraft der Farben erfreuen, und der Künstler muß auf die Reproduktionsmöglichkeiten Rücksicht nehmen.

Meggendorfer hat außer den schon genannten zahlreiche Bilderbücher gezeichnet; wir erwähnen hier einige der besseren, ohne sie gerade ohne Einschränkung empfehlen zu wollen: Nimm mich mit, ein lehrreiches Bilderbuch mit allerlei Gegenständen; Das hundert Bilder-Bilderbuch; Ein Korb voll Allerlei; Die brave Bertha und die böse Lina; Der brave Hans und der böse Peter; Der lange Heinrich; Die Wichtelmännchen; Die Mausjagd u. a. m. Meistens hat Franz Bonn die sehr wenig bedeutenden, zuweilen auch sehr schlechten Verse dazu geschrieben. Einmal aber ist beiden ein Wurf gelungen, in den Lustigen Geschichten: Das eigensinnige Schwein, Die kluge Minka, Die guten Störche, Der Pudel, Der böse Maler. Der Inhalt ist witzig, die Zeichnung amüsant.

Ein Karikaturist aus neuerer Zeit, der eigens für Kinder geschaffen, ist Hans Probst. Er hat zwei Bücher gezeichnet, Wen soll ich malen? und Der Schnellmaler, die beide zum Nachzeichnen dienen sollen. Es sind nicht Zeichenvorlagen im landläufigen Sinne — denen messen wir keinen besonderen Wert zu — sondern Probst läßt aus ganz einfachen Anfängen mit wenigen Strichen seine ausdrucksvollen Karikaturen entstehen — ähnlich Buschs bekanntem Napoleonskopf — so daß Kinder ihm mit Stift und Pinsel zu folgen vermögen. Der Wert der Zeichnungen liegt in ihrer Lebensvollheit.

Wie Meggendorfer mit Busch, so steht Fedor Flinzer (geb. 1832) mit Oberländer in einer Linie. Aber so wenig Meggendorfer Busch erreicht, so sehr bleibt Flinzer hinter Oberländer zurück. Während Oberländers Tiere etwas Selbstverständliches haben, auch da, wo sie menschliche Allüren annehmen, werden wir bei Flinzer nur selten den Eindruck des Absichtlichen, des Gesuchten los. Oberländer hat den starken Sinn für das Typische, er sieht im Menschen sofort den entsprechenden Tiertypus — man denke nur an seine prächtige Tafelrunde — während Flinzer nur zu oft das Tier ganz willkürlich als Mensch kostümiert, ohne daß eine innere Veranlassung vorläge; die Vermenschlichung ist dann nur eine ganz äußerliche, nicht im Tiercharakter begründete, sie wird in der häufigen Anwendung zur Schablone. Dazu kommt, daß die satirische Art, die Flinzer liebt, sich mehr für Erwachsene als für Kinder eignet. Zum mindesten scheint uns, daß Flinzers Bilderbücher nicht in die Hände der Kleinen gehören. Wir halten es für ersprießlicher, den Kindern das Tier auch wirklich als Tier zu zeigen. Auch die ironisierende Art der Verse — sowohl die von Blüthgen, als die von Lohmeyer und von Trojan und Bötticher und von Flinzer selbst — ist nichts für kleinere Kinder. Dagegen ist der Stoff der Darstellungen wiederum entschieden für die Kleinen gedacht — so geht durch die meisten der Flinzerschen Bilderbücher ein Zwiespalt.

Das eine hat Flinzer verstanden, er hat Stoffe zu wählen gewußt, die das Interesse der Kinder haben: Eine Tierschule, Tierstruwwelpeter, König Nobel, Wie die Tiere Soldaten werden wollten, Große Kindervorstellung im Zirkus, Glückliche Kinderzeit u. a. m. Er hat auch in einzelnen Bildern die Tiere in ihren charakteristischen Eigenschaften gut wiedergegeben, in der Tierschule z. B. das Schwein, den Esel, die Gänschen, die Böcke, die Katzen u. a. — Ein weiterer Vorzug ist die durchweg tüchtige Zeichnung, die allerdings nicht immer standhält. Auffallend schlecht ist sie in der Großen Kindervorstellung, in der z. B. die Zuschauer zu langweiligen Schablonenmenschen geworden sind. Ferner

fällt auf, daß Flinzer sich in seinen Bilderbüchern wiederholt; bei der großen Zahl seiner Tierdarstellungen ist es allerdings begreiflich, daß die Erfindung ihn zuweilen im Stiche ließ. — Daß die Farbe in seinen Bildern nicht viel bedeutet, liegt einesteils daran, daß Flinzer wesentlich Zeichner ist, andernteils liegt es mit an der Zeit, in der er die meisten Bilder schuf. In den neuesten Büchern, in denen er farbiger werden will, wird er nur bunter. (Siehe die Zirkusvorstellung.)

Eine besondere Art der Darstellung, die leider nicht häufig geübt wird, ist die Silhouette. Drei Silhouettenzeichner verdienen hier Erwähnung, obgleich ihre Bilderbücher kaum noch im Buchhandel zu haben sind: Karl Fröhlich (1821—98), Theodor von Kramer und der sie um ein Bedeutendes überragende Paul Konewka (1840—71). Fröhlich schuf in den fünfziger Jahren seine Blumen am Wege, Fabeln und Erzählungen, die Silhouettenfibel, Buntes Allerlei, Die neue Silhouettenfibel. Seine Art ist etwas kleinlich, er verwendet auch innerhalb der schwarzen Fläche zu viel weiße Striche. Konewka ist bei aller Zierlichkeit kraftvoller und charakteristischer und humorvoller. Seine „Schattenbilder“ (1871) und besonders sein „Schwarzer Peter“ (1869) verdienten wohl neu aufgelegt zu werden; allerdings mit anderen Versen oder noch besser ohne Verse. Theodor v. Kramer steht mit seinen „Schattenbildern“ (1880) etwa zwischen Fröhlich und Konewka.

Das Bedeutendste aber, was an Silhouetten geschaffen worden ist, stammt von Dieffenbach und Fidus (Karl Höppener). Der lange Silhouettenfries „Per aspera ad astra“ ist von Dieffenbach in den achtziger Jahren entworfen, 1890 von Fidus ausgeführt. Der Fries soll das fröhliche Leben in Schönheit schildern, das dereinst herrschen soll, wenn Dieffenbachs Ideale verwirklicht sein werden. „Es entströmt der ganzen Komposition und Ausführung ein reiner von Frühlingsluft durchwehter Klang“. (Schölermann.) Die nackten Gestalten sind von einer weichen lebensvollen Grazie und einer edlen, natürlichen Keuschheit, so daß jedes Auge — auch jedes Kindesauge — seine Freude daran haben muß.

In neuerer Zeit begegnet man in Zeitschriften den Silhouetten wieder häufiger, doch sind uns Buchausgaben nicht bekannt geworden. Und doch sehen Kinder Silhouetten sehr gerne. Es liegt ein eigenartiger Reiz darin, den schwarzen Farbenfleck zu deuten und zu ergänzen.

Werfen wir einen kurzen Blick zurück, so finden wir in den dreißiger Jahren einen bedeutenden Aufschwung der vervielfältigenden Künste, insbesondere des Holzschnitts. Die vierziger und fünfziger Jahre setzen fort, was die dreißiger begonnen. Die sechziger und siebziger Jahre aber bedeuten schon einen Niedergang, trotz Oberländer; Hosemann und Pletsch beherrschen den Bilderbuchmarkt. Die achtziger Jahre bringen eine fast völlige Stagnation. Die Generation, die in den vierziger Jahren geboren, in den achtziger Jahren auf der Höhe des Schaffens steht, liefert nur ganz vereinzelt ein wertvolles Bilderbuch, es vergehen zuweilen Jahre, ohne eine wirklich bemerkenswerte Erscheinung. Zu den Künstlern, die solche vereinzelte Bilderbücher schufen, gehören Paul Meyerheim (geb. 1842), Paul Thumann (geb. 1834), Karl Fröschl (geb. 1848), Julius Kleinmichel (1846—92), Ludwig von Kramer.

Von Paul Meyerheim stammt das Abc-Buch mit Holzschnitten nach 27 aquarellierten Originalzeichnungen. In amüsanter Weise sind die mit demselben Buchstaben beginnenden Dinge zusammengebracht. Dabei sind zum Teil ganz reizende Bilder entstanden, manchmal allerdings ist der Zusammenhang etwas gewaltsam hergestellt. Die Bildwirkung wird etwas beeinträchtigt durch den kräftig gefärbten Buchstaben, der vor das Bild gestellt ist. — Von Meyerheim rühren auch noch 13 sehr ansprechende einfache farbige Illustrationen zu Grimms Märchen her; — sie gehören mit zum Besten, was wir an Märchenbildern besitzen.

Paul Thumann zeichnete in dem Buch „Für Mutter und Kind“ (1881) neue Bilder zu alten Reimen. Die ganze weiche, schlanke Eleganz Thumanns zeigt sich in diesen Bildern, alles ist schön und süß und konventionell: die Gesichter der Kinder und der Erwachsenen, die Haltung,

die Gebärde, sogar die Situationen. Trotzdem sind die Bilder noch ausdrucksvoll genug, um zu erfreuen. Es ist denn doch noch etwas anderes, ob ein Thumann dem Kinde etwas zu sagen hat, als wenn irgend ein X oder Y sich hinsetzt und Bilder für Kinder hinzeichnet.

Beim flüchtigen Anschauen zeigt Thumanns Buch eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Fröschls „Goldene Zeiten“ (1882). Die Übereinstimmung liegt in den Farben begründet. Das Geheimnis liegt im gleichen Verlag: Theodor Stroefer in München. In den achtziger Jahren dachte schwerlich ein Künstler daran, den Farbdruck zu überwachen. Es zeugt übrigens von dem guten Geschmack des betreffenden Faktors, daß die Farben dezent und doch für die damalige Zeit ungewöhnlich lebhaft waren, wenn sie unserem Auge auch ein wenig matt erscheinen. — Fröschls Buch darf sich mindestens neben Thumanns stellen. Die Erfindung ist zwar auch hier nicht überreich, aber er hat doch einige hübsche Ideen. Und der Ausdruck ist durchweg so sprechend, in der Bewegung sowohl wie im Mienenspiel, daß die schlechten Verse ganz überflüssig sind.

Die Bilderbücher von Julius Kleinmichel — Kinderhort in Bild und Wort, Lieschens kluge Einfälle, Eine Prinzenreise, Die Welt vom Fenster aus u. a. — und die von Ludwig v. Kramer — Ein Kinderleben, Für unsere Kleinen, Allerlei in bunter Reih u. a. — stehen nicht auf der Höhe der vorher genannten; sie sind durchweg schwächer im Ausdruck und in der Bewegung, sie neigen schon bedenklich ins Süßliche, aber sie ragen doch noch sehr merklich über den Durchschnitt hinaus, auch farbig. Die Farben sind wohl flau, aber meistens doch nicht schlecht.

Alle diese Bücher gehören zu jenen liebenswürdigen Bilderbüchern, die jedem gefallen, die, ohne große Kraft, doch die Persönlichkeit des Künstlers so stark zum Ausdruck bringen, daß sie ein eigenes Gesicht bekommen.

Das kann man von den Bilderbüchern von Eugen Klimsch (geb. 1839), H. Leutemann (1842—1905), Alexander Zick (geb. 1845), C. Offterdinger und dem

etwas jüngeren Fritz Reiß (geb. 1857) kaum noch sagen. Zeichnerisches Geschick ist ihnen allen nicht abzusprechen, wenn es auch an seelischer Belebung mangelt. Darum sind ihre Bilder da, wo die Farbe fehlt, meistens erträglich. Aber das Hinzufügen der Farbe verdirbt gewöhnlich alles. Nicht unerwähnt lassen wollen wir, daß dagegen Leutemanns zoologische Wandtafeln noch heute zu den besten gehören.

Dann müssen wir noch drei Illustratoren erwähnen, die alle künstlerische Eigenart besitzen, Philipp Grotjohann (1841—92), Hermann Vogel-Plauen (geb. 1855) und Joh. Gehrts (geb. 1855). Grotjohann und Vogel sind besonders durch ihre Illustrationen zu Grimms Märchen bekannt geworden. Leider hat Vogel eigentlich nur Sinn für eine Seite der Märchen, für das Drollige; dabei ist seine Art so einseitig, daß sie völlig zur Manier geworden ist. Verhältnismäßig wenig tritt diese Manier hervor in den Bildern zum Kinderparadies von Fr. Schanz und J. Lohmeyer, die Buntbilder darin sind jedoch sehr unerfreulich. Joh. Gehrts hat u. a. das Goldene Märchenbuch von Dieffenbach, sowie die Vogelschen Märchenbücher Frau Märe und Glückskindle sehr fein illustriert.

Die genannten Bilderbücher der achtziger und neunziger Jahre waren, von Flinzer und Meggendorfer abgesehen, Einzelerscheinungen. Der Bilderbuchmarkt wurde durch ganz andere Ware beherrscht. Jahr für Jahr erschienen in großen Mengen farbige Süßlichkeiten, die geschmackverheerend auf das große und kleine Publikum eindrangen. Der glatte geleckte Öldruck beherrschte das Feld; fürchterliche lithographische Buntdrucke zeugen von der Geschmacksverwilderung. Die Bilder, die keine Farbe zeigten, waren wenigstens zuweilen noch erträglich, obgleich auch sie in der Zeichnung der Geschmacklosigkeit ihren Tribut zollten: alles mußte „schön“ sein, die Augen viel zu groß, der Mund hübsch klein, die Gebärde meist nur ausdruckslose Bewegung, zur schönen Pose erstarrt. Kamen aber nun noch die „feinen“ Farben hinzu, die hübschen roten Bäckchen und Lippchen, die reizenden blauen Augen, das entzückende

goldblonde Haar, so entstand ein Bild von einer Hübschheit und Seelenlosigkeit, wie man es sich schlimmer nicht gut denken kann. Und das schlimmste war, daß man diese Bilder ganz allgemein für schön hielt, daß man das Kraftlose und Konventionelle in ihnen gar nicht empfand, daß man gar nicht mehr daran dachte, daß ein Bild auch die Handschrift des Künstlers zeigen müßte, daß man den Mangel künstlerischer Erfindung und Phantasie in den ewig wiederholten landläufigen Szenen, die nur zu oft gemalte „lebende Bilder“ waren, gar nicht sah. Interessant und bemerkenswert ist die Tatsache, daß man an der Farbengebung der Bilder sehr häufig den Verlag (oder den Drucker) erkennen kann, während man nach einem Merkmal, daß den Künstler verrät, nur zu oft vergeblich sucht.

Es waren Ursachen genug vorhanden, die ganz notwendig und naturgemäß einen Umschwung herbeiführen mußten. Ganz allgemein fing das künstlerische Leben in Deutschland an, sich neu zu regen. Vor 1870 und im Jahrzehnt nachher hatte die Nation andere als künstlerische Aufgaben zu erfüllen. Aber Ende der siebziger Jahre begann sich's zu rühren: der Kampf zwischen alter und neuer Kunst begann, er währte bis über die achtziger Jahre hinaus. Im Jahre 1893, als Muthers Geschichte der Malerei erschien, konnte er schon den allgemeinen Umschwung in der künstlerischen Anschauung konstatieren.

Für die vervielfältigenden Künste gab es noch einige spezielle Ursachen, die ihren erneuten Aufschwung bewirkten. Dazu gehört vor allem das Eindringen der japanischen Kunst in Deutschland um die Mitte der achtziger Jahre, nachdem sie schon Jahre vorher ihren belebenden Einfluß in England und Frankreich ausgeübt hatte. Was die japanische Kunst und ganz besonders den japanischen Farbenholzschnitt auszeichnet, ist seine Regellosigkeit: er entbehrt völlig der Achse, der Symmetrie, ganz frei werden die Schmuckformen über die Fläche verteilt — im Gegensatz zu Renaissance und Barock, die damals im Ornament herrschten. Ferner zeigt der Japaner eine außerordentliche

Beschränkung in den darstellenden Mitteln, die Darstellung ist einfach, er verwendet nur wenig Töne, und überall arbeitet er auf klare, allgemeine Eindrücke hin. Und dann schafft der japanische Künstler, der für den Druck arbeitet, selbständige, nur für den Druck bestimmte Kunstwerke.

Der Einfluß auf die zeichnerischen Künste war unvergleichlich: man betonte die zeichnerische Sicherheit, man lernte wieder den raschen zeichnerischen Einfall schätzen, man begnügte sich mit der andeutungsweisen Zeichnung und vertraute auf die ergänzende Mitarbeit des Beschauers, und vor allem lernte man, was die Farbe bedeutet auch für das gedruckte Bild. Man lernte, daß die Farbe für den Druck anders behandelt werden müsse als bei einem Gemälde, man empfand wieder den Wert der leuchtenden Farbe und man lernte einen Stimmungswert in wenigen kräftigen Farben wiedergeben.

Dabei war es für die Künstler von unermeßlichem Wert, daß die technischen Hilfsmittel bedeutsame Bereicherungen erfahren hatten, vor allem durch die Verwendung der Photographie bei der mechanischen Übertragung der Zeichnung auf die Platte. Allerdings verführte die Möglichkeit, durch die Photographie die Zeichnung beliebig zu verkleinern, manche Künstler dazu, willkürlich darauf loszuzeichnen, ohne zu bedenken, daß eine andere Größe des Bildes, eine verminderte Breite der Striche und der weißen Zwischenräume eine ganz veränderte Wirkung ergibt. Auch bei der Verwendung der Farbe bedenken die meisten Künstler noch immer nicht genug die Reproduktionsmöglichkeiten, und die Fälle, wo der Künstler wirklich den Druck überwacht, sind auch heute noch selten.

Die neuen Bestrebungen auf dem Gebiet der zeichnerischen Künste fanden zunächst ihren Zusammenschluß und ihre Stütze in den neugegründeten Zeitschriften „Jugend“ (seit 1895) und „Simplicissimus“ (seit 1895). Durchblättert man die Bände, so sieht man deutlich, daß es sich nicht um Nachahmung japanischer oder englischer oder französischer Vorbilder handelt, sondern daß die Anregungen selbständig verarbeitet wurden, so daß eine Anzahl scharf umrissener

Künsterpersönlichkeiten hervortreten. Bald zeigte sich auch eine reiche Befruchtung der Bilderbuchproduktion.

Diese Befruchtung ging von England aus. England war noch in den vierziger und fünfziger Jahren in bezug auf Bilderbuch und Illustration von Deutschland abhängig gewesen, gläubigen Herzens schaute es zu den deutschen Künstlern hinüber, zu Richter und Speckter. Otto Speckter hat verschiedentlich direkt für London gearbeitet. Später aber wurde das Verhältnis umgekehrt. Während in Deutschland das Bilderbuch zurückging, war England früh den Einflüssen des japanischen Holzschnitts zugänglich und entwickelte eine bis heute von einem andern Lande noch nicht erreichte Höhe des künstlerischen Bilderbuches. In erster Linie war es Walter Crane, der mit seinen herrlichen Büchern das moderne englische Bilderbuch begründete. Er faßte das ganze Buch künstlerisch auf, von Umschlag und Vorsatzpapier bis zum letzten Druckbuchstaben ist alles einheitlich gestaltet. Er brachte auch die Farbe wieder zu ihrem Recht, die er stark und leuchtend, aber fein abgestimmt auftrug. Mit ihm wirkten gleichzeitig der humorvolle Randolph Caldecott († 1886) und die geschmackvolle Kate Greenaway († 1902), die in ihren Bildern den Typus des englischen Kinderanzuges schuf, den auch in Deutschland bisher noch keine Mode verdrängt hat. Sie hat in England viele Nachfolger gefunden, so Alice Woodward, Mabel Dearmer, Rosum und Praeger. Neuere Bilderbuchkünstler sind Anning Bell, Gaskin und Laurence Housman.

Verschiedentlich wurde versucht, englische Bilderbücher mit übersetztem Text in Deutschland einzuführen; so wurden Cranes Illustrationen zu Grimms Märchen herausgegeben, und Stroefer übernahm Bilderbücher von Kate Greenaway und T. Pyms. Er machte auch den schon erwähnten Versuch, deutsche Künstler heranzuziehen, um neue Bilderbücher zu schaffen. Aber es blieb vorläufig bei Versuchen, das deutsche Publikum war im allgemeinen noch nicht reif für künstlerische Bilderbücher. Erst die letzte Zeit hat einen Umschwung gebracht.

Ein vereinzelter Versuch war zunächst das Bilderbuch „Der alte Fritz“ in 50 Bildern von C. Röchling und R. Knötel (1895). Das Buch war eine Nachahmung des Bilderbuches von J. de Marthold und Job „Le Grand Napoleon“. In großen farbigen Bildern mit ganz kurzen Unterschriften war hier das Leben Napoleons in prägnanten, abwechslungsreichen Situationen geschildert. Zeichnerisch wie koloristisch steht das Werk auf ganz hoher Stufe. Mit zwingender Kraft sind die seelischen Regungen ausgedrückt, in kühner, aber immer vornehmer Farbengebung sind Licht und Luftverhältnisse gegeben. — Die Nachahmer vermögen dies Vorbild nicht zu erreichen. Die äußere Anlage des Friedrich-Buches ist ganz ähnlich, aber weder Charakteristik noch Farbengebung können ganz befriedigen. Trotzdem gehört „Der alte Fritz“ zu den Bilderbüchern, die erfreulich aus dem Durchschnitt der Bilderbücher der neunziger Jahre hinausragen. Die Bilder sind auch deswegen von Wert, weil sie einen dankenswerten Zuwachs an historischem Anschauungsmaterial bringen. Es lohnte sich wohl, das Buch neu herauszugeben. — Röchling und Knötel haben dann noch im Verein mit W. Friedrich ein zweites, ebenso angelegtes Bilderbuch herausgegeben: die „Königin Louise“, doch ist dies Buch ungleich schwächer als „Der alte Fritz“. — Ein anderer Künstler, C. Röhling, hat dann 1897 versucht, nach demselben Muster ein Bismarck-Buch zu machen; es ist ein Machwerk geblieben. Woldemar Friedrich hat noch die Bilder zu Unser Hausglück von Schanz-Lohmeyer gezeichnet; sie gehören zu den besseren Bildern der Zeit.

Erwähnenswert ist auch „Der Hänseken“ von Armin Wedekind, der in lustigen Karikaturen schildert, wie Hänseken auf dem Mondenstrahl eine Reise durch das Weltall unternimmt. Bemerkenswert ist die Frische der Farbengebung; wahrscheinlich ist hier der Verlag Albert Langen, in dem auch der Simplicissimus erscheint, nicht ohne Einfluß gewesen.

Der eigentliche Aufschwung des Bilderbuches begann mit dem Auftreten Ernst Kreidolfs. Er hatte 1897 seine

Entwürfe zu den Blumenmärchen im Arnoldschen Kunstsalon zu Dresden ausgestellt, 1898 erschienen sie als Buch. Es enthält eine Reihe ganzseitiger Farbendrucke, die mit einfarbigen, mehr skizzenhaft gehaltenen Blättern abwechseln. Den Inhalt bilden Szenen aus dem Menschen- und Pflanzenleben: „Der Schlüsselblume Ausfahrt", „Gänseblümchentee" usw. Das Bedeutende an diesem Buche war, daß hier ein ganz eigenartiger Künstler hinter dem Buche stand, der seine Bilder eigens für den Druck schuf und der den Druck sehr streng überwachte, so daß bei der Übertragung auf den Stein möglichst wenig von der künstlerischen Ursprünglichkeit verloren ging. Kreidolf hat die Anregung zu den Blumenmärchen durch Walter Crane empfangen, durch dessen herrliches Buch „Floras Feast". Aber Kreidolf hat diese Anregungen ganz selbständig verarbeitet. Während Crane z. B. eine besondere Vorliebe für klassische Schönheit zeigt, in der edlen Haltung sowohl wie im griechischen Profil, liebt Kreidolf eine derbere, humorvollere Charakteristik, die deutlich zur Karikatur hinüberneigt. Kreidolf ist auch viel zu sehr mit Phantasie begabt, er ist viel zu reich an eigenen Einfällen, als daß er in Abhängigkeit geraten könnte. Das zeigen ganz deutlich die folgenden Bilderbücher: 1900 Fitzebutze, Illustrationen zu Dehmelschen Kinderliedern, 1901 Die schlafenden Bäume, 1902 Die Wiesenzwerge, 1903 Schwätzchen, 1905 Bilder zu alten Kinderreimen.

Wie jede ausgeprägte Eigenart, so mutet auch Kreidolf beim ersten Beschauen leicht fremdartig an, und da das Befremdende meist feindselig wirkt, so hat es bei Kreidolf an Widerspruch nicht gefehlt. Man hat ihm die Häßlichkeit seiner Menschen zum Vorwurf gemacht und man hat ihm zeichnerisches Vermögen abgesprochen. Über das „Häßliche" und seine Bedeutung haben wir bereits beim Struwwelpeter gesprochen. Kreidolf kommt zur karikaturenhaften Übertreibung durch das Bestreben, den charakteristischen Ausdruck möglichst deutlich herauszuarbeiten. Dabei passiert es ihm allerdings, daß seine Menschen im Übermaß

der Bewegung verzeichnet erscheinen. Aber Kreidolf wird nie ausdruckslos; jede seiner Figuren hat uns etwas zu sagen, es steckt Seele in ihnen. Seine Phantasie ist so reich, daß er wie ein Dichter in Bildern erscheint. Er hat auch die Texte zu seinen Büchern zum Teil selbst gedichtet. Das Phantastische vieler seiner Bilder wird unterstützt durch eine reiche Farbigkeit, zu der sich — besonders in den Wiesenzwergen — eine ausgezeichnete Behandlung des Lichts gesellt. Und nun das höchste Lob, das wir Kreidolf als Kinderkünstler zollen können: seine Kunst spricht unmittelbar zum Kinde aus eigener Kraft, aus eigenem Wesen. Mit großem Jubel versenken sich schon kleine Kinder in die Einzelheiten seiner Bilder.

Auf die Blumenmärchen 1898 folgte im Jahre 1899 der „Knecht Ruprecht“ im Verlage von Schaffstein-Cöln. Es war ein Sammelband, in dem zum erstenmal der Versuch gemacht wurde, moderne Künstler, wie Th. Th. Heine, Th. Münzer, Fidus u. a. dem Kinde nahezubringen. Es war ein zu schüchterner Versuch, man hatte nicht gewagt, ganze Arbeit zu machen, man wollte die Alten und die Jungen befriedigen, und befriedigte niemand. Es entstand ein ganz unausgeglichenes, völlig stilloses Buch: Schwarzbilder in verschiedenen Manieren wechselten mit Tonbildern und Farbendrucken in den verschiedensten Techniken ab, so daß eine unruhige Buntheit des Gesamteindruckes die Folge war. Auch fanden sich neben vorzüglichen Leistungen sehr minderwertige Bilder. Mit den literarischen Beiträgen war es ähnlich. Der zweite Band jedoch tat einen tüchtigen Schritt vorwärts, und der dritte Band (1901) zeigte nach der Seite des Stils eine Vollendung, wie sie bei einem Sammelband kaum größer sein kann: überall dieselbe Type, nur in der Größe leicht differierend, so daß uns das Kunterbunt verschiedener Druckarten nicht stört; die Bilder dem Text organisch eingegliedert als breite Kopf- oder Fuß- oder Randleisten, als Umrahmungen oder als Halb- und Vollbilder, so daß sie das Buch wirklich schmücken; alle Bilder farbig, so daß nicht bei einer Geschichte Schwarz- und Buntbilder

wechseln. Von den Künstlern, die am Knecht Ruprecht beteiligt waren, nennen wir Kreidolf, Fidus, Münzer, Schmidhammer, Georgi, Looschen, Berg, Eichler, Stassen, Rieth, Feldbauer, Jank, Zumbusch u. a.

Im Jahre 1899 begannen auch die Jungbrunnenhefte bei Fischer und Franke zu erscheinen. Sie geben sich als eine straffe, künstlerische Einheit; Inhalt, Schrift, Bild, Ornament erscheinen als ein fein abgewogenes Ganzes. Die Hefte haben wesentlich mit dazu beigetragen, das Gefühl für den Stil des Buches wieder zu stärken. Jedes Heft ist von einem Künstler illustriert. Es sind als Illustratoren beteiligt Franz Stassen, H. R. v. Volkmann, Ernst Liebermann, Barlösius, M. Bernuth, A. Stroedel, A. Schmidhammer, B. Wenig, F. Hein, Müller-Münster, M. Dasio, Damberger, R. Mauff, E. Kuithan, Bek-Gran, H. L. Braune, Horst-Schulze, W. Stumpf, H. Heise, J. Carben, J. Boßard, E. Ewerbeck. — Nicht alle Leistungen sind gleich wertvoll. Neben ausgezeichneten Illustrationen finden wir sehr viele ganz belanglose Bilder. Nicht alle Künstler haben in jedem Fall Phantasie und Witz genug besessen, uns im Bilde etwas zu sagen, was nicht mindestens ebensogut oder gar besser in dem Gedicht oder der Erzählung gesagt worden wäre. Wohl darf sich der Künstler eng an die Worte anschließen, die er illustrieren will; aber wie das Wort illustrieren schon sagt, er muß durch sein Bild den Text erhellen, erläutern, verdeutlichen. Der gramgebeugte Mensch der Erzählung muß uns im Bilde packend ergreifen, wir müssen bei seinem Anblick seinen Gram mitfühlen, und wenn das Lied den Wald preist, muß uns im Bild die wohlige Ruhe und Kühle des Waldes umfangen. Wenn der Künstler das nicht ausdrücken kann, so ist sein Bild zum mindesten überflüssig. Erwähnt muß noch werden, daß sich nicht alle Stoffe der Jungbrunnenhefte für Kinder eignen. Eine reichillustrierte billige Auswahl von Märchen bietet das Märchenbuch des Jungbrunnen, während das „Balladenbuch“ und die „Lieder und Bilder für jung und alt“ zwei Auswahlen von Gedichten für die Jugend bieten.

Von den Mitarbeitern am Jungbrunnen haben die meisten sich auch anderweitig als Illustratoren betätigt. So hat Hans v. Volkmann die Eigenbrodtschen Gedichte „Aus der weiten Welt" (1901), die Reime von Ferdinands „Ri-ra-rutsch" (1903), die „Träumereien an französischen Kaminen" und einen Band vom „Deutschen Spielmann" illustriert, wobei er überall ein feines Gefühl für das Landschaftliche offenbarte.

Außerordentlich fruchtbar ist Franz Stassen, zu fruchtbar, um überall künstlerisch bedeutend zu bleiben. Stassen liebt die Anmut und die weiche Grazie der Gestalten, aber er neigt dazu, zugunsten der schönen Linie vom Ausdruck zu opfern. Er hat u. a. die Volbehrschen Märchen „Hinter dem Erdentag", das Geißlersche „Buch von der Frau Holle" und die „Goldenen Früchte aus Märchenland" von Gnauck-Kühne illustriert, indem er mit wenig Strichen die Hauptsachen hingeschrieben hat. Seine Bilder zum Berliner „Schillerbuch" wollen uns dagegen nicht alle gefallen.

Stassen sehr ähnlich ist Müller-Münster. Er hat einfache monumental wirkende Bilder zu den „Wundern der alten Welt" gezeichnet, während er in seinen Robinsonbildern den Charakter verfehlt.

Barlösius hat unter anderem den Eulenspiegel illustriert, wobei er sehr gut den derben Schalkshumor im Bilde wiedergibt; Bernuth hat die Bilder zum Wartburgsagenbuch geliefert, die aber weder zeichnerisch noch farbig befriedigen.

Ernst Liebermann hat Bilder zur Prinzessin Ilse und zu Straßburgers Kinderliedern gezeichnet. Von Franz Hein stammen z. B. die Bilder zu Webers Sammlung „Neue Kinderlieder".

Alle hier und im folgenden genannten Künstler stehen noch mitten im Schaffen, so daß eine abschließende Charakteristik nicht möglich ist.

Das Jahr 1900 brachte außer dem Fitzebutze und dem zweiten Ruprechtband eine Auswahl von ganzseitigen, farbigen Märchenbildern aus der Münchener „Jugend", die „Märchen ohne Worte". Dieser verdienstvolle Versuch,

den großenSchatz schöner Bilder in der „Jugend“ für die Kinder nutzbar zu machen, hat nicht die Anerkennung gefunden, die er verdiente, wenn er auch nicht in allen Stücken ganz glücklich war: ein Umschlag fehlte, und nicht alle Bilder sprachen zum Kinde. So ist diesem ersten Heft kein zweites gefolgt. Trotzdem hat auch dieser Versuch dazu beigetragen, in den Künstlern mehr und mehr den Gedanken erstehen zu lassen, daß sie die Verpflichtung haben, bei ihrem Schaffen sich auch an die kommende Generation zu wenden. In ihr werden sie sich am leichtesten einen Kreis von Genießenden werben, der ihre Schöpfungen mit ungeschwächter Empfänglichkeit in sich aufnimmt.

1901 erschienen der dritte Band vom Knecht Ruprecht, Kreidolfs schlafende Bäume, der erste Band vom Jugendland und die Arche Noah. Das Jugendland ist ein Sammelband wie der Knecht Ruprecht. Er zeichnet sich aus durch bedeutende Einzelleistungen, wir heben Kallmorgen, Felix Schmidt, Eichrodt, Kreidolf, Schmidhammer, Gehrts, Flinzer, Hardmeyer hervor. Nach der Seite des Stils zeigt dieser erste Band die üblichen Mängel, die bei den beiden folgenden Bänden sich weniger bemerkbar machen.

Die Arche Noah enthält farbige Lithographien von H. Eichrodt, O. Fikentscher, A. Haueisen, F. Hein, K. Hofer, H. v. Volkmann, Bertha Welte — s. Z. sämtlich Mitglieder des Karlsruher Künstlerbundes. Die Absicht war, „eine Reihe farbiger Bilder mit Umgehung aller berufstechnischen und mechanischen Vervielfältigungsverfahren in der Handschrift des Künstlers selbst zu bieten“. Eine höchst lobenswerte Absicht, nur ist sie nicht überall gelungen: alle Bilder leiden unter dem Fettglanz des lithographischen Druckes, und eine Anzahl der Bilder steht künstlerisch gar nicht hoch, im Gegenteil; doch wird dieser Mangel ausgeglichen durch eine Reihe vorzüglicher Blätter; besonders die Volkmannschen ragen hervor.

Im Jahre 1902 begann Gerlachs Jugendbücherei in Wien zu erscheinen, kleine Hefte, Erzählungen, Märchen, Gedichte, deren ganze Ausstattung von feinstem Geschmack

zeugt. Einband, Vorsatzpapier — durchweg einfach und ornamental — dazu die farbigen Bilder — jedes Heft von einem Künstler ausgestattet. Und unter den Künstlern eine Reihe ausgeprägter Persönlichkeiten: Taschner, Fahringer, Loeffler, Weisgerber, Horst-Schulze, Tauscheck, Czeschka, Steiner, Sieck, Bauriedl, Andri.

Die Künstler haben zum Teil durch einfache Mittel, z. B. durch zwei oder drei Farbentöne, ganz aparte Wirkungen erzeugt. Reizvolle Leisten und Eckstücke, Halb- und Vollbilder bilden einen wirklichen Schmuck der Bücher. Und alle Künstler zeigen zum mindesten in einigen Bildern sehr feine Einfälle, besonders reich und phantastisch der Illustrator von Kopisch' Gedichten, Andri. Zwar Kinder werden schwerlich alle Bilder erfassen, da in fast allen Heften einige gar zu sehr auf Stimmung gestellt sind.

Ebenfalls 1902 erschienen von Diez Illustrationen zu Dannheißers Märchen „Miaulina", die sich durch ganz besonders kräftige Farben auszeichnen, die in einigen Bildern sogar fast zu hart und grell wirken. — Besonders bemerkenswert ist das „Gartenlaubebilderbuch", das, im Text wertlos, im Bildschmuck kräftig mit modernem Öl gesalbt erschien. Eichrodt, Schmidhammer, Vogeler, Kreidolf hatten Beiträge geliefert. — Dem Jahre 1902 gehören ferner Kreidolfs Wiesenzwerge und der 2. Band Jugendland an.

1903 kam Karl Hofer mit seinen Bildern zu Paula Dehmels prächtigen Kinderreimen im „Rumpumpel". Hofer machte Ernst mit dem Gedanken, die Bilder vom Standpunkte des Kindes aus zu zeichnen. Es kommt ihm daher auf zeichnerische Richtigkeit nicht an, es liegt im Gegenteil eine groteske Unbeholfenheit in den Bildern, welche die meisten Erwachsenen verletzt, die aber kleine Kinder nicht stört. Mit den allereinfachsten Mitteln versucht Hofer den Ausdruck zu geben, und in den meisten Bildern gelingt es ihm. Allerdings, einige Figuren sind gar zu gewollt plump, und bei anderen versagt nach unserm Empfinden die Ausdrucksfähigkeit des Künstlers. Zu den besten Bildern gehören die, in denen Hofer bewußt über das kindliche Zeichen-

gestammel hinausgeht, wie im St. Niklas, im Scherchen, in der Seereise. Einen großen Vorzug noch hat der Rumpumpel: es geht eine Farbenfreudigkeit durch seine Bilder, wie wir sie in wenigen anderen Kinderbüchern finden.

Der Rumpumpel hat viel Widerspruch gefunden; noch stärker aber war der Widerspruch beim Buntscheck, einem Sammelband, den Richard Dehmel 1904 herausgab. Neben Hofer war es besonders Freyhold, der zum Widerspruch reizte, da er sich in derselben Richtung bewegt, und doch sind gerade ihm ein paar Bilder gelungen, die mit einfachsten Mitteln tiefes seelisches Empfinden ausdrücken. Zwar Kreidolf, der eine Reihe Bilder beigesteuert hat, stellen wir über Hofer und Freyhold, und Weiß, der vierte Künstler, wird mit seinen Bildern auch gefallen, obgleich — oder weil — seine Bilder konventioneller sind.

1905 kam von Freyhold ein eigenes Bilderbuch heraus, ein Tierbilderbuch für die Kleinen: prachtvoll farbige Blätter ohne Text. Schafe, Hühner, Schweine, Igel, Kühe, Frösche, Papageien — alle in ihrer Umgebung, aber in ganz drolliger Weise dekorativ geordnet. Die Zeichnung zeigt dieselbe gewollte Unbeholfenheit wie seine Bilder im Buntscheck, doch wie sie haben sie ein ganz eigenes Gepräge, es liegt eine stille Feierlichkeit über den Bildern, obgleich die meisten dabei ganz lustig sind. Wir halten diese Bilder für kleinere Kinder vorzüglich geeignet.

Im Jahre 1904 fing im Verlag von Scholz das Deutsche Bilderbuch an zu erscheinen. Hier ist die alte gute Idee wieder aufgenommen, je ein Märchen durch große, farbige Bilder zu illustrieren, jedes Märchen von einem Künstler: Diez „Dornröschen“, Lefler und Urban „Marienkind“, Münzer „Aschenputtel“, Schmidhammer „Rotkäppchen“, R. Scholz „Hänsel und Gretel“, Jüttner „Sneewittchen“, Kunz „Frau Holle“. Die Bilder sind im allgemeinen hocherfreulich, in Einzelheiten sogar hervorragend. Nur Sneewittchen und Hänsel und Gretel wollen uns nicht recht genügen, während das letzte, Frau Holle von Kunz, durch seine märchenhafte stimmungsvolle Farbigkeit hervorragt.

Das Jahr 1905 bescherte uns eine Reihe weiterer Bilderbücher. Die letzten beiden Bücher vom Deutschen Bilderbuch gehören hierher, sowie einige neue Bände aus Gerlachs Jugendbücherei und Kreidolfs „Alte Kinderreime“. Dazu kommen zwei lustige Bücher, Arpad Schmidhammer „Mucki“ und Wilhelm Schulz „Der Prutzeltopf“. Beide enthalten Karikaturen mit eigenen Versen. Beide stecken voller Abenteuer, die im Mucki besonders wüst sind, und beide zeigen eine fast überflotte Art der Zeichnung. Aber amüsant und ausdrucksvoll sind beide, auch für Kinder, und beide sind, der Künstlerpersönlichkeit entsprechend, ganz verschieden.

Aus dem Jahr 1905 stammen noch die Zeichnungen Schmidhammers zu „Zäpfel Kerns Abenteuer“ von Bierbaum, Karikaturen im Stile seiner „Jugend“-Zeichnungen.

Eine lang gehegte Hoffnung, Hans Thoma möchte der deutschen Jugend ein Bilderbuch schenken, wurde 1905 erfüllt in dem Abc-Bilderbuch, aber die Erfüllung bedeutete zugleich eine Enttäuschung. Das Buch enthält neben vielen guten eine Reihe ganz gleichgültiger Bilder, die gar kein Thomasches Gepräge haben, ja einige sind geradezu unbefriedigend in der Zeichnung. Dazu kommt eine stillose Anordnung auf der Seite. Das Mangelhafteste aber ist die Farbe. Die Bilder sind alle farblos gedacht; zum Teil sind es ältere, farblose Lithographien. Nun ist einfach die Farbe hinzugedruckt, über die breiten lithographischen Schattenstriche hinüber, so daß die Farben vielfach direkt schmutzig erscheinen. Einige vorzügliche Bilder haben durch diese Art der Farbengebung außerordentlich verloren, so ist z. B. der Sonnenschein des Titelbildes, der auf der Lithographie sehr stark wirkt, fast ganz verschwunden.

Dafür hat uns das Jahr 1906 ein Thomabuch geschenkt, herausgegeben von der Berliner Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege (Preis 1 ℳ, Verlag Scholz-Mainz), in dem 18 Abbildungen nach Gemälden und Steindrucken Thomas vereinigt sind. Es ist ein alter Wunsch Thomas, dem Volke gute Kunst zu billigem Preis zu bieten. Er hat schon in den neunziger Jahren Lithographien geschaffen. Aber die

Deutschen waren noch nicht reif für seine Kunst, wurde doch in Karlsruhe einmal von Kunstfreunden eine Eingabe gemacht, der Kunstverein möge Thoma das Ausstellen dort verbieten. Thoma ist ruhig seinen Weg weiter gegangen, und heute zählen wir ihn zu unsern größten und deutschesten Künstlern. Einfachheit und Schlichtheit verbunden mit tiefster seelischer Belehrung zeichnen seine Bilder aus: ein Talstück, über das verklärend die Frühlingssonne fällt, eine Mutter, die ihrem Sohn Gottes Wort verhört, eine Gartenecke mit einem Geiger im Mondschein, ein Meerweib von der aufgehenden Sonne überstrahlt — das sind einige Themen, die er behandelt. Wie alle großen Kunstwerke, so verlangen auch Thomas Bilder ein stilles Versenken; beim flüchtigen Durchblättern sprechen sie nicht zu uns. Außer dem Thomabuch sei noch verwiesen auf die Blätter im Verlage von Breitkopf & Härtel zum Preise von 2 ℳ pro Blatt.

Wir haben aus der Fülle der Bilderbücher, die jahraus jahrein erscheinen, nur die bedeutungsvollen herausgreifen können, die für die Weiterentwicklung in Betracht kommen. Natürlich ist der Aufschwung, den uns die letzten sechs bis sieben Jahre gebracht haben, nicht ohne Einfluß geblieben auf das allgemeine Niveau der Bilderbuchproduktion. Verschiedene Bilderbücher sind noch der Erwähnung wert, wenngleich sie nicht alle ohne Einschränkung als empfehlenswert bezeichnet werden können. Wir erwähnen z. B. das Überkinderbilderbuch von Mathilde Ade, das ein sehr tüchtiges zeichnerisches Können verrät, aber in der Ironie über das Kindliche hinausgeht. Ferner Paul Brockmüllers „Höckchen-Döckchen“ (1904), dessen saubere Aufmachung und ornamentales Geschick besticht und über die Hohlheit der Bilder hinwegtäuscht.

Von Bedeutung sind die zeichnerisch und farbig interessanten Bilder, die Ernst Eitner zu Andersens Märchen geschaffen hat. Besonders humorvoll sind die leuchtend farbigen Illustrationen Mauders zu den schönen alten Kinderreimen.

Zumbusch hat die beiden Bände von Merck „Unser Liederbuch“ mit Lithographien geschmückt, die in der Farbe nicht immer vornehm sind.

Walter Tiemann hat Zwerg Nase und den Eulenspiegel mit sehr ansprechenden Bildern illustriert. Von Gertrud Kohrt stammen die anspruchslosen, aber reizenden Bilder zu den „Sternschnuppen“ (bei Künzli, Zürich). Robert Weise hat die farbig vornehmen Bilder zu Ebner-Eschenbachs Hirzepinzchen gezeichnet. Ferdinand Moser lieferte das Bilderbuch „Eine Nacht im Walde“, das aber weder in der Zeichnung noch in der Farbe genügt. Marie v. Olfers schuf das Bilderbuch die „Schneeflocken“, das sehr stark dem Bilderbuch von der Schwedin Else Beskow „Hänschen im Blaubeerenwald“ nachempfunden ist, aber das hübsche Vorbild weder in der Farbe und noch weniger im Ausdruck, der schon bei Else Beskow nicht sehr stark ist, erreicht; doch wird die puppenhafte Adrettheit vielen gefallen.

Das Beskowsche Buch ist bei Ferdinand Carl-Stuttgart mit deutschem Text erschienen. Schaffstein hat ein englisches Bilderbuch „Zwei lustige Seeleute“ von Steward Orr mit Versen von G. Falke herausgegeben. Wir sind nicht sehr dafür, ausländische Bilderbücher in Deutschland einzuführen, damit den deutschen Künstlern, die unserm Empfinden doch näher stehen, nicht das Wasser abgegraben werde. Gegen die beiden genannten Bücher ist an sich nichts einzuwenden.

Nicht ohne Eigenart sind die Bilder von B. Hitch in „Kunterbunt“; Hitch scheint von englischen Zeichnern stark beeinflußt zu sein; seine sorglos flotte Art, zu zeichnen, deutet darauf hin; seine Bilder ergeben zum Teil ganz amüsante Wirkungen.

Paul Heys Bilder zu den Kinderliedern von A. Holst „Allerliebster Plunder“ verraten teilweise ein respektables technisches Können; aber die seelische Belebung läßt oft viel zu wünschen übrig.

Die Bilder von Julius Widnmann zu seinen „Erd-

männlein“ sind sehr unerfreulich durch ihre unvornehme Farbe, zeichnerisch sind sie nicht immer sorgfältig.

Adolf Jöhnssen hat Brinckmans „Kaspar Ohm un ick“ und Boelitz' „Kinderreime“ illustriert. Jöhnssen ist Mecklenburger; er hat die Gestalten Brinckmans nicht übel getroffen, ohne allerdings künstlerisch hervorragende Bilder zu liefern — auch in den Kinderreimen nicht.

Max Liebenweins Bilder zu Boelitz' „Meister Lampes lustigen Streichen“ sind nicht schlecht gezeichnet, aber sie sind ohne besonderen Reiz (und ohne starken Ausdruck), von wenigen Ausnahmen abgesehen (z. B. Hase und Fuchs im Brunnen).

Von W. Heubach stammen „Neue Tierbilder“, zwölf Steinzeichnungen, deren Tiere zum größten Teil ganz gut sind; die Landschaft aber erregt Bedenken durch ihre Nüchternheit.

Die Bilder von Susanne Weichberger zu alten Reimen „Kling-Klang“ haben mit Kunst nicht viel zu tun. Dagegen sind die Bilder von Ida T. Bebber „Familie Langschwanz“ (1905) nicht übel gezeichnet; nur wirken sie in der Wiederholung ein wenig monoton.

Im letzten Jahre hat O. Gebhardt Bilder zu Kotzdes Reimen „Kiwitt“ geliefert, deren grelle Buntheit unangenehm auffällt, geradezu häßlich ist der rote Fleischton. Carl Hall bringt ein Bilderbuch ohne Text: „Spiel mit“, worin er in Flinzers Manier Tiere in menschlichen Situationen darstellt, zuweilen in sehr ausgeklügelten Situationen. Seine früheren Illustrationen zum „Fröhlichen Tierbilderbuch“ von Straßburger und Etzel sind unbedeutend.

Wolf Harnier hat zu seiner Gedichtsammlung „Haulemann“ selbst die Bilder gezeichnet, die aber mehr als nötig an die Gipsmännchen erinnern und durch ihre Gleichförmigkeit eintönig wirken.

Interessant ist Max Slevogts Versuch, die andeutungsweise Art des Impressionismus in der Illustration anzuwenden. Er zeichnete „Improvisationen“ zu Ali Baba und die vierzig Räuber (1903). Wir wissen nicht, ob Slevogt dabei

auch an Kinder gedacht, nach unserer Meinung kommen die Bilder für sie nicht in Betracht.

Wenn wir die Bilderbuchproduktion der letzten Jahre überschauen, so dürfen wir uns der Resultate freuen, und wir dürfen ruhig behaupten, daß Deutschland im Bilderbuch Frankreich und England eingeholt hat.

Bilderbogen.

Über die Bilderbogen können wir nur wenig sagen, da es unmöglich war, genügendes Material zu beschaffen. Der Bilderbogen ist seinem Wesen nach mehr als das Bilderbuch der Vergänglichkeit verfallen. Er wird meistens nicht aufbewahrt, er wird zerrissen und zerschnitten. Schon aus diesem Grunde schenken die meisten Eltern dem Bilderbogen nicht die Beachtung, die er verdient. Was wir über das Bilderbuch für die Kleinen gesagt haben, gilt ebenso für den Bilderbogen. Wir dürfen den Einfluß nicht unterschätzen, den die frühen Eindrücke der Bilderbogenbilder ausüben. Und selbst derjenige, der an die Bedeutung dieser stillen Wirkung nicht glaubt, wird zugeben, daß es auf alle Fälle besser ist, dem Kinde gute anstatt schlechte Bogen zu geben, besonders wenn der Preisunterschied kein erheblicher ist. Und wir haben in der Tat ein paar Unternehmungen, die uns wertvolle billige Bilderbogen liefern.

In den vierziger Jahren, als der Holzschnitt erneut zur Blüte gelangt war, wurden durch Kaspar Braun die Münchner Bilderbogen begründet.

Sie haben sich viele Jahre hindurch mit Recht einer großen Beliebtheit zu erfreuen gehabt. Die Bogen kosten schwarz 0,10 M, koloriert 0,20 M. Im ganzen sind 1056 Bogen erschienen. Sie enthalten Märchen, Legenden, Fabeln, Sagen, Silhouetten, Scheibenbilder, Kostümbilder, Ansichten von Städten und Ländern, Bilder aus dem Altertum. Bedeutende Künstler haben Beiträge geliefert: Schwind

z. B. 10 Bogen, Wilh. Busch 50 Bogen, Oberländer 42, Meggendorfer 66, ferner O. Speckter, Kaspar Braun, Math. Cöster, W. Dietz, H. Leutemann, W. Diez, E. Fröhlich, E. Harburger, Th. v. Kramer, A. Muttentaler, Fr. v. Pocci, E. Reinicke u. a. m. Wohl sind nicht alle Bogen gleich wertvoll, aber wertlose haben wir kaum unter der großen Zahl gefunden. Auch der Stil des Bilderbogens wurde von den meisten Mitarbeitern glücklich gelöst. Ein ausgezeichnetes Beispiel für verschiedene Möglichkeiten bietet z. B. Schwind. In „Die Bauern und der Esel" stellt er die einzelnen Bilder unverbunden nebeneinander. Bei den Kindern im Erdbeerenschlag sind die sechs Einzelbilder durch Blumengewinde verbunden. Bei der Gerechtigkeit Gottes gehen drei breite Bilder über die ganze Seite, und jedes Bild enthält mehrere Szenen, während der gestiefelte Kater sich als ein großes Bild gibt, in dem die verschiedenen Vorgänge sich abspielen. Eine fünfte Art bietet Otto Speckter in seinem Rapunzel, wo das Bild den Rahmen um den Text bildet.

Ein späteres Unternehmen aus den sechziger Jahren sind die Deutschen Bilderbogen für jung und alt bei Gustav Weise in Stuttgart. Auch sie kosteten 0,10 ℳ schwarz, 0,20 ℳ koloriert. Auch an diesem Unternehmen haben bedeutende Künstler mitgearbeitet, z. B. A. Menzel, B. Vautier, P. Konewka, O. Pletsch, P. Meyerheim, Th. Hosemann, W. Camphausen, C. Reinhardt, F. Specht, C. Kröner, C. Offterdinger, G. Süß, A. Zick u. a. Auch diese Bogen sind durchweg gut; sie enthalten nicht zu viel und die Bilder sind meistens gut auf der Seite angeordnet, sie stehen gewöhnlich einfach nebeneinander. Lustiges und Belehrendes wechselt miteinander ab.

Aus neuerer Zeit stammen die Wiener Bilderbogen für Schule und Haus, Preis 0,10 ℳ, koloriert 0,20 ℳ. Auch hier ist das richtige Prinzip befolgt, Künstler heranzuziehen. Doch sollen die Bilder wesentlich belehrenden Zwecken dienen: Stadtbilder, Völkertypen, Landschaften, Technisches u. dgl. sind hauptsächlich dargestellt. Daneben finden sich

ein paar Märchenbilder, die zugleich die feinsten sind: Hänsel und Gretel von Lefler, Der Wolf und die sieben Geißlein von Pock u. a.

Wer sich für die Frage des Bilderbogens interessiert, der tut am besten, er sieht sich die Bogen durch und sucht sich die schönsten aus. Wenn das nicht möglich ist, empfiehlt es sich, an der Hand der Prospekte eine Auslese zu treffen.

Bilderbuch: Künstler.

Dürer, Albrecht, 1471—1528.
Holbein, Hans, 1497—1543.
Schäuffelin, Hans, 1480—1539.
Beham, Sebald, 1500—1550.
Chodowiecki, D., 1726—1801.
Meil, J. W., 1733—1805.
Schnorr v. Carolsfeld, J., 1794—1872.
Führich, J. v., 1800—1870.
Bürkel, Heinr., 1802—1869.
Richter, Ludw., 1803—1884.
Schwind, Moritz v., 1804—1871.
Reinick, Rob., 1805—1852.
Speckter, Otto, 1807—1871.
Pocci, Franz v., 1807—1876.
Hosemann, Th., 1807—1875.
Braun, Kaspar, 1807—1877.
Bendemann, Eduard, 1811—1889.
Bürklein, Fr., 1813—1872.
Menzel, Adolf, 1815—1905.
Rethel, Alfred, 1816—1859.
Fröhlich, Karl, 1821—1898.
Sues, Gustav, 1823—1881.
Pletsch, Oskar, 1830—1888.
Busch, Wilh., geb. 1832.
Flinzer, Fedor, geb. 1832.
Thumann, Paul, geb. 1834.
Hendschel, Alb., 1834—1883.
Thoma, Hans, geb. 1839.
Klimsch, Eugen, geb. 1839.
Konewka, Paul, 1840—1871.
Grotjohann, Philipp, 1841—1892.
Leutemann, H., geb. 1842.
Meyerheim, Paul, geb. 1842.
Mohn, Paul, geb. 1842.
Crane, Walter, geb. 1845.
Oberländer, Adolf, geb. 1845.
Zick, Alexander, geb. 1845.
Kleinmichel, Jul., 1846—1892.
Meggendorfer, Lothar, geb. 1847.
Fröschl, Karl, geb. 1848.
Gehrts, Karl, geb. 1853.
Gehrts, Joh., geb. 1855.
Röchling, C., geb. 1855.
Vogel, Herm., geb. 1855.
Kallmorgen, Friedr., geb. 1856.
Knötel, Rich., geb. 1857.
Reiß, Fritz, geb. 1857.
Schmidhammer, Arpad, geb. 1857.
Looschen, Hans, geb. 1859.
Volkmann, Hans v., geb. 1860.
Scholz, Richard, geb. 1860.
Braun, Irene, geb. 1861.
Lefler, Heinrich, geb. 1863.
Hein, Franz, geb. 1863.
Kreidolf, Ernst, geb. 1863.
Barlösius, Georg, geb. 1863.
Jüttner, Franz, geb. 1865.
Müller-Münster, geb. 1867.
Heine, Th. Th., geb. 1867.

Höppener-Fidus, geb. 1868.
Kunz, Fritz, geb. 1868.
Liebermann, Ernst, geb. 1869.
Stassen, Franz, geb. 1869.
Diez, Jul., geb. 1870.
Stroedel, Georg A., geb. 1870.
Georgi, Walther, geb. 1871.
Andri, Ferd., geb. 1871.
Taschner, Ignatius, geb. 1871.
Vogeler, Heinrich, geb. 1872.
Bernuth, Max, geb. 1872.
Eichrodt, Hellmut, geb. 1872.
Stumpf, Wilh., geb. 1873.
Cissarz, Joh. Vinc., geb. 1873.
Löffler, Bertold, geb. 1874.
Fahringer, Carl, geb. 1874.
Weiß, E. R., geb. 1875.
Kuithan, Erich, geb. 1875.
Horst-Schulze, P., geb. 1876.
Sieck, Rudolf, geb. 1877.
Mauff, Rich., geb. 1877.
Hofer, Karl, geb. 1878.
Freyhold, Karl F. v., geb. 1878.
Weisgerber, A., geb. 1878.
Steiner-Prag, geb. 1880.
Bauriedl, Otto, geb. 1881.
Tauschek, Otto, geb. 1881.

Bilderbuch: Zeittafel.

ca. 1461 älteste, mit Holzschnitten illustrierte Bücher.
1478 Seelentrost, älteste illustrierte Kinderschrift.
1496—1498 A. Dürer, Apokalypse (14 Blatt).
1504—1505 A. Dürer, Marienleben.
1510—1511 A. Dürer, Marienleben, letzten drei Blätter.
1507 Schäuffelin, Speculum passionis.
1511 A. Dürer, die kleine Holzschnittpassion (37 Blatt).
ca. 1512 A. Dürer, die Kupferstichpassion (16 Blatt).
1519 Der Teuerdank (Burgkmair, Schäuffelin u. a.).
1522 H. Holbein, Apokalypse (21 Blatt).
1537 Sebald Beham, Biblische Historien, figürlich dargestellt.
1538 H. Holbein, Altes Testament.
1538 H. Holbein, Bilder des Todes.
ca. 1630 M. Merian, Biblische Figuren (150 Blatt).
1658 Orbis pictus.
1754 D. Chodowiecki, Erste Kupferstiche.
1761 J. W. Meil, Kupfer zum Spectaculum Naturae et Artium.
1769 D. Chodowiecki, Erste Kalenderkupfer.
1784 D. Chodowiecki, Kupfer zu Salzmanns Elementarwerk.
1792 M. G. Chr. Raff, 4 Kupfertafeln für eine Naturgeschichte für Kinder.
1796 Senefelder, Erstes lithographisches Blatt.
1801 D. Chodowiecki, Letzte Kalenderkupfer.
1823 Fr. Weißhaupt, Erste farbige Tafeln mit mehreren Steinen.
1833 A. Menzel, Luthers Leben.

1833 O. Speckter, Bilder zu den Heyschen Fabeln.
1834 A. Menzel, Künstlers Erdenwallen.
1834—1836 A. Menzel, Denkwürdigkeiten a. d. Brandenburgischen Geschichte.
1836 A. Menzel, Illustrationen zu Feige „Der kleine Gesellschafter“.
1837 O. Speckter, Bilder zu Heys „Noch fünfzig Fabeln“.
1838 L. Richter, Bilder zu den deutschen Volksbüchern.
1838 A. Menzel, Illustrationen zu Peter Schlemihl.
1839—1842 A. Menzel, Zeichnungen zu Kuglers Friedrich der Große.
1842 L. Richter, Bilder zu Musäus Volksmärchen.
1843 O. Speckter, Bilder zum Gestiefelten Kater.
1843—1849 A. Menzel, Zeichnungen zu Oeuvres de Frédéric le Grand.
1845 Begründung der Fliegenden Blätter.
1845 H. Hoffmann, Struwwelpeter.
1847 O. Speckter, Bilder zu Brüderchen und Schwesterchen.
1848 A. Rethel, Totentanz.
1851 A. Menzel, Versuche auf Stein mit Pinsel und Schabeisen.
1852 L. Richter, Das Kinderleben.
1853 L. Richter, Illustrationen zu Bechsteins Märchenbuch.
1852—1860 J. Schnorr v. Carolsfeld, Bilder zur Bibel.
1855 O. Speckter, Illustrationen zu Groths Quickborn.
1855 K. Fröhlich, Silhouettenfibel.
1856 L. Richter, Das Vaterunser.
1856 F. Flinzer, Aus alter und neuer Zeit.
1857 W. Busch, Bilderpossen.
1858 W. Busch, Max und Moritz.
1858 M. v. Schwind, Die sieben Raben.
1858—1861 L. Richter, 4 Hefte „Fürs Haus“.
1860 O. Pletsch, Die Kinderstube in 36 Bildern.
1861 L. Richter, Der Sonntag.
1862 O. Pletsch, Was willst du werden?
1862 Th. Hosemann, Zur Unterhaltung für gute Kinder.
1863 O. Pletsch, Gute Freundschaft.
1865 O. Pletsch, Kleines Volk.
1863 A. Oberländer, Erste Zeichnungen für die Fliegenden Blätter.
1863 F. Flinzer, Hänschens Tierbude.
1866 L. Richter, Unser täglich Brot.
1867 C. Offterdinger, Deutsches Prachtbilderbuch.
1867 Th. Hosemann, Bilder für artige Kinder.
1869 P. Konewka, Der schwarze Peter.

1870 M. v. Schwind, Melusine.
1871 W. Busch, Hans Huckebein.
1871 P. Konewka, Schattenbilder.
1872 Th. Hosemann, Eine Häschen- u. e. Katzengeschichte.
1872—1874 A. Hendschel, Skizzenbuch.
1873 O. Pletsch, Nesthäkchen.
1873 O. Pletsch, Der alte Bekannte.
1874 O. Pletsch, Ein Gang durchs Dörfchen.
1874 Th. Hosemann, Bilder aus meiner Mappe.
1874 F. Flinzer, Der Tierpark.
1876 O. Pletsch, Stillvergnügt.
1877 O. Pletsch, Guckaus.
1877 A. Menzel, Illustrationen zum Zerbrochenen Krug.
1878 L. Meggendorfer, Lebende Bilder.
1879 L. Meggendorfer, Münchner Kasperltheater.
1880 L. Meggendorfer, Ein Korb voll Allerlei.
1881 L. Meggendorfer, Der brave Hans u. d. böse Peter.
1881 P. Thumann, Für Mutter und Kind.
1882 K. Fröschl, Goldene Zeiten.
1882 L. Meggendorfer, Die brave Bertha u. d. böse Lina.
1882 J. Kleinmichel, Kinderhort in Bild u. Wort.
1882 J. Kleinmichel, Lieschens kleine Einfälle.
1882 L. v. Kramer, Ein Kinderleben.
1883 L. Meggendorfer, Im Sommer.
1883 L. Meggendorfer, Im Winter.
1883 F. Flinzer-Dieffenbach, Glückliche Kinderzeit.
1884 L. Meggendorfer, Affentheater.
1885 L. Meggendorfer, Auf dem Lande.
1886 F. Flinzer, König Nobel.
1886 P. Mohn, Der Kinderengel.
1886 P. Mohn-Dieffenbach, Fröhliche Jugend.
1887 P. Mohn, Nesthäkchens Zeitvertreib.
1887 F. Flinzer, Tierstruwwelpeter.
1890 F. Flinzer, Eine Tierschule.
1890 E. Klimsch, Wunderhold.
1890 Dieffenbach-Fidus, Per aspera ad astra.
1891 K. Fröschl, Kleine Gesellen.
1895 Röchling-Knötel, Der alte Fritz.
1895 Jugend begründet.
1895 Simplicissimus begründet.
1896 A. Wedekind, Der Hänseken.
1898 E. Kreidolf, Blumenmärchen.
1899 Knecht Ruprecht I.
1899 Jungbrunnen begründet.
1900 Fitzebutze.

1900 Märchen ohne Worte.
1900 Knecht Ruprecht II.
1901 Knecht Ruprecht III.
1901 H. v. Volkmann, Aus der schönen weiten Welt.
1901 E. Kreidolf, Die schlafenden Bäume.
1901 Jugendland I.
1901 Arche Noah.
1902 Gerlachs Jugendbücher.
1902 Jugendland II.
1902 Gartenlaubebilderbuch.
1902 J. Diez, Miaulina.
1902 E. Kreidolf, Wiesenzwerge.
1902 F. Flinzer, Durch Wald und Feld.
1903 H. v. Volkmann, Ri-ra-rutsch.
1903 K. Hofer, Rumpumpel.
1903 E. Kreidolf, Schwätzchen.
1903 Jugendland III.
1904 R. Dehmel, Buntscheck.
1904 Das deutsche Bilderbuch: Diez, Dornröschen; Lefler und Urban, Marienkind, Münzer, Aschenputtel; Schmidhammer, Rotkäppchen; Scholz, Hänsel und Gretel.
1905 Das deutsche Bilderbuch: Jüttner, Sneewittchen; Kunz, Frau Holle.
1905 E. Kreidolf, Alte Kinderreime.
1905 A. Schmidhammer, Mucki.
1905 W. Schulz, Der Prutzeltopf.
1905 H. Thoma, Abc-Bilderbuch.
1905 K. F. v. Freyhold, Tierbilderbuch.

Bilderbuch: Literatur.

R. Muther, Die deutsche Bücherillustration der Gotik und Frührenaissance (1460—1530). 2 Bde. München und Leipzig, 1884.

A. F. Butsch, Die Bücherornamentik der Renaissance. München und Leipzig, 1878.

Dr. C. v. Lützow, Geschichte des deutschen Kupferstiches und Holzschnittes. Berlin, 1891.

K. Lange, Künstlerische Erziehung der deutschen Jugend. 1893.

H. Wolgast, Über Bilderbuch und Illustration. Hamburg, 1894. (Auch in „Vom Kinderbuch", Leipzig, 1906.)

R. Kautzsch, Die deutsche Illustration (Aus der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt"). Leipzig, 1904.

Walter Crane, Dekorative Illustration des Buches. 2. Aufl. Leipzig, 1901.

Daniel Burckhardt, Die Schule Martin Schongauers am Oberrhein. Basel, 1888.

M. Thausing, Dürer, Geschichte seines Lebens und seiner Kunst. 2 Bde. Leipzig, 1884.

Alfred Woltmann, Holbein und seine Zeit. 2 Bde. 2. Aufl. Leipzig, 1874—1876.

Wilh. Engelmann, Daniel Chodowieckis sämtliche Kupferstiche. Leipzig, 1875.

Kunstwart, Menzelheft (18. Jahrg., Heft 13, 1905).

Kunstwart, Ludwig Richterheft (16. Jahrg., Heft 24, 1903).

Ludwig Richter, Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Leipzig, 1885.

R. Schaukal, Wilhelm Busch. Berlin, 1904.

M. Spanier, Hans Thoma und seine Kunst fürs Volk. Leipzig, 1903.

Bilderbuch: Aufsätze.

Gustav Pauli, Das Bilderbuch in „Dekorative Kunst". 5. Jahrg., Nr. 8, Mai 1902.

Gustav Weihrauch, Über Bilderbücher in „Versuche und Ergebnisse". 3. Aufl. Hamburg, 1902.

Seydlitz, Kinderbücher in Kunstwart 1890, Seite 81.

K. Lange, Bilderbücher in „Reins Enzyklopädie".

Wilh. Spohr, Künstlerische Bilderbücher in „Die Kunst im Leben des Kindes". 1901.

Das Volkslied.

Jedes Volk, jede Literatur beginnt mit einer Periode der Volksdichtung. Eine Kunstdichtung als Gegensatz zu ihr gibt es auf lange Zeit nicht. Im Liede drückt sich sowohl das religiöse, wie das sittliche und geistige Leben des Volkes aus. Die Summe der geistigen Entwicklung ist in jenen Zeiten noch ungeteiltes Gesamtgut des ganzen Volkes; zwar nicht so, als ob jeder einzelne zum fördernden Mitarbeiter daran berufen oder auch nur zum Verständnis befähigt wäre. Es sind immer nur einzelne höchstbegabte Naturen, durch die die geistige Entwicklung gefördert wird. Daneben wirken die Tüchtigen, die das Geistesleben der Nation bewußt und selbsttätig mitleben, die fähig sind, die neuen Gedanken aufzunehmen, zu verarbeiten und zu verbreiten, daß sie zur geschichtlichen Wirklichkeit werden. Die träge Masse aber, an deren einzelnem die geistige Entwicklung spurlos vorübergeht, wird allmählich doch von der allbewegenden Macht des Gedankens mit fortgezogen.

Die ersten Anfänge der Dichtung wird man sich zu denken haben als mit dem Kultus in Verbindung stehend. Für Verträge, Eide gab es bestimmte Formeln: durch Rhythmus, Stab oder Reim wurden die Worte gebunden, die den Willen binden sollten. Der Wille der Götter sollte gebunden werden durch Opfer- und Schlachtgesänge, um den Singenden beizustehen. Bald erweiterte sich das Gebiet des Gesanges, das ganze Leben wurde in seinen Kreis gezogen: rhythmische Weisen als Begleitung der Arbeit, Leichenklagen, Trinklieder, Lobpreisungen von Helden und nicht zuletzt Liebeslieder kamen hinzu.

Die ältesten Volkslieder, von denen uns Kunde wird, sind historischer Art; wie überhaupt der erste Volksgesang episch

ist. Aus dem 8. Jahrhundert stammt das Hildebrandlied (in Stabreimen), vom Ende des 9. Jahrhunderts stammt der Leich auf König Ludwig III. Die Reste des Volksgesangs sind spärlich, weil die Kirche das Singen und vor allem die Aufzeichnung der alten heidnischen Volksgesänge verhinderte.

Später dann, zur Zeit der Minnesänger, nahm der höfische Gesang das Interesse der besseren Elemente des Volksgesangs gefangen. „Was sich der neuen Kunst nicht anschließen wollte, das fiel der Schenke und Gasse, fiel der Geringschätzung und damit auch wohl der Roheit anheim.“ (R. v. Liliencron.) Wohl hatte auch das Volk seine Sänger, die fahrenden Spielleute, die ihm sangen, was gerade Mode war, und was es gern hatte. Aber da sie meist nicht schreiben konnten und sich auf ihr Gedächtnis verließen, so sind auch ihre Lieder verschollen.

Nur ganz selten fand sich einmal ein gelehrter Schreiber, der einmal einige Lieder, wie sie vom Volke gesungen wurden, aufzeichnete, z. B. in der Limburgischen Chronik, begonnen 1336, von der Lessing sagt, sie sei „äußerst merkwürdig, weil sie so viele besondere Kleinigkeiten mitnimmt, daß sie auch fleißig der Lieder gedenkt, die jedes Jahr am meisten gesungen wurden“.

Und doch war das 14. und 15. und auch noch das 16. Jahrhundert die Blütezeit des Volksliedes, besonders des historischen. Die historischen Volkslieder sind meist polemischer Art, wir werden durch sie tief hineingeführt in die Tagespolitik jener Zeit. Denn wie man jetzt die Zeitung liest, so hörte man damals einen Sänger über das Ereignis des Tages. Im 14. und 15. Jahrhundert wurden wegen Spottlieder Kriege geführt. Man fürchtete sich vor dem Schelten der Dichter, und es ist charakteristisch, daß sich noch 1605 der Herzog von Braunschweig an den Kurfürsten von Sachsen wandte, er möchte dem Leipziger Rat den Verkauf und das Singen von Liedern gegen ihn auf der Messe verbieten.

Nach der Erfindung der Buchdruckerkunst wurden die Volkslieder häufig gedruckt, meist in Form von „Fliegenden

Blättern", leider sehr selten mit Noten. Diese Fliegenden Blätter sind zwar auch meist verloren gegangen, doch haben sich besonders aus dem 16. Jahrhundert noch viele erhalten.

Im 17. Jahrhundert, dem traurigsten, das Deutschland erlebte, starb mit der übrigen Volkspoesie auch das Volkslied mehr und mehr ab (vgl. Märchen und Sage). Die gelehrten Poeten des 18. Jahrhunderts aber mußten das Volkslied verachten.

Erst in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts kam das Interesse der gebildeten und literarischen Kreise am Volkslied in Fluß, veranlaßt durch die Sammlung des englischen Bischofs Percy „Reliques of Ancient English Poetry". (1765.) Sie enthielt alte englische Volkslieder in modernisierter freier Textgestaltung.

Besonders waren es die Dichter des Göttinger Dichterbundes, bei denen durch die „Reliques" ein weitergreifendes Interesse am Volkslied erweckt wurde. Boje z. B. nahm an Mercks Plänen zur Herausgabe englischer „Songs" lebhaften Anteil. Bürger schrieb seine „Herzensergießungen über Volkspoesie", in denen er den Ruf nach einem deutschen Percy erhob. Er sagte darin: „Diese alten Volkslieder bieten dem reifenden Dichter ein sehr wichtiges Studium der natürlich poetischen, besonders der lyrischen und episch-lyrischen Kunst dar. Sie sind meist, sowohl in Phantasie als Empfindung wahre Ausgüsse einheimischer Natur. Freilich hat die mündliche Tradition oft manches hinzugetan und weggenommen und dadurch viel lächerlichen Unsinn hineingebracht. Wer aber das Gold von der Schlacken zu scheiden weiß, wird wahrlich keinen verächtlichen Schatz erbeuten."

Bürger und Voß und Miller haben für ihre eigene Dichtung manche Anregung aus dem Volkslied geschöpft. Voß' volksliedartige Dichtungen sind freilich nicht lebendig geblieben. Von Miller wird noch heute „Was frag' ich viel nach Geld und Gut" gesungen. Den tiefsten Einfluß hatten die Reliques auf Bürger. Seine Balladen sind zum Teil direkt Bearbeitungen englischer Stücke, z. B. Frau Schnips, Des

Schäfers Liebeswerbung, Bruder Graurock, Entführung, Der Kaiser und der Abt, Graf Walter.

Die Verpflanzung des Volkliedes in die Literatur war zu der Zeit geradezu ein Bedürfnis. Die französische Überbildung und Verbildung verlangte eine Rückkehr zur Natur, wie man ja auch eben damals in der englischen Gartenkunst die Natur selber in den Kunstgarten hereinholte. Niemand empfand die Bedeutung des Volksliedes für die literarische Weiterentwicklung im Gegensatz zur „Stubenpoesie" der Gelehrten stärker als Herder. Sein Interesse am Volkslied wurde durch die Reliques wohl neu geschürt, aber nicht erst entzündet. Er selbst sammelte schon länger, 1767 erließ er einen warmen Aufruf zum Sammeln, 1773 veröffentlichte er den Aufsatz „Über Ossian und die Lieder alter Völker". Durch diesen Aufsatz wurde der Ausdruck „Volkslied" erst verbreitet. Er wies darin auch schon auf das Dramatische und Sprunghafte des Volksliedes hin. 1773 hatte Herder schon ein Bändchen alter englischer und deutscher Volkslieder beisammen. Es wurde nicht gedruckt, es erwuchs aber daraus die Sammlung „Volkslieder", später „Stimmen der Völker in Liedern" genannt (1778—79). Die Sammlung war kosmopolitisch gedacht. Etwa der vierte Teil waren deutsche Lieder, auch Goethes Heidenröslein war z. B. darunter. Bei den alten Liedern war es Herder nicht um Treue unter allen Umständen zu tun, wenn ihnen auch „ihr heiliger Rost und Moder" bleiben sollte. Besonders die Übersetzungen aus den „Reliques" waren verändert, geglättet vor allem.

Auch von anderer Seite fand das Volkslied Förderung. Jakob Bodmer gab mit 72 Jahren altenglische Balladen heraus (1780), die er den „Reliques" entnommen hatte, 1781 fügte er altschwäbische Balladen hinzu. 1795 erschienen von Bothe „Volkslieder, nebst untermischten anderen Stücken".

Auch Goethe bezeigte lebhaftes Interesse für das Volkslied. Er hatte schon als Student im Elsaß zwölf deutsche Volkslieder gesammelt. Wichtiger aber ist die Anregung für seine eigene Dichtung. So dichtete er das Heidenröslein nach

einem Liede in der Sammlung Pauls von der Aelst. Ein Motiv aus dem Lied vom Pfalzgrafen führte er weiter aus in „Vor Gericht“. Andere Lieder, wie der König in Thule, die Lieder im Götz, im Faust und im Egmont verraten deutlich den Einfluß des Volksliedes.

Es gab aber auch heftige Gegner des Volksliedes. Es waren vor allem Gelehrte und Geistliche, welche sich berufen fühlten, sich der Volksaufklärung anzunehmen. An ihrer Spitze stand der Berliner Buchhändler Nicolai. Ihre Absicht war die beste. Sie wollten Aufklärung in allen Ständen; darum bekämpften sie vor allem den Aberglauben und den Wunderglauben, auch den des Märchens. Und sie wollten überall das Gemein-Nützliche verbreitet sehen, darum befehdeten sie, was selbst in der Poesie ihrer Nützlichkeitstheorie entgegenstand. „Man begriff nicht, daß alles Schöne schon in und durch sich selbst etwas ist; man wollte die Poesie ohne irgend einen sittlichen und nützlichen Zweck nirgend gestatten“ (Hoffmann v. F.). Und da sie in den Volksliedern manches fanden, das ihnen anstößig war, da auch manche Lieder — aus Bruchstücken zusammengesetzt — keinen rechten Zusammenhang zeigten und daher sinnlos schienen, so suchten sie die Volkslieder zu bekämpfen und zu verdrängen. 1777—78 schon hatte Nicolai seinen „feynen kleynen Almanach voll schönerr echterr liblicher Volkslieder, lustigerr Reyen undt kleglicher Mordgeschichte“ herausgegeben. Es war eine Persiflage mit absichtlich fehlerhaften Texten und obszönen Gassenhauern. Aber es fanden sich auch einige echte Volkslieder mit echten Melodien (in jedem der beiden Bände 32 Stück).

Auch von anderer Seite ward Front gemacht gegen die „allerdümmsten und ausgelassensten, sowohl den Sitten als dem Verstand verderblichen Lieder“. (Ein „Volksfreund“ im Journal von und für Deutschland 1786). — H. P. Sturz ruft ein Wehe über die neuerdings beliebte „Tränenübung im Mondschein, den Veitstanz konvulsivischer Leidenschaften, den stark sein sollenden Unsinn, abenteuerlich aus Barden und Skalden geplündert“.

Den Haupttrumpf aber glaubte man auszuspielen, indem man selbst „Volkslieder" dichtete, die ruhig und kühl und klar und vernünftig gehalten, die Welt von einem möglichst niederen Standpunkt, dem Standpunkt des „Volkes", betrachteten. Dadurch hoffte man das Volk aufzuklären, seinen Geist zu bilden, sein Gemüt zu veredeln. Man wollte gewiß etwas Gutes, aber philisterhafter ist für das geistige Bedürfnis des Volkes nie gesorgt, ärger ist das poetische Leben des Volkes nie mißverstanden worden.

R. Z. Becker veranstaltete eine große Liedersammlung und gab sie 1799 heraus unter dem Titel: „Mildheimisches Liederbuch von 518 lustigen und ernsthaften Gesängen über alle Dinge in der Welt und alle Umstände des menschlichen Lebens, die man besingen kann. Gesammelt für Freunde erlaubter Fröhlichkeit und echter Tugend, die den Kopf nicht hängt von Rudolph Zacharias Becker". Nur ein Beispiel, um den Geist der Sammlung zu charakterisieren.

Der Fleischer singt:

Mit Blut bespritzt, mit Messern scharf
Und Beilen schwer versehen,
Kann ich dem tapfersten Soldat
Mutvoll zur Seite stehen.

Zwar hab ich nichts mit Menschenblut
Im Schlachtgewühl zu schaffen:
Das Kalb, das Schwein, das sanfte Schaf
Stirbt nur von meinen Waffen.

Ein braver Fleischer mag das Vieh
Wohl schlachten, doch nicht quälen;
Und am Gewichte läßt er nie
Auch nur ein Quentchen fehlen.

Glücklicherweise waren Nicolais Bundesgenossen nicht zahlreich. Besonders die Zeitschriften traten angelegentlich für das Volkslied ein, so Bojes „Deutsches Museum" und besonders Gräters „Bragur" und in den neunziger Jahren Meißners „Apollo". Sie brachten Aufsätze und vor allem veröffentlichten sie gesammelte Volkslieder. Das Deutsche Museum brachte u. a. 1778 das erste Kinderlied: „Tra ri ro, der Sommer der ist do".

Dann kam die Zeit der Romantiker, die, als sich die Ohnmacht des Deutschen Reiches in schimpflichster Weise offenbarte, sich in die Schätze der Vergangenheit unseres Volkes wie in eine fremde Welt versenkten. 1803 brachte Tiecks Erneuerung der Minnelieder. Ungefähr um die gleiche Zeit begann Brentano seine Sammlung volkstümlicher Lyrik. Er sammelte überall; mündliche Überlieferung, alte Gebetbücher, Chroniken, Fliegende Blätter, Kalender und Wetterbüchlein waren seine Quellen. Neben ihm hatte auch Arnim gesammelt, und beide gemeinsam begannen im Mai 1805 in Heidelberg eine letzte Sichtung. Arnim selbst schreibt über die Arbeit: „Von dieser unserer Sammlung kann ich nur mit ungemeiner Neigung reden; sie ist mir jetzt das liebste Buch, das ich kenne — nicht was mein Freund Brentano und ich dafür getan, ungeachtet es gern geschehen, sondern was innerlich darin ist und weht, die frische Morgenluft altdeutschen Wandels. Wär ich ein Bienenvater, ich würde sagen: das war der letzte Bienenstock, er wollte eben wegschwärmen; es hat uns wohl Mühe gemacht, ihn im alten Hause zu sammeln; bewahrt ihn, stört ihn nicht, genießt seines Honigs wie recht. — — Statt aller literarischen Notizen und geschichtlichen Betrachtungen über das Volkslied, die ich hier gern einschaltete, schwebt mir in diesem Augenblicke nur mein damaliges, mit alten Bildern beschlagenes Stehpult auf Brentanos Zimmer in Heidelberg vor, von welchem ich nunmehr auf einen reichen Schatz gesammelter alter Bücher und Handschriften und in die Ferne auf die abgestuften Weinberge des Neckars blickte. Es klingen ordentlich vor meinen Ohren statt der echthistorischen von uns verbesserten Übelklänge in den Liedern, so wichtig sie sein mögen, die Takte und Tonschläge der großen Trommel, welche die lustigen und leisen Walzer in den Tanzsälen jenseits des Neckars regelte; ja, ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, so ein Lied habe seine beste Geschichte in sich selbst und freue sich herzlich, wenn es ein anderer mit wahrer Zuneigung in seine Seele aufnimmt und nach seinem inneren Verlangen gestaltet“. (Vorrede zum Wunderhorn.)

Im Herbst 1805 erschien der erste Band des Wunderhorns, von 1806 datiert, mit einer Widmung von Goethe. Dieser besprach den Band sehr eingehend und wohlwollend in der Jenaer Literaturzeitung (21. und 22. Januar 1806). Er sagte:

„Die Kritik dürfte sich vorerst nach unserem Dafürhalten mit dieser Sammlung nicht befassen. Die Herausgeber haben solche mit so viel Neigung, Fleiß, Geschmack, Zartheit zusammengebracht und behandelt, daß ihre Landsleute dieser liebevollen Mühe nun wohl erst mit gutem Willen, Teilnahme und Mitgenuß zu danken hätten. Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblicke der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte.

Am besten aber läge doch dieser Band auf dem Klavier des Liebhabers oder Meisters der Tonkunst, um den darin enthaltenen Liedern entweder mit bekannten, hergebrachten Melodien ganz ihr Recht widerfahren zu lassen oder ihnen schickliche Weisen anzuschmiegen oder, wenn Gott wollte, neue bedeutende Melodien durch sie hervorzulocken.

Würden dann diese Lieder nach und nach in ihrem eigenen Ton- und Klangelemente von Ohr zu Ohr, von Mund zu Mund getragen, kehrten sie allmählich belebt und verherrlicht zum Volke zurück, von dem sie zum Teil gewissermaßen ausgegangen, so könnte man sagen, das Büchlein habe seine Bestimmung erfüllt und könne nun wieder als geschrieben und als gedruckt verloren gehen, weil es in Leben und Bildung der Nation übergegangen."

Jedes einzelne Gedicht wurde dann von Goethe durch einige Ausdrücke charakterisiert. Er stimmt auch dem zu, daß Arnim und Brentano die „Übelklänge in den Liedern" verbessert, daß sie gestrichen, Bruchstücke zusammengesetzt und Ergänzungen gemacht haben.

„Das hie und da seltsam Restaurierte, aus fremdartigen Teilen verbundene, ja das Untergeschobene ist mit Dank anzunehmen. Wer weiß nicht, was ein Lied auszustehen hat, wenn es durch den Mund des Volkes, und nicht etwa nur des ungebildeten, eine Weile durchgeht! Warum soll der, der es in letzter Instanz aufzeichnet, mit anderen zusammenstellt, nicht auch ein gewisses Recht daran haben?“

Nicht alle waren ganz so einverstanden mit der Änderung der Lieder. Von germanistischer Seite kamen Angriffe, und 1807 brachten Büsching und v. d. Hagen eine Sammlung heraus, die strenger in der Textbehandlung war. Arnim ärgerte sich zwar über den „falschen kritischen Geist“ darin, aber er benutzte sie doch für den zweiten Band des Wunderhorns, der 1808 herauskam. Die Arbeit war durch günstige Umstände gefördert worden, besonders durch Zeitschriften, die dem Geschmack für Volkslieder durch Veröffentlichungen Rechnung trugen.

Des Knaben Wunderhorn enthält die reiche Fülle von 703 Liedern. Natürlich sind nicht alle gleich wertvoll. Die Herausgeber haben die Mahnung Goethes, es sei nicht nütze, daß alles gedruckt werde, nicht genügend beherzigt. Die meisten der Lieder sind heute nicht mehr lebensfähig, doch haben alle kulturhistorische Bedeutung, indem sie zeigen, was im Volke gelebt hat, wofür es Sinn hatte und noch hat. — Die meisten Lieder sind Liebesgedichte; alle erdenklichen Stimmungen und Wechselfälle der Liebe sind poetisch verwertet; das verlassene Lieb, das betrogene Lieb, Abschied von der Liebsten, Sehnsucht nach dem Lieb, der gefoppte Geliebte sind häufige Themen. Manche Liebeslieder sind stark moralisierend: Nimm dich in acht, hüte dich fein (siehe das Mädchen und die Hasel). Ein beliebtes Thema sind der gefangene Geliebte und der betrogene Ehemann. Dazu kommen zahlreiche Handwerks- und Soldaten-, insbesondere Landsknechtslieder. Merkwürdig berühren uns die im Bänkelsängerton gehaltenen oft grauenvollen Mordgeschichten, von denen wir ein Beispiel bringen möchten.

Die Greuelhochzeit.

Ein reicher Bürgerssohn hat sich mit einem reichen Mädchen verlobt, sie aber liebt einen Schuhknecht und will ihrem Verlobten nicht zur Kirche folgen.

Allein sie wollt nicht folgen ihm;
Der Bräutigam voll Zorn und Grimm
Tät in die Kammer gehen;
Alsbald er täte ein Pistol
Mit zweien Kugeln laden wohl;
Das niemand täte sehen.

Indem so ging der Kirchgang an.
Es freute sich ein jedermann
Und wollte gerne sehen,
Daß alles möchte werden gut,
Machten der Braut ein'n guten Mut;
Sie tät zur Kirche gehen.

Vor dem Altar aber weigert sie das Jawort.

Kaum sie das Wort geredet wohl,
Der Bräutigam nahm das Pistol;
Es tät ihn so verdrießen,
Daß er die Braut vor dem Altar,
Da alles Volk zugegen war,
Täte darnieder schießen.

Drauf war der Braut ihr Bruder da;
Als er die Schwester erschossen sah,
Zog aus der Scheide sein Messer,
Stach mit großem Schmerz
Dem Bräutigam auch durch das Herz;
Da lagen alle beide.

Da ward ein großes Mordgeschrei,
Das Volk lief eilend alles herbei,
Es waren zwei Parteien;
Die eine hielt zum Bräutigam,
Die andere sich der Braut annahm;
Da war ein kläglich Schreien.

Man schlug, man haut, man stach darein,
Man schonte weder Groß noch Klein,
Mit Messer, Säbel und Degen;
Oft Manches trug ein'n Fetz davon;
Sieben Personen, Weib und Mann,
Tot in der Kirchen lagen.

Als nun der Hader hätt' ein End,
Ein jeder hebet auf die Händ
Und tat nach Hause gehen.
Jedermann führte große Klag
Und sprach: „Ich hab mein Lebetag
Keine solche Hochzeit gesehen."

Aus der großen Zahl dieser derben, rohbrutalen grauenvollen Gedichte können wir einen Rückschluß tun auf den Geschmack des Volkes, ein Geschmack, dem wir sehr häufig bei der Jugend wieder begegnen.

Arnim und Brentano haben übrigens auch Dichtungen bestimmter Dichter mit aufgenommen, z. B.

Grimmelshausen: „Komm, Trost der Nacht, o Nachtigall".
Simon Dach: „Ännchen von Tharau."
Opitz: „Aurora", „Unerhörte Liebe", „Spaziergang".
Pfeffel: „Gott grüß euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen?"
Schubart: „Der Schneider Franz, der reisen soll."

Die Zahl der Lieder, die noch heute gesungen werden, zuweilen allerdings in etwas veränderter oder verkürzter Form, ist immerhin noch groß. Dahin gehören:

Zu Straßburg auf der Schanz.
Geh ich zum Brünnele.
Wenn ich ein Vöglein wär (schon in Herders Volksl.).
Blühe liebes Veilchen.
Bald gras ich am Neckar.
Es waren zwei Edelkönigskinder.
Morgen muß ich weg von hier.
Es steht ein Baum im Odenwald.
Spinn, spinn, meine liebe Tochter.
Herr Olof.
Es waren drei Gesellen.
Ich kam vor einer Frau Wirtin Haus.
Es waren drei Soldaten, dabei ein junges Blut.
Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus.
Es blies ein Jäger wohl in sein Horn.
Es war einmal ein Zimmergesell.
Es wollt ein Schneider wandern.
Die liebste Buhle, die ich han.
Mein Vater hat gesagt, ich soll das Kindlein wiegen.
Eine fromme Magd von gutem Stand.

Für uns ist von besonderem Interesse, daß Arnim und Brentano in einem Anhang 1808 auch eine Reihe Kinderlieder und Reime mit aufnahmen. Es sind die folgenden:

Rate, was ich habe vernommen.
Ein Huhn und ein Hahn, die Predigt geht an.
Ein Hühnchen und ein Hähnchen sind miteinander in die Nußhecken gegangen.
Wie oft Gott zu danken sei.
Abends wenn ich schlafen geh.
Es wird aus den Zeitungen vernommen, daß der heilige Sankt Niklas werde kommen.
Lirum, larum, Löffelstiel.
Tra, ri, ro, der Sommer der ist do.
Als ich ein armes Weib war.
Kleins Männele, kleins Männele.
Will ich in mein Gärtlein gehen.
Schlaf Kindlein schlaf.
Da droben auf dem Berge.
Ammenuhr.
Eio popeio, was rasselt im Stroh?
Guten Abend, gute Nacht.
O Tannebaum, o Tannebaum.
Sonne, Sonne, scheine.
Mein Hinkelchen, mein Hinkelchen.
Storch, Storch, Steiner.
Ringel, Ringel, Reihe.
Mein Schätzle ist fein.

In der Hauptsammlung befinden sich:

Es kam ein Herr zum Schlößli.
So geht es in Schnitzelputz-Häusel.
Maikäfer flieg.
Marienwürmchen setze dich.

Der Erfolg des Wunderhorns war ein ganz bedeutender, nicht so sehr der Erfolg als Buch — nur der erste Band wurde zu Lebzeiten der Herausgeber 1819 zum zweiten Male aufgelegt —, wohl aber der Einfluß der Lieder auf die Entwicklung der Dichtung. Die Dichter fingen wieder an, von unten auf zu lernen und zu dienen; sie erkannten, daß die literarische Welt mit ihrem Ernst und Scherz nicht die einzige bewohnte und belebte auf Erden sei.

Worauf gründet sich der große Einfluß des Volksliedes, der auch in unserer Zeit sich wieder mit elementarer Gewalt

geltend macht? Es ist die Reaktion gegen die Überbildung, es ist dieselbe Macht, die uns aus der Schwüle und dem Lärm der Stadt hinausdrängt auf das stille frische Land. Es ist das frisch Natürliche, das Volkstümliche, das uns lockt. Wohl ist das Volkslied wie jedes Gedicht von einem einzelnen gedichtet; aber es ist aufgenommen vom Volk, erst von einzelnen, denen es gefiel, dann von andern, die es nachsangen. Denn gesungen wurden all die Lieder, wie auch bei unsern Gassenhauern Text und Melodie unauflöslich zusammengehören. Ja, die Melodie ist meist bekannter als der Text. Der Text wird oft ganz verändert gesungen. So ist es auch dem Volkslied ergangen, es ist häufigen Veränderungen unterworfen, unzählige, die es singen, „dichten" so mit und „singen sich das Lied zurecht". Auf diese Weise sind viele Kunstprodukte, von denen noch jetzt die Verfasser nachgewiesen werden können, zu Volksliedern geworden, und häufig genug gibt erst diese unbewußt und oft aus feinem Instinkt feilende und färbende Art der Behandlung dem Liede den eigentümlichen Klang, der zum Wesen des Volksliedes gehört.

Da das Volk nur das aufnimmt oder doch für die Dauer nur das festhält, was seinem Wesen entspricht, so spiegelt sich in den Volksliedern auch das Wesen des Volkes wieder: seine Denk- und Gefühlsweise, seine Phantasie und vor allem seine Sprache. Das Volk begnügt sich mit dem Tatsächlichen, mit dem was notwendig und wesentlich ist. Die Lieder gehen in ihrer Knappheit oft so weit, daß die Darstellung abgerissen, die Gedanken sprunghaft werden, da vieles nur angedeutet wird, besonders die Beweggründe der Handlung sind oft versteckt, wodurch ein „ahndungsvoller Unzusammenhang" entsteht. Die Deutung bleibt dem Hörer überlassen, und wer keine Phantasie besitzt, der findet die Deutung nicht, und dann hält er das Lied, das sein kühler Verstand nicht begreift, für Unsinn.

Seit dem Erscheinen des Wunderhorns ist das Interesse am Volkslied nie wieder ganz erloschen, wenn es auch zu Zeiten stark erkaltete. Von großer Bedeutung für die Be-

lebung des Volksgesanges mußten die Melodien sein. Schon die Herausgeber des Wunderhorns hatten 1810 24 alte deutsche Lieder herausgegeben, doch waren es keine Volksweisen, sondern Melodien, die andern Liedern entlehnt waren. Von größtem Einfluß war das Wirken Silchers, der 1827 die Herausgabe seiner deutschen Volkslieder für vier Männerstimmen begann (im ganzen 12 Hefte). Ihm folgte Erck, der 1838 mit seinen 13 Heften „Deutsche Volkslieder mit ihren Singweisen" anfing, bei den ersten sechs Heften von W. Irmer unterstützt. Silcher und Erck sind dann von späteren Liederbuchmachern stark benutzt. Erck selbst gab mit großem Erfolg Schulliederhefte heraus; er war der erste, der Volksweisen in die Schule einführte, indem er ihnen Kindergedichte unterlegte.

Unter den Forschern nach Volksliedertexten ist besonders Uhland zu nennen, der die Anregungen des Wunderhorns aufnahm und selbständig weiterbildete. Seine Sammlung „Alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder" erschien in den Jahren 1844—46. Sie zeichnet sich besonders durch ihre wissenschaftliche Zuverlässigkeit aus. Ihm folgte Hoffmann von Fallersleben 1848 mit seinen Deutschem Volksgesangbuch und Simrock 1851 mit seinen Deutschen Volksliedern. 1865 gab Rochus v. Liliencron die vierbändige umfangreiche Sammlung Historischer Volkslieder der Deutschen vom 13.—16. Jahrhundert heraus. Sie enthält wesentlich politische Volksdichtungen, die für die Erkenntnis der Zeit von höchstem Interesse sind. Da zu ihrem Verständnis eine gewisse Kenntnis der Zeitumstände nötig ist, so gibt Liliencron zu jedem Gedicht eine eingehende historische Einleitung. Der poetische Wert ist meistens nicht groß; für die Belebung des heutigen Volksgesangs kommen sie nicht in Betracht, darum erübrigt sich für uns ein Eingehen auf die Sache. Erwähnt sei noch, daß F. W. v. Dithfurt 1871/72 „Historische Volkslieder der Zeit von 1756 bis 1871" herausgab, und daß 1874—76 von Birlinger und Crescelius eine Kritische Ausgabe des Wunderhorns erschien, die überall, wo es möglich war, auf die Quellen zurückging.

Unter den neueren Forschern ragt neben R. v. Liliencron besonders Fr. Böhme hervor, der 1877 sein Altdeutsches Liederbuch herausgab und der vor allem den deutschen Liederhort von Erck neu bearbeitete und zum Abschluß brachte. Das umfangreiche dreibändige Werk, das in 2175 Nummern Text und Weise bringt, soll ein Gesamtbild geben und in erster Linie wissenschaftlichen Ansprüchen genügen. Es ist bis heute die bedeutendste Volksliedersammlung.

Wir haben vom Volkslied so eingehend gesprochen, weil in seiner Bedeutung für die Allgemeinheit zum Teil auch sein Wert für die Jugend liegt. Auch beim Märchen und bei der Sage haben wir eindringlich auf die Wichtigkeit des Volkstümlichen für die Jugend hingewiesen. Was an Poesie im Volke gelebt hat und noch lebt, das in den Kindern aufs neue lebendig werden zu lassen, ist eine der vornehmsten Aufgaben der Erziehung. Wohl ist nicht alles Volkstümliche auch schon für die Jugend geeignet, und insbesondere sind nicht alle Volkslieder für Kinderohren bestimmt, aber bei der Auswahl darf man nicht allzu ängstlich sein. Es ist nicht nötig, alles Derbe auszuschließen, vor allem aber darf man an den Liebesliedern nicht vorbeigehen, wenn man für die Jugend auswählt. Die Zeiten sind ja glücklicherweise vorbei, wo man singen konnte: Mein Onkel ist verschwunden, der dort gewohnet hat. Aber immer noch treiben in den Schulliederbüchern untergelegte Texte ihr Unwesen, besonders bei den Weisen, die zu Liebesliedern gehören. Welche Kurzsichtigkeit! Die Schule sowohl wie das Haus sollten gerade dafür Sorge tragen, daß die Kinder mit einem nicht zu kleinen Schatz schöner Liebeslieder ins Leben treten, damit sie für das starke Gefühl, das die meisten sehr bald erfassen wird oder schon erfaßt hat, auch einen Ausdruck haben und sie nicht den scheußlichsten Gassenhauern anheimfallen. Und man muß es nur einmal erlebt haben, mit welcher Liebe und Hingebung besonders größere Mädchen Lieder singen, wie: Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, wie heimliche Liebe, oder: Ach du klarblauer Himmel, oder: Jetzt gang i ans Brünnele, oder ähnliche Liebeslieder.

Volkslied: Zeittafel.

1452—1460 Locheimer Liederbuch (Handschrift). Enthält 46 Lieder mit Melodien, darunter wenig Volkstümliches; es sind meist Gedichte der Minnesänger aus der Verfallzeit.
1539—1556 Georg Forsters Liederbücher. 5 Teile. Enthalten 380 Liederbearbeitungen.
1582 Frankfurter (Ambraser) Liederbuch. 262 Lieder ohne Melodien.
1602 Liederbuch Pauls v. d. Aelst. 172 Lieder ohne Melodien.
1765 Bischof Percy: Reliques of Ancient English Poetry.
1777—1778 Nicolai: Feyner kleyner Almanach.
1778—1779 Herder: Stimmen der Völker in Liedern.
1780 J. Bodmer, Altenglische Balladen.
1781 J. Bodmer, Altenglische und altschwäbische Balladen.
1799 R. Z. Becker, Mildheimisches Liederbuch.
1803 Tiecks Erneuerung der Minnelieder.
1805 Arnim u. Brentano: Wunderhorn I. Band.
1807 Büsching und v. d. Hagen: Sammlung deutscher Volkslieder.
1808 Wunderhorn 2. u. 3. Band.
1810 Arnim u. Brentano, 24 alte deutsche Lieder mit Melodien.
1827—1840 Silcher, Deutsche Volkslieder für 4 Männerstimmen.
1832—1845 Erck, Die deutschen Volkslieder mit ihren Singweisen.
1840 Kretschmars Deutsche Volkslieder mit ihren Originalweisen.
1843 C. F. Becker, Lieder u. Weisen vergangener Jahrhunderte.
1844—1846 L. Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder.
1848 Hoffmann v. Fallersleben, Deutsches Volksgesangbuch.
1851 K. Simrock, Die deutschen Volkslieder.
1856 L. Erck, Deutscher Liederhort I. Band.
1865—1869 R. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen.
1867 Goedecke u. Tittmann, Liederbuch des 16. Jahrh.
1871—1872 F. W. v. Dithfurt, Historische Volkslieder der Zeit von 1756—1871.
1872—1876 Birlinger und Crescelius, Kritische Ausgabe des „Wunderhorns".

1877 Fr. Böhme, Altdeutsches Liederbuch.
1885 R. v. Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied um 1530.
1886 Fr. Böhme, Geschichte des Tanzes in Deutschland.
1893 Erck-Böhme, Deutscher Liederhort.

Volkslied: Literatur.

Wackernell, J. E., „Das deutsche Volkslied." Hamburg, 1890, Verlagsanstalt. 45 Seiten.

Eine kleine Schrift, die eine feine ästhetische Analyse des Volksliedes bietet.

Hildebrand, Rudolf, „Materialien zur Geschichte des deutschen Volksliedes." Aus Universitätsvorlesungen herausgegeben von G. Berlit. Leipzig, Teubner. 1900. 239 Seiten.

Das ältere Volkslied in seiner kultur- und literargeschichtlichen Bedeutung.

Bruinier, J. W., „Das deutsche Volkslied." Über Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. Leipzig 1899.

Lohre, Heinrich, „Von Percy zum Wunderhorn." Berlin, 1902.

Gibt eine Übersicht der Bestrebungen um das Volkslied zwischen 1765 und 1805.

Ferner findet sich ein reiches Material in den Einleitungen zu Böhmes und Liliencrons Werken.

Der Kinderreim (Volkskinderlied).

An das Volkslied schließen sich nach der einen Seite Kinderlied und Kinderreim an, nach der andern Seite die volkstümlichen Lieder unserer Dichter.

Wir erwähnten schon, daß Arnim und Brentano in den Anhang zum Wunderhorn 22 Kinderlieder aufgenommen hatten. Simrock, der unermüdliche Sammler, nahm in seine deutschen Volksbücher (seit 1839) auch „Das deutsche Kinderbuch“ auf, eine reiche Sammlung von Kinderreimen und Kindergedichten: Ammenscherze, Schoß- und Knieliedchen, Buchstabierscherze, Wiegenlieder, Kindergebete, Kinderpredigten, Allerlei Lieder und Reime, Verkehr mit der Natur, Nachahmungen, Spielreime, Jahreslieder, Neckmärchen und Gedächtnisübungen, Sprechübungen. — Simrocks Kinderbuch ist auf lange Zeit hinaus die bedeutendste Sammlung geblieben, wenn auch nach ihm in manchen Sammlungen alte Volkskinderreime und -lieder sich finden.

Wir nennen von solchen Sammlungen das Elsässische Volksbüchlein von August Stöber (1842), Scherer, Alte und neue Kinderlieder (1850), Alte und neue Kinderlieder von K. v. Raumer mit Bildern von F. Pocci (1852), hierin auch Melodien, Birlingers Nimm mich mit (1862), Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter (1868).

Das bedeutendste Werk aber stammt aus neuerer Zeit von Franz M. Böhme: „Deutsches Kinderlied und Kinderspiel“ (1897). In einem stattlichen Band hat er über 2000 Kinderlieder und -reime vereinigt: Wiegenlieder, Koselieder, Schaukel- und Kniereiterliedchen, Zuchtreime, Reime aus der Kinderstube, Kind im Verkehr mit der Natur, Nachahmung von Naturlauten, Lustige Geschichten, Neck- und Lügenmärchen, Neck- und Spottreime, Aus der Schule,

Schnellsprechen und Sprachscherze, Kettenreime und Kinderpredigten, Kindergebete und fromme Reime, Ansingelieder, Auszählreime, ferner Kinderspiele und Rätsel. Von besonderem Wert aber sind die zahlreich mitgeteilten Melodien, denn das Kinderlied will gesungen sein. Der Gesang ist auch das Hauptmittel, die Lieder fortzupflanzen und zu verbreiten. Das Wunderhorn, Simrock und Böhme sind die Hauptquellen gewesen für all die zahlreichen Bücher, die Kinderreime enthalten. Von jeher hat es Maler gereizt, solche Reime zu illustrieren, z. B. Pocci, Pletsch, Thumann und in neuester Zeit Kreidolf, Mauder, Jöhnssen u. a.

Gerade in unserer Zeit zeigt sich wieder ein lebhafteres Interesse für die alten Reime. Unter den vielen Büchern heben wir hervor:

H. Wolgast, Schöne alte Kinderreime, ausgezeichnet durch seine Billigkeit (0,15 ℳ, ill. 0,60 ℳ).

Ferd. Feldigl, Fromm und fröhlich Jahr (1905), eine Sammlung, die speziell der süddeutschen Eigenart gerecht werden will.

Aus des Knaben Wunderhorn, eine Auswahl in Gerlachs Jugendbücherei, Wien.

Schöne alte Kinderlieder von Martin Boelitz.

Fr. Friedrichs hat „50 Kinderlieder“ (1905) mit Melodien und mit Klavierbegleitung herausgegeben, um in Schule und Haus das Kinderlied wieder zu neuem Leben zu erwecken.

Marie Kühn, „Macht auf das Tor!“ (1905). Alte deutsche Kinderlieder, Reime, Scherze und Kinderspiele (mit Melodien).

Was ist es, das uns immer wieder an diesen Reimen und Liedern reizt, so oft sie auch als kindischer Unsinn verschrien wurden? Worin liegt ihr Wert für uns und für die Kinder?

Ein hoher Reiz liegt schon in ihrem Alter und in ihrem Ursprung. Viele der Volkskinderreime sind uralt, sie sind zum Teil in der Zeit des Heidentums entstanden. Sie haben dann im Laufe der Zeit viele Umbildungen erfahren, es sind christliche Einflüsse hineingetragen, heidnische Namen sind oft durch christliche ersetzt, aber im Kern bewahren sie doch

noch heidnische Anschauungen. So stellen sich manche Regen- und Sonnenlieder als alte Wettersegen dar. An die Nornen erinnern die Reime, in denen drei Jungfrauen oder drei Marien spinnen. Auch die Anreden an Tiere, die ursprünglich den heidnischen Göttern und Göttinnen geheiligt waren, enthalten vielfach heidnische Erinnerungen. So wird der Sonnenkäfer (Marienkind) zum Himmel geschickt, um gut Wetter zu holen; der Storch soll (aus Holdas Reich) kleine Kinder bringen, der Kuckuck, der Frühlingsverkünder der zugleich die Gabe der Wahrsagung besaß, wird gefragt, wie lange man noch lebt oder wie lange man noch auf die Braut warten muß. In den Heilsprüchen (Heile, heile Kätzchen usw.) finden sich Anklänge an die alten Wundsegen. An die Hauskobolde erinnern der Butzemann, das bucklige Männchen u. a. Auch manche Ringelreihen bilden heidnische Erinnerungen; so sind Dornröschen, Prinzessin erlösen, die goldene Brücke u. a. dramatisch dargestellte Szenen der alten Göttersage. Da in den Singenden das Bewußtsein der Bedeutung mancher Wörter fehlte, so sind sie oft ganz sinnlos verändert. Z. B. wurde in „Maikäfer flieg“ aus Hollerland (Holdas Land) Pommerland; in anderen wurde aus Engelland England, oder aus Hollerbusch Hollunderbusch.

Andere Reime und Spiele sind Nachklänge und Überreste alter Volksgebräuche. Dahin gehören vor allem die Ansinge- oder Umzugslieder, die bei den verschiedenen Festen gesungen werden und die vielfach zu Bettelreimen geworden sind. Sie bilden einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Geschichte der Sitten und Gebräuche. Im Kinderspiel finden sich besonders häufig Nachahmungen von Hochzeitsgebräuchen, der Brautwerbung z. B., auch Gebräuche beim Erntefest finden wir wieder (das „Binden“ z. B.).

Die meisten Lieder aber sind vor langer Zeit im herzlichen Verkehr zwischen Eltern und Kind entstanden. Den Hauptanteil hat natürlich die Mutter. Schon an der Wiege des Kindes, wenn das Kind noch nichts hört und versteht, muß sie ihre Mutterwonne aussingen. Später wird das Wiegenlied ein wirksames Mittel zum Einschlummern. Das Singen

am Bett des Kindes ist von ganz großem Einfluß auf die Entwicklung des Kindes. Wir schätzen solche Einflüsse durchweg lange nicht hoch genug ein, obgleich wir von bedeutenden Männern wissen, welchen Wert für ihre Entwicklung sie den Liedern ihrer Mütter beilegen. Gerade unter den Wiegenliedern finden wir Gedichte von einer Innigkeit, die sie zu den schönsten Blüten der Lyrik erheben. Eine ähnliche Herzlichkeit finden wir in den Kosereimen, mit denen man die Kleinen zu beschwichtigen und zu unterhalten versucht. Die Kinder verstehen jetzt schon, was sie hören; sie zeigen die Dinge, die das Liedchen nennt, die Finger, den Mund, die Nase. Und ein scherzhafter Wundsegen, ganz ernsthaft angehört, beschwichtigt ihr kleines Weh. — Frischer und munterer und derber sind schon die Kniereiterliedchen, bei denen meist der Vater die ausführende Rolle spielt.

Sicher sind auch manche Reime von Kindern selbst gemacht. Meistens zwar werden Kinder nachplappern, was sie von Müttern und Geschwistern und Kindermädchen und Spielgenossen hören. Sie werden manches verändern und das Veränderte weiter verbreiten. Aber bei dem Nachahmungstrieb der Kinder ist es wahrscheinlich, daß sie Nachahmungen von Naturlauten auch selbst gefunden haben und noch finden, z. B. Tierstimmen, Glockengeläute, Trommelklang, Trompetengeschmetter und ähnliches. Und ihre Reimlust regt sich bei den Sprachscherzen auch heute noch oft genug: Ilse, Bilse, niemand will se — Margrete, Widewete usw.

Gerade Reime der letztern Art sind es, die meistens von verständigen Erwachsenen alberner Unsinn gescholten werden. Und doch ist dies Spiel mit Worten und Vorstellungen echt kindlich. Des Kindes Geist ist ganz von der Phantasie beherrscht, sie belebt alles, sie „vereinigt das Unvereinbarste, erklärt das Unerklärbarste und verklärt das Alltägliche“. Und dabei schafft das Kind neue Wörter, die uns zwar sinnlos und albern klingen, die es aber für das Kind nicht sind. Diese Silbenspielereien entsprechen der Freude des Kindes am

Klang und am Schaffen neuer Gebilde in der Phantasie. So wie das Volk auf seiner Kindheitsstufe durch seine dichterische Begabung zuerst Poesie hervorbringt, so geschieht es auch in der geistigen Entwicklung des einzelnen; was das Volkslied dem Erwachsenen ist, das sind die Kinderlieder und -reime dem Kinde.

Und darin liegt gerade ihr hoher Wert, daß sie dem kindlichen Empfinden durchaus gemäß sind; das beweist ja schon ihr hohes Alter und ihre Verbreitung durch ganz Deutschland, die Schweiz, die Niederlande, Dänemark, England und Frankreich — überall finden wir Versionen derselben Reime. Die Kinderwelt wahrte sich durch Jahrhunderte ihr Besitztum an naiver und urwüchsiger Poesie.

Von höchster Bedeutung sind diese Reime für die Ausbildung des poetischen Empfindens beim Kinde, denn die Reime führen über das Kinderlied direkt zur volkstümlichen Lyrik. Die beiden Grundelemente poetischen Genusses, Klang und Rhythmus, finden sich im Kinderreim in vollendetster Ausbildung. Stabreim, Assonanz, Endreim — alles muß dazu dienen, den größten Wohllaut zu erzeugen: Backe, backe Kuchen, der Bäcker hat gerufen — Widewidewenne heißt meine Puthenne — Storch, Storch, stipp die Bein — Als ich auszog, als ich auszog, hatt ich Kisten und Kasten voll. — Und welch scharf charakterisierender Rhythmus liegt in den Kniereiterliedchen: So reiten die Bauern, die Humpels, die Pumpels: truff truff, truff truff, truff truff. — Wie weich klingt dagegen ein Wiegenlied, welch wundervolle Musik der Sprache und welch Wiegen des Rhythmus: Guten Abend, gute Nacht, mit Rosen bedacht, mit Näglein besteckt, schlupf unter die Deck: Morgen früh, wenn's Gott will, wirst du wieder geweckt.

Und hier haben wir voll ausgeprägt das dritte Element künstlerischen Schaffens, das Gefühl, die Stimmung. Wir haben die Innigkeit und Herzlichkeit, die in den Wiege- und Koseliedern liegt, schon hervorgehoben. Einer ähnlichen Stimmung, nur frischer und naiver, begegnen wir häufig in den Liedern, die aus dem Verkehr des Kindes mit Pflanzen

und besonders mit Tieren entstanden sind, wir erinnern an die Lieder vom Storch, vom Kuckuck, von den Hühnern, vom Marienkäferchen u. a. In den meisten Liedern aber waltet heiterer Frohsinn, der sich bis zum Humor steigert, wie z. B. in dem prächtigen „Rate, was ich hab' vernommen, es sind achtzehn Gesellen ins Land gekommen". — Es ist eine große Fülle von Stimmungen und Gefühlen, die in den Volkskinderliedern leben, und, was von so großer Bedeutung ist, es sind Gefühle, die Kinder wirklich haben, während das von Pädagogen und Pastoren und Tanten gemachte Kinderlied das Kind gar oft Gefühle aussprechen läßt, die das Kind nicht versteht oder die es erheucheln muß, über das Glück der Unschuld z. B. oder über die Freude an der Schule oder ähnliches. Die Absicht dieser Kinderliedreimer ist ja die beste, sie wollen die Kinder moralisch bessern, darum ist alles aufs moralische zugeschnitten. Aber durch gereimte Moralgrundsätze ist noch kein Kind gebessert worden; wohl aber können diese Reimereien das Gefühl für Poesie, das die Kinder mitbringen, völlig ertöten. Denn, wenn sie immer und immer wieder diese „Poesien" hören und lernen müssen, wenn dieselben immer wieder mit ihnen besprochen und die gereimten Lehren als das höchste und nachahmenswerteste hingestellt werden, so wird das echte Kinderlied nicht nur vergessen, es wird auch gering geschätzt und wohl gar als nicht schulfähig verachtet: das paßt für die Straße.

Und doch steht das einfachste Kinderlied höher als alle die pädagogischen Reimereien. Und was von größter Wichtigkeit ist, vom Kinderlied aus gelangen wir ohne Sprung, ohne Lücke zur Lyrik unserer größten Dichter. Viele unserer großen Lyriker haben Gedichte in der Art des Kinderreims geschaffen, oder sie haben Motive desselben benutzt und weiter ausgestaltet. Storm hat das bekannte „Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne" benutzt. Claus Groth hat eine ganze Reihe „Rimeln" gedichtet: „Regen, Regen drus, wi sitt hier warm in Hus", „Aanten int Water, wat vern Gesnater" u. a. m. Von Gustav Falke stammen die reizenden Lieder:

Rische, rasche, rusche,
der Hase sitzt im Busche.
Woll'n wir mal das Leben wagen?
Woll'n wir mal den Hasen jagen?

und:

Lütt Ursel, lütt Snursel
wat snökerst du rum?
Di steit din lütt Näs wull
na Appel un Plumm?

Lütt Ursel, lütt Snursel
dar, hestn Rosin,
dar sind dre lütt Steen in,
un all dre sünd din.

Und Friedrich Rückert hat aus dem Schwalbenlied sein wundervolles Gedicht „Aus der Jugendzeit" geschaffen. In neuester Zeit haben Paula Dehmel im „Rumpumpel" und Carl Ferdinands in „Ri-ra-rutsch" mit Glück Lieder im Ton des Kinderreims gedichtet. Wir könnten die Reihe noch bedeutend verlängern, um noch weiter zu zeigen, wie man vom Kinderreim auf direktem Wege zur „großen" Kunst kommt. Die Beispiele mögen genügen.

Eines noch müssen wir erwähnen: den Dialekt. Die Mundart gehört notwendig zum Kinderreim. Sie ist nicht nur ein Kennzeichen seiner Naturwüchsigkeit, sie gibt ihm auch etwas Heimliches und Trauliches und Treuherziges. Vieles, das sich im Dialekt vorzüglich sagen läßt, das naiv und anmutig klingt, erscheint ins Schriftdeutsch übertragen banal und platt und das kraftvoll Derbe wird oft roh. Auch der sprachliche Wohllaut ist im Dialekt durchweg größer. Darum ist es ein Glück, daß sich die meisten Reime und Liedchen im Dialekt erhalten haben, und die Eltern sollten ihre Kinder nicht nur gewähren lassen, sie sollten ihnen selbst die Reime in der Mundart vorsagen, wo sie mundartliche Reime kennen.

Im Anschluß an das Volkskinderlied wollen wir im folgenden Abschnitt die bekannten Kinderlieddichter zu charakterisieren versuchen und dabei das herausstellen, was uns von ihrer Dichtung des Erhaltens wert erscheint.

Kinderreim: Zeittafel.

1808 Anhang von Des Knaben Wunderhorn.
1842 Stöber, Aug., Elsässisches Volksbüchlein.
1848 Simrock, Das deutsche Kinderbuch.
1850 Scherer, Georg, Alte und neue Kinderlieder (Seit 1864: Illustriertes deutsches Kinderbuch).
1852 Pocci und Raumer, Alte und neue Kinderlieder.
1857 Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel.
1862 Birlinger, Nimm mich mit. Kinderbüchlein.
1868 Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter.
1872 Dittmar, Der Kinder Lust.
1874 Dunger, Kinderlieder u. Kinderspiele aus dem Vogtlande.
1897 Franz M. Böhme, „Deutsches Kinderlied u. Kinderspiel".

Kinderreim: Literatur.

Rudolf Hildebrand, Drei Aufsätze in den „Beiträgen zum deutschen Unterricht". Leipzig, Teubner, 1897.
1. Ein Kinderlied mit tiefem Hintergrunde. Untersuchungen über das Umwandeln von Kinderliedern. 2. Metrisches aus dem Kinderliede. 3. Humor im Kinderliede.

Fr. M. Schiele, Brauch und Spiel in Lied und Reim. (In den Pädagogischen Blättern).
Eine Zusammenstellung und Erklärung von Reimen, die alte mythische Anschauungen bergen oder Reste alter Gebräuche sind.

H. Wolgast, Quellennachweise für das deutsche Kinderlied (In „Vom Kinderbuch", Leipzig 1906).

Ferner in der ausführlichen Einleitung zu Böhmes „Deutsches Kinderlied und Kinderspiel".

Kinderlieddichter.

Das Auftreten des spezifischen Kinderliedes kann man genau bestimmen: es fällt in das Jahr 1765 mit dem Erscheinen von Weißes „Lieder für Kinder". Was vorher den Kindern an Poesie geboten wurde, war der allgemeinen Literatur entnommen. Und da hier die Fabel herrschte, so finden wir auch in den Hofmeisterbüchern an poetischen Stücken fast ausschließlich Fabeln, hauptsächlich von Gellert, Lichtwer, Hagedorn, Rabener, Geßner und Gleim. Daneben standen dann auch Äsopische Fabeln, neu, d. h. gewöhnlich miserabel erzählt, oft mit angehängten ausführlichen „Erklärungen" und „Tugendlehren". Das Auftreten Weißes und seiner Nachfolger war die Ursache, daß die alten Fabeldichter mehr und mehr verdrängt wurden.

Sehr interessant ist die Veranlassung, warum Christian Felix Weiße (1726—1804) Kinderlieddichter wurde. Er war ein Mann der Aufklärung. Er war Hofmeister gewesen, hatte die Redaktion der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste" geführt und war 1761 Kreissteuereinnehmer in Leipzig geworden. Er war Vater einer zahlreichen Familie und hatte so oft genug Gelegenheit, die Lieder zu hören, die von der Amme gesungen wurden, und die erschienen ihm doch zu abgeschmackt, zu sinnlos und des aufgeklärten 18. Jahrhunderts ganz unwürdig. Und so setzte er sich hin und schrieb 1765 seine „Lieder für Kinder", und er hatte damit einen großen Erfolg, zu dem nicht wenig die Kompositionen Hillers beitrugen, der die 2. Auflage (1769) mit 54 Liedern komponierte. Die Kompositionen des Kopenhagener Kapellmeisters Scheibe zur ersten Auflage hatten nicht gefallen.

Es war ein Unglück, daß die Erfindung des Kinderliedes, des duftigsten Erzeugnisses der Lyrik, in eine so verstandesnüchterne Zeit fiel.

Diesem Zeitgeschmack waren die Weißeschen Lieder vorzüglich angepaßt. Alle hatten eine lehrhafte Tendenz, die sehr leicht zu finden war, da sie meist als „Moral" hinten angefügt erschien. Die Tugend im allgemeinen wurde besungen, Wohltun, Fleiß, Gehorsam, Dankbarkeit im besonderen. Eine außerordentliche Gewandtheit, Verse zu schmieden, kam Weiße bei seinem Dichten zu statten. Die Verse fließen leicht, und zuweilen finden sich gar nicht üble Anläufe, aber auch da verdirbt oft die Durchführung wieder alles. Zu seinen besten Gedichten gehört z. B. Der Mai.

Der Mai.

Es lächelt aufs neu,
Der fröhliche Mai
Im bunten, festlichen Kleide.
Von Höhen und Tal
Tönt überall
Die süße Stimme der Freude.

In Wies' und Flur
Gibt uns die Natur
Die schönsten Blumen zu pflücken.
Drum will ich zum Tanz
Mit einem Kranz
Die blonden Haare mir schmücken.

Doch soll ich nicht den,
Der alles so schön
Erschuf, erst brünstig erheben?
Durch Jubelgesang
Preis' ihn mein Dank,
Doch mehr mein künftig Leben!

Die beiden ersten Strophen sind nicht so schlecht, wenn sie auch viel zu allgemein gehalten und darum nicht anschaulich genug sind. Man vergleiche damit z. B. Höltys Frühlingsliedchen.

Frühlingsliedchen.

Die Luft ist blau, das Tal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühn,
Und Schlüsselblumen drunter;
Der Wiesengrund
Ist schön so bunt,
Und malt sich täglich bunter.

Drum komme, wem der Mai gefällt,
Und freue sich der schönen Welt
Und Gottes Vatergüte,
Die diese Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und seine Blüte.

Bei Hölty ganz konkret Bild an Bild gereiht, wo Weiße nur vom bunten, festlichen Kleide, von der süßen Stimme der Freude, von den schönsten Blumen spricht. Und dann bei Weiße die dritte Strophe, die völlig überflüssig ist: das Gedicht ist mit der zweiten Strophe zu Ende, die dritte fügt einen ganz fremden Gedanken hinzu, der dem Kinde in dieser Form niemals von selber kommt. Ganz anders bei Hölty, dessen zweite Strophe eine natürliche Folgerung aus der ersten enthält: weil alles so schön ist, freue dich dieser Welt und der Vatergüte Gottes.

Ein Beispiel eines stark moralisierenden Gedichts, dessen Inhalt für die rationalistische Zeit besonders charakteristisch ist:

Die wahre Größe.

Der Krieger dürstet nach Ehre
In blutigem Feld
Und glaubt, er baue Altäre,
Wenn mancher edle Held
Von seinem Schwertstreich fällt.

Und wenn er Länder verwüstet
Und Städte verbrennt,
Und sich auf Leichen gebrüstet
Mit blutbespritzter Hand,
Wird er oft groß genannt.

Doch wer sich selber bestreitet,
Die Tugend verehrt,
Um sich das Glück verbreitet
Und durch das Beispiel lehrt:
Ist nur des Namens wert.

Bei einer Reihe seiner Lieder deuten schon die Anfänge auf den moralisierenden Inhalt hin, z. B.:

Süßer angenehmer Fleiß;
Menschenliebe, Sanftmut, Milde;
Liebenswürdig möcht ich sein;
Morgen, morgen, nur nicht heute;
Steh auf, du faules Mädchen du;
O geliebte, süße Jugend;
Kinder, geht zur Biene hin, usw.

Weiße hat viele Nachahmer gefunden, wie ja immer die erfolgreiche Mittelmäßigkeit zur Nacheiferung anreizt, da das wirklich Große nicht nachgeahmt werden kann. Unter den Nachfolgern sind erwähnenswert Jacob Fr. Schmidt mit seinen „Wiegenliedern, auf des Prinzen Ernst Wiege gelegt“ (1770), Bertuch, Hofmeister und späterer Kabinettssekretär zu Weimar mit seinen „Wiegenliederchen“ (1772), und Burmann mit den „Kleinen Liedern für kleine Mädchen“ (1772) und den „Kleinen Liedern für Jünglinge“ (1773), Lossius mit seinen „Liedern und Gedichten“ (1786). Die Nachtreter erreichten natürlich ihr Vorbild nicht, sie waren einfach langweilig mit ihren gereimten Moralkatechismen, wenn sie auch nicht so fürchterlich waren wie die „Kindermoralen“ in Versen, die damals erschienen. Von den genannten gelang nur Bertuch vereinzelt ein erträgliches Gedicht, sein „Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee“ findet man noch heute in Lesebüchern. Nur einer, der Lübecker Chr. A. Overbeck, ragte mit „Fritzchens Liedern“ (1781) über den Durchschnitt hinaus, wenigstens da, wo er die pädagogische Absicht vergaß, wie z. B. Komm lieber Mai und mache die Bäume wieder grün.

Erfolge aber hatten die Weiße und Schmidt und ihre Nachfolger, sie verdrängten die älteren Dichter, wie Gellert, Gleim, Hagedorn u. a. aus den Almanachen und den Lese-

büchern, und namhafte Komponisten setzten ihre Lieder in Musik: so Reichardt, der (1779—94) Kinderlieder aus Campes Schulbibliotek und Hiller, der Lieder aus Weißes Kinderfreund komponierte (1782).

Die anbrechende neue Zeit mit ihren neuen Ideen, der Göttinger Kreis — Claudius, Bürger, Voß, Hölty — der junge Goethe, später Schiller — alles ging spurlos an der Kinderdichtung vorüber, obgleich z. B. Claudius einige echte Kinderlieder gedichtet hat, z. B. David und Goliath und Ein Lied hinterm Ofen zu singen, Der erste Zahn und Zahnausziehen. Erst bedeutend später, im Anfang des 19. Jahrhunderts, dachte man daran, diese Dichter für die Jugend nutzbar zu machen; da fing man sehr zaghaft an, auch Dichtungen Schillers und Goethes in die Lesebücher und Antologien für die Jugend aufzunehmen.

„Den meisten (Dichtern für die Jugend) kam es nicht in den Sinn, daß das Kind für weise Lehren und Moralpredigten durchaus nicht die große Empfänglichkeit zeigt, die sie bei ihm voraussetzten, und daß die braven Lottchen, die bösen Kasperle und die siebengescheiten Konrade, das Nudeln mit guten und nützlichen Lehren und der Tugendsport den Kindern zum Hals herauswuchsen.“ (Göhring.)

Das Betrübenste aber ist, daß bis in unsere Zeit die ersten Kinderliederdichter das Vorbild geblieben sind für so viele der zahlreichen, meist sehr unberufenen Dichter und Dichterinnen, die für Kinder Gedichte machten. Auch heute noch wird das poetische Unvermögen gar oft verschleiert durch das Bestreben, zu lehren und zu bessern. Nur da, wo wirklich dichterische Kraft die Verse schafft, kommt etwas Schönes zustande.

Nach der großen Lücke, die auf die philanthropischen Kinderlieddichter folgt, kam solch ein wirklicher Dichter. Weihnachten 1813 dichtete der vierundzwanzigjährige Friedrich Rückert seine „Fünf Märlein fürs Schwesterlein“:

Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen.
Vom Bäumlein, das spazieren ging.
Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Der Spielmann.

Das Männlein in der Gans.

Wir alle haben uns an dem kindlichen Humor gefreut, der aus diesen Gedichten spricht; in dieser lustigen Einkleidung lassen wir — und die Kinder — uns die „Lehre“ schon gefallen, da sie künstlerisch aufgelöst ist in Handlung und Charakteristik. Daß von Rückerts übrigen Gedichten sich auch verschiedene für die Jugend eignen, führen wir hier nicht weiter aus, da uns in diesem Abschnitt nur die absichtlich für die Jugend gedichteten Stücke interessieren. Dahin gehören von Rückert noch das Kinderlied von den grünen Sommervögeln, Der alte Barbarossa, Drei Paare und Einer.

Rückert blieb als Dichter für die Kinder eine Ausnahme. Die ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts sind nur dadurch bemerkenswert, daß unsere großen Dichter ganz allmählich als Fundgrube für Dichtungen betrachtet wurden, die man der Jugend bieten könnte. Auf dem Gebiet des spezifischen Kinderliedes tritt nicht eine markante Persönlichkeit hervor. Höchstens könnte man Ernst Moritz Arndt nennen, da von ihm auch einige Kinderlieder stammen, z. B. Du lieber, heil'ger frommer Christ — Die Sonne, sie machte den weiten Ritt — Juchhei, Blümelein.

Die Sachlage änderte sich in den dreißiger Jahren, und zwar lag die Ursache im wesentlichen in dem erwachten Interesse für das Volkslied. Ganz fraglos ist dieser Einfluß bei dem Germanisten Hoffmann v. Fallersleben und bei Güll, dem Bewunderer des Wunderhorns, während bei dem, der den Anfang machte, bei dem einfachen, bescheidenen, aber sehr gelehrten Pfarrer von Ichtershausen Wilhelm Hey (1789—1854) dieser Einfluß nicht sicher nachzuweisen ist.

Bevor Hey als Fabeldichter hervortrat, hatte er bereits 1816 auf Drängen seiner Freunde Gedichte herausgegeben, die aber keinen Erfolg gehabt hatten. Seine Fabeln verdanken ihre Entstehung im wesentlichen dem Drängen des Buchhändlers Perthes in Gotha, in dessen Hause Hey freundschaftlich verkehrte. Da er den Kindern oft Gedichte mitbrachte, wurde der alte Perthes auf sein Talent aufmerksam

und so veranlaßte er ihn, die bekannten fünfzig Fabeln zu dichten und der vierundzwanzigjährige Otto Speckter zeichnete die Bilder dazu. Der Erfolg war so bedeutend, daß schon im folgenden Jahre (1834) eine wohlfeile Ausgabe herausgegeben wurde. Hey aber dichtete in den nächsten Jahren „Noch 50 Fabeln“, die 1837 herauskamen. Beide Bücher sind noch heute über ganz Deutschland verbreitet.

Über die Entstehung der Fabeln ist noch eins bemerkenswert. Hey hatte dieselben ursprünglich als Sechszeiler gedacht. Auf Perthes Wunsch aber dichtete er noch eine Strophe dazu, des Formats wegen. Diese Tatsache ist nicht unwichtig, um Hey bei der Beurteilung gerecht zu werden.

Seine Gedichte, die er Fabeln nannte, sind eigentlich keine Fabeln, wenigstens nicht im Sinne Äsops und Gellerts, da das Hinarbeiten auf eine Lehre, auf eine „Moral“ und das bestimmte Herausstellen derselben meistens fehlt. Das Hereinziehen von Tieren und Gegenständen als Handelnde ist nicht nur der Fabel eigen. Aber ob der Name richtig ist oder nicht, ist für die Sache gleichgültig. Die Hauptsache ist, daß Hey dichterische Begabung besaß und daß er ein feines Verständnis für Kinder hatte. So sind eine Reihe Gedichte entstanden, die zu unsern besten Kindergedichten gehören, z. B. gleich das erste Gedicht: Rabe:

Was ist das für ein Bettelmann?
Er hat ein kohlschwarz Röcklein an
Und läuft in dieser Winterszeit
Vor alle Türen weit und breit,
Ruft mit betrübtem Ton: „Rab! Rab!
Gebt mir doch auch einen Knochen ab.“

Das ist ganz einfach und kindlich gegeben und im Ausdruck plastisch und charakteristisch: Einen Bettelmann kennt jedes Kind; das Bild ist sicher festgehalten bis zum Schluß, der die auch kleinen Kindern deutliche Lösung gibt. Aber nun kommt die schlimmere zweite Strophe:

Da kam der liebe Frühling an,
Gar wohl gefiel's dem Bettelmann;

Er breitete seine Flügel aus
Und flog dahin weit übers Haus;
Hoch aus der Luft so frisch und munter:
„Hab Dank! hab Dank!“ rief er herunter.

Die ist ganz überflüssig, sie führt in eine ganz andere Situation, die aus dem Bild und aus dem Charakter fällt: ein Bettelmann fliegt nicht, und der Rabe dankt im Frühling nicht.

So ähnlich geht es auch bei andern Gedichten. Beim „Schneemann“ z. B. wird der Witz in der sechsten Zeile: „Hast den Stock und wehrst dich nicht“ durch die zweite Strophe völlig aufgehoben. Das Überflüssige der zweiten Strophe empfindet man besonders stark bei den Gedichten, deren erste Strophe ein Gespräch bildet: Die Gespräche sind oft lebensvoll und manchmal in den Gegensätzen witzig, die zweite Strophe bietet gewöhnlich eine matte Wiederholung oder eine unnötige Weiterführung, im besten Fall ein Ausklingen des ersten Gedankens. Nirgends aber ist die zweite Strophe notwendig, selbst nicht in den ganz wenigen Fällen, wo man die Ansatzstelle gar nicht bemerkt, wie z. B. in „An das Fenster pickt es“ und „Knabe, ich bitt' dich, so sehr ich kann“.

Die Schwäche der zweiten Strophe zeigt sich auch in der charakteristischen Erscheinung, daß kleinere Kinder die erste Strophe leicht auswendig lernen, während ihnen die zweite Strophe fast immer Schwierigkeit macht.

Übrigens sind auch die ersten Strophen nicht entfernt alle gut. Hey hat sich im allgemeinen mit Erfolg bemüht, im Anschauungskreise des Kindes zu bleiben. Aber da reicht der Stoff für hundert Fabeln nicht recht aus: so kam es, daß er sich wiederholte, daß er platt wurde, oder daß er ganz unkindliche Situationen ausklügelte, besonders auffallend im zweiten Teil, z. B. Seehund und Möwe.

Seehund und Möwe.

S. Ei Vogel, hätt' ich doch Flügel wie du!
Geschwinde der Sonne flög' ich zu.
M. Erst dacht' ich mir's auch gar schön dort oben;
Doch als ich's versuchte konnt ich's nicht loben,

Viel kälter noch schien's unterwegs mir.
Da ließ ich die Sonne und bleibe nun hier.

Viel kälter, und wärmt doch von fern so schön!
Zu kraus ist's dem Seehund; er kann's nicht verstehn.
Er streckt sich aufs Eis und denkt drüber nach.
Schläft ein und liegt dort den ganzen Tag.
Und hat er geträumt — ich will nicht lügen —
So war's von der Sonne gewiß und vom Fliegen.

Aus diesen Erwägungen heraus hat der Hamburger Jugendschriftenausschuß es unternommen, aus den 100 Fabeln eine Auswahl zu treffen und überall die zweite Strophe fortzulassen (1905).

Hey hat außer den Fabeln noch eine Anzahl Gedichte geschrieben, die als Anhang zu den Fabeln erschienen. Alle diese Gedichte behandeln fast nur ein Thema: Kind und Gott. Sie behandeln es in einer Weise, die sich weit erhebt über die tränenselige oder moralisierende oder trocken-rationalistische Art seiner Vorgänger. Hey gibt das Verhältnis ungefähr so, wie das Kind in der biblischen Geschichte den lieben Gott kennen lernt: einfach und naiv. Allerdings hat dies eine Thema, obgleich Hey dasselbe reichlich variiert, nicht ausgereicht für fast 100 Gedichte, so daß eine gewisse Monotonie die Folge ist. Aber da Hey bei diesen Gedichten an kein Schema gebunden war, und da er hier ein Gefühl gestaltete, von dem er ganz durchdrungen war, so sind ihm einige, allerdings nur wenige, Gedichte gelungen, die zu den besten der Kinderlyrik zählen. Wir rechnen hierher:

Vöglein im hohen Baum;
Alle Jahre wieder kommt das Christuskind;
Weißt du wieviel Sterne stehen;
Aus dem Himmel ferne, wo die Englein sind;
Keinem Würmchen tu ein Leid;
Es ist kein Mäuschen so jung und klein;
Wenn am Abend Mann und Kind, Tier und Vogel müde sind;
Wie fröhlich bin ich aufgewacht.

Sicher ist das Kind nicht imstande, das Göttliche zu erfassen; aber wir sind hier der Meinung Heys: „Was hierin dem kindlichen Verstand unbegreiflich ist, das bleibt so auf

immer auch für den unsrigen, eben weil es überirdisch ist. Wir müssen es glauben.“ Dem kindlichen Geist und Gemüt aber ist es angemessen, sich Gott als den lieben Vater vorzustellen, der für alle sorgt, wie die Eltern für die Kinder sorgen. Die Frage der Weltanschauung, die der Mensch später sich erwirbt, hat damit nichts zu tun.

Bedeutender als Hey ist Hoffmann von Fallersleben (1798—1874), der sanges- und wanderlustigste Gelehrte und Dichter, den es je gegeben hat. Er ist einer der wenigen Dichter, der während seiner ganzen Dichterlaufbahn dem Kinderliede treu geblieben ist. Er begann im Jahre 1827 mit dem „Siebengestirn gevatterlicher Wiegenlieder für Frau Minna v. Winterfeld“, ein Patengeschenk des Dichters, der an Versen reicher als an Gold war. Dann finden wir Kinderlieder von Hoffmann in den „Poesien der dichtenden Mitglieder des Breslauer Künstlervereins“ (1830) und in einer Sammlung „Kindheit“, herausgegeben von Elster. 1843 gab er „50 Kinderlieder, nach Original- und bekannten Weisen“ mit Klavierbegleitung von Ernst Richter heraus. 1845 folgten „50 neue Kinderlieder“, mit Kompositionen von Marx, Mendelssohn-Bartholdy, Nicolai, Reißiger, Schumann und Spohr. 1847 erschienen „40 Kinderlieder“, 1848 „37 Lieder für das junge Deutschland“, 1852 „Kinderwelt in Liedern“, 1855 „Kinderleben“, 1859 „Fränzchens Lieder“, 1860 „Die vier Jahreszeiten“. Wir sehen, daß seine Produktivität eine reiche war, eine zu reiche, um immer Wertvolles zu bieten. Ihm flossen die Verse gar zu leicht. Er gibt im vierten Band seiner Selbstbiographie einen interessanten Einblick in sein Schaffen. „Ich versah ihn (d. i. Ernst Richter) mit Volksweisen aller Völker und ließ mir dann diejenigen, welche er für unsern Zweck geeignet fand, mehrmals vorspielen, bis ich sie fast auswendig wußte. Wenn ich dann nach Hause kam, fand ich immer Zeit und Lust, einen Text dazu zu dichten. Ich war sehr glücklich; ich lebte wieder in der Kinderwelt und dichtete aus ihr heraus für sie mit wahrer Herzenslust.“

Diese Art der Entstehung vieler seiner Kinderlieder erklärt ihre große Sangbarkeit. Darin liegt ein großer Vorzug, denn Kinderlieder sind zum Singen da. Aber indem Hoffmann alten Volksweisen neue Texte unterlegte, hat er einen nicht geringen Schaden angerichtet, er hat durch seine neuen Texte, die überall in die Liederbücher übergingen, manches alte Volkslied verdrängt. Das war gewiß nicht seine Absicht; denn er war ein glühender Verehrer und ein eifriger Sammler der Volkslieder. Er glaubte wohl, die Erwachsenen würden wieder ihre Texte zu den bekannten Melodien singen. Aber diese Texte sind in unserer Zeit gar zu oft nicht mehr bekannt, wenn sie nicht schon in der Jugend gelernt werden. Singen aber die Kinder andere Worte, so drängen die sich später immer wieder dem Gedächtnis auf. Wir meinen, auch die Kinder sollen lieber singen: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle naus" als: „Nachtigall, Nachtigall, wie sangst du so schön"; oder „Es steht ein Baum im Odenwald" als: „Ich lag und schlief"; oder: „Liebchen ade" als: „Winter ade".

Auch sonst scheint uns Hoffmann von Fallersleben als Kinderlieddichter vielfach überschätzt worden zu sein. Wir denken nicht daran, daß Hoffmann nicht sehr kritisch war und besonders in seine späteren Sammlungen manch ödes Gedicht mit aufnahm, wie „Mein Leibgericht", um nur ein Beispiel von Plattheit zu geben:

Die Buttermilch, mein Leibgericht,
Die Buttermilch mein Leben!
Frau Nachbarin kann Bess'res nicht
Mir zum Geschenke geben.

Was aber schenk' ich ihr dafür,
Mich dankbar zu erweisen?
Ich geh und will vor ihrer Tür
Die Buttermilch lobpreisen.

O Buttermilch, wie schmeckest du
So gut, wie bist du labend!
Dich könnt ich trinken immerzu
Vom Morgen bis zum Abend.

Auch in einige seiner vielgesungenen Lieder klingen falsche Töne hinein. Es zeigt die auch an andern Kinderlied-

dichtern oft beobachtete Tatsache, daß der Anlauf gut ist, daß aber der Atem nicht bis zum Schluß ausdauert. Etwas zeigt sich das schon in dem sonst prächtigen „Kuckuck ruft aus dem Wald". In der ersten Strophe alles ganz einfach und anschaulich; auch noch in der zweiten Strophe, wenn auch ein Kind kaum sagen würde: stelle dich ein. Mit der zweiten Strophe aber ist das Gedicht eigentlich zu Ende: der Kuckuck kündet den Frühling, er ist, auch nach dem Titel des Gedichts, der Frühlingsbote. Darin liegt kein Heldentum; darum paßt der Ausdruck „trefflicher Held", den wiederum kein Kind gebraucht, gar nicht hierher, ebensowenig das unklare: „was du gesungen, ist dir gelungen". „Winter räumet das Feld" aber ist für kleine Kinder unverständlich.

Schlimmer ist's im folgenden Gedicht:

Das Bienchen.

Summ, summ, summ! Bienchen, summ herum.
Ei, wir tun dir nichts zuleide,
Flieg nur aus in Wald und Heide!
Summ, summ, summ! Bienchen summ herum.

Das ist ganz im Ton des alten Kinderreims gedichtet. Die zweite Strophe fällt schon ab:

Such' in Blumen, such in Blümchen,
Da ein Tröpfchen, da ein Krümchen.

Ein sentimentaler Ton schleicht sich ein, der in der dritten Strophe in Plattheit ausklingt:

Kehre heim mit reicher Habe,
Bau' uns manche reiche Wabe!

Und platt und banal bleibt's bis zum Schluß:

Bei den schönen Christgeschenken
Wollen wir auch dein gedenken,
Wenn wir mit dem Wachsstock suchen
Pfeffernüß' und Honigkuchen.

Das Kind möchten wir sehen, das beim Pfeffernußsuchen an die wachsspendende Biene denkt.

Noch ein Beispiel:

Der Störche Wanderlied.

Fort, fort, fort und fort
An einen andern Ort!
Nun ist vorbei die Sommerzeit,
Drum sind wir Störche auch bereit,
Von einem Ort zum andern zu wandern.

Wieder ist die erste Strophe, einem Volkslied nachgedichtet, gut. Auch die zweite, wenn auch das „Ungemach“ darin stört. Aber in der dritten:

Du hast an deinen Ufern oft
Verliehn, was unser Herz erhofft

versteht kein Kind, für das dies Lied bestimmt ist; ebenso wenig in der vierten:

Und uns mit manchem Schmaus bedacht.

Wir sind durchaus nicht der Meinung, daß Kinder in ihren Liedern alles verstehen müssen. Auch wir Erwachsenen erfassen manches lyrische Gedicht nicht ganz, und wir können es doch lieben, wenn nur sein Gefühlsinhalt im allgemeinen dem entspricht, was wir einmal gefühlt oder ersehnt haben. Aber wir werden stets ein starkes Unbehagen empfinden, wenn wir nicht einmal die Worte des Dichters verstehen. In dieser Lage aber befinden sich die Kinder gar oft. Darum ist es so schwierig, Kinderlieder zu dichten und darum sind gute Kinderlieder so selten, weil der Dichter im Ausdruck und im Gefühlsinhalt nicht zu weit aus der kindlichen Sphäre heraustreten und doch nicht platt und banal oder gar kindisch werden darf.

In seinen besten Gedichten hat Hoffmann beide Forderungen zu erfüllen vermocht. Eine Eigenschaft ist ihm dabei sehr zu statten gekommen: sein Humor, der kindlich und der derb sein konnte; durch den Humor aber kann man dem Kinde am leichtesten und unmittelbarsten lyrisch nahe kommen.

Wir rechnen zu seinen besten Kinderliedern:

Ein Männlein steht im Walde,
Wer hat die schönsten Schäfchen,

Mauskätzchen, wo bleibst du,
Kuckuck ruft aus dem Wald,
Der Kuckuck und der Esel,
Was haben wir Gänse für Kleidung an,
Auf unsrer Wiese gehet was,
Ein Vogel ruft im Walde,
Tra ri ra, der Frühling der ist da,
Solltest doch lieber ins Häuschen gehn,
Der Kuckuck nicket mit dem Kopf,
Liebe Sonne scheine wieder,
Ich lag und schlief,
Eine kleine Geige möcht ich haben,
Hopp, hopp, ich bin ein Reitersmann,
Wer sitzt auf unsrer Mauer,
O wie ist es kalt geworden,
Alle Vögel sind schon da,
Ein Leben war's im Ährenfeld,
So scheiden wir mit Sang und Klang,
Schlafe, mein Püppelein,
Eichhörnchen,
Schäfers Wunsch,
Der kleine Seemann,
Sturmlied.

Andere viel gesungene, schöne Lieder, wie z. B.: Deutschland, Deutschland über alles; Abend wird es wieder; So sei gegrüßt viel tausendmal u. a. gehören nicht mehr zu den eigentlichen Kinderliedern.

Der dritte im Bunde war der etwas jüngere Friedrich Güll (1812—1879), ein geborener Ansbacher, der das Schicksal eines Schulmeisters in engsten, drückendsten Verhältnissen — er hatte bei geringem Gehalt eine große Familie zu ernähren — bis auf die Neige ausgekostet hat. Seine erste Kindergedichtsammlung, der erste Band seiner „Kinderheimat in Liedern", erschien 1836, als er, 24 Jahre alt, ein Jahr verheiratet war. Diese erste Gabe ist seine beste geblieben. Als er 1842 nach München übersiedelte, begann ein hartes Martyrium: er war gezwungen, neben seinen Schulstunden noch 9—10 Privatstunden zu geben — 20 Jahre lang. Das mußte an seiner Kraft zehren, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn die zweite Sammlung, Scherz und Ernst für jung und alt, der Kinderheimat zweiter Teil (1859),

im ganzen nicht dieselbe Frische zeigte. Der Abend seines Lebens zeitigte eine reiche Spruch- und Rätseldichtung. In den Sprüchen legte er seine Lebenserfahrung und Lebensanschauung nieder; seine Rätsel kommen mit Laune der kindlichen Lust am Erraten entgegen.

Güll steht als Dichter in seinen besten Leistungen über Hey und mindestens neben Hoffmann. Schon in der Wahl des Stoffes zeigt sich sein dichterischer Instinkt. Er wählte seine Stoffe aus dem Leben des Kindes und aus seiner unmittelbaren Umgebung, er scheute vor den alltäglichen Begebenheiten nicht zurück „Wenn sich der kleine Schelm gestoßen hat“ oder „Wenn er sich nicht baden lassen will“, er verklärte diese Erlebnisse poetisch, und was wir immer wieder als so unendlich wichtig für einen Kinderlieddichter betonen, er durchsetzte sie mit seinem feinen, kindlichen Humor. Er wußte, was es bedeutete, mit den Kindern lustig zu sein. Und bei der Gestaltung unterstützte ihn ein reiches sprachliches Formtalent, das er in energischer Arbeit weiter ausbildete. Er verwendete alle Mittel, um seiner Sprache Klang zu verleihen; er wandte in reicher Fülle Assonanz und Allitteration an: „bittelt und bettelt“, „hispelt und haspelt“, „summet, hummet und brummet“, „kollert und bollert“. Er liebt die Häufung des Endreims, so daß zuweilen fast jedes Wort ein Reimwort ist:

Und packen
Und sacken
Und haschen
Und klauben
In Taschen
Und Hauben.

Er hatte sich allerdings gute Vorbilder gewählt: der Anhang zu des Knaben Wunderhorn und Rückerts Fünf Märlein hatten ihm es angetan. Seine Meisterschaft zeigte sich darin, daß er nicht bloßer Nachahmer blieb, sondern Neuschöpfer wurde. — Wie kaum einem zweiten sind ihm Tiercharakteristiken gelungen, das gravitätische Häslein unterm Tannenbaum oder das flinke lugende Eichhörnchen auf dem Tannengipfel oder das schelmisch zudringliche Finklein, das

den Bauer im Scheuerlein besucht oder das gierig lüsterne Mäuslein in seiner ratlosen Todesangst oder der Göckelhahn, der mit seinem Kikriki die Leute weckt, oder endlich der wundervolle Gegensatz zwischen dem feinen zierlichen Schmunzelkätzchen und dem groben unmanierlichen Bullenbeiß, der doch so schmählich zugerichtet wird.

Ein Meisterstück an Plastik und Humor ist auch das Büblein auf dem Eis mit dem „jähen Wechsel von trotzigem Wagemut und hilfloser Todesangst, mit dem Ausblick auf den väterlichen Sühneakt, der die Blamage erst recht zum Bewußtsein bringt, wie dies alles das große Wintereregnis des Knaben, das „Einsitzen", mit sich bringt". (v. Borstel.) Ihm nahezu ebenbürtig ist das Kletterbüblein, das, ach so bald, plumps da drunten liegt und der Klaus, der vom listigen Grasmücklein so blamabel angeführt wird. Ganz im kindlichen Sinn ist ferner der Rekrut charakterisiert mit seinem Säbel an der Seite und dem Helm auf den Kopfe.

Bedeutsam ist die Verwendung des Dialekts bei Güll. Nicht nur, daß er mit Geschick Provinzialismen in seine hochdeutschen Gedichte aufnimmt, er hat auch einige Dialektgedichte geschrieben, unter denen von seinen besten Dichtungen sind, wie z.B. „s' Lerchle" und „Wenn sich der kleine Schelm gestoßen hat".

Heunt hema in Dokta
Und Bada scho' braucht:
Es hat si a Heuschreck
Sei' Fußerl verstaucht.

Es hat si a Muck'n
Ihr Flügerl verrenkt;
Wer hätt' denn etz gestern
An dees U'heil denkt?

Was kann doch a Dokta
For a b'sunderei Kunst:
Da Heuschreck hupft widda
Ganz lusti' wie sunst.

Und a da Hea Bada
Is a grundg'scheita Moh:
Die Muck'n summst widda
Ganz lusti' davo.

Wir dürfen jedoch auch nicht die Schwächen der Güllschen Dichtungen verschweigen, die nicht immer frei von den Fehlern seiner Vorzüge sind. So verführt ihn sein großes Formtalent zuweilen zu Reimspielereien und zu Gewaltsamkeiten des Rhythmus. Er vermochte auch nicht überall den Schulmeister zu verleugnen, obgleich es bewundernswert bleibt, daß gerade er, der Lehrer, im allgemeinen glücklich jene Klippe vermied, an der vor ihm und nach ihm die meisten Kinderlieddichter und -dichterinnen gestrandet sind: den Mißbrauch der Poesie zu einem Lehrzweck. Daß es ihm nicht immer gelungen ist, besonders später nicht, darf uns nicht wunder nehmen. Er war auch nicht immer äußeren Einflüssen gegenüber widerstandsfähig genug, so daß in der Tat einige seiner Gedichte zu Nachahmungen und Umformungen wurden.

Wir müssen daher bei Güll — wie bei jedem andern Kinderlieddichter — wünschen, daß den Kindern eine Auswahl der Gedichte in die Hände gegeben werde. Eine solche Auswahl ist gerade bei Kindergedichten so notwendig, weil alle Kinderlieddichter sehr viel Minderwertiges geschrieben haben; für die Bildung des poetischen Empfindens aber ist es gerade beim Kinde von hoher Wichtigkeit, daß ihm möglichst nur wertvolle Gedichte geboten werden, damit sich bei ihm durch das Auswendiglernen keine falschen Normen festsetzen. Wir Erwachsenen von heute leiden wohl alle unter Minderwertigkeiten, die wir als Kinder lesen und lernen mußten.

Von Güll besitzen wir eine sehr gute Auswahl, in Gemeinschaft vom Münchner und Hamburger Jugendschriftenausschuß besorgt. Sie hat nur zwei Mängel: es fehlen einige feine Gedichte, besonders Dialektgedichte, und es fehlt der Bildschmuck. Die kleinen Kinder aber wollen Bilder haben — mit Recht. Sie können noch nicht gut genug lesen, um am bloßen Lesen Vergnügen zu finden. Das Bild aber sehen sie sich immer wieder gern an, und dabei lesen sie dann auch die Gedichte wieder oder lassen sie sich vorlesen, bis sie dieselben auswendig können. Und gerade die Güllschen Ge-

dichte lernen sich durchweg leicht wegen der Musik ihrer Sprache.

Um dieselbe Zeit wie Hey und Güll und Hoffmann dichtete Friedrich Fröbel seine „Mutter- und Koselieder“. Fröbel war einer der bedeutendsten Pädagogen; aber er war kein Kinderlieddichter. Er hatte die ganz bestimmte Absicht, für die ganz Kleinen sangbare Lieder zu schaffen. Er benutzte dabei Volkstümliches, aber er machte es durch Umdichtung nahezu unkenntlich. Leider hat er viele Nachfolger gefunden, namentlich Damen, z. B. Henriette Leidesdorff, Lina Morgenstern, Caroline Wieseneder, Marie Müller, Marianne und Thekla Naveau u. a. Als „Kindergartenpoesie“ erfreut sich dieser Zweig der Kinderlieddichtung keiner besonderen Wertschätzung.

Zu den Zeitgenossen Heys und Hoffmanns gehören ferner die beiden Dichterinnen Agnes Franz (1794—1843) und Luise Hensel (geb. 1798). Wenngleich von keiner großen Bedeutung, verdienen sie wohl Erwähnung, weil sie über ihre vielen Kolleginnen doch hervorragen. Zwar in ihren meisten Gedichten sind auch sie süßlich und sentimental und abstrakt; aber beiden sind ein paar Lieder gelungen, deren Innigkeit und Einfachheit sie vor dem Vergessenwerden bewahrt haben. Von Agnes Franz gehören dahin „Der Winter ist kommen“ und „Laue Lüfte fühl ich weben“, das allerdings kein eigentliches Kinderlied ist. Von dem Gedicht „Wie könnt ich ruhig schlafen“ ist nur die erste Strophe für Kinder möglich. — Luise Hensel hat das Lied „Müde bin ich, geh’ zur Ruh“ gedichtet, in dem Gott nur der liebende Vater ist. Nur zwei Zeilen fallen aus diesem Ton heraus: „Deine Gnad’ und Jesu Blut macht ja allen Schaden gut“. Ferner ist von Luise Hensel bekannt „Immer muß ich wieder lesen“.

Dann treffen wir wieder auf einen Großen unter den Kinderlieddichtern, auf den Maler-Dichter Robert Reinick (1805—1852), aus Danzig gebürtig. Er, der während des größern Teils seines Lebens kränklich war, hat sich doch einen sonnig heitern Sinn bewahrt, der echt und rein aus seinen Dichtungen spricht. In den dreißiger Jahren ent-

standen seine „Lieder eines Malers mit Randzeichnungen seiner Freunde“ (1838), ganz ähnlich entstand das „Abcbuch für große und kleine Kinder“ (1845) mit Beiträgen Ludwig Richters und anderer befreundeter Zeichner; den Text hatte Reinick geliefert. Von 1849—1852 gab er mit Brückner zusammen den deutschen Jugendkalender heraus, dessen Gedichte und Märchen und Geschichten alle von Reinick stammen. Er übersetzte noch Hebels allemannische Gedichte ins Hochdeutsche — wobei leider, aber selbstverständlich unendlich viel von der frischen Ursprünglichkeit verloren ging. Ein früher Tod machte seinem Schaffen ein Ende.

Wir schätzen Reinick als Märchen- und Geschichtenerzähler nicht hoch ein (siehe S. 162); aber als Kinderlieddichter steht er mit in erster Reihe.

Zarte Innigkeit herrscht in seinen Wiegenliedern: „Vom Berg herab gestiegen ist nun des Tages Rest“ und „Schlaf ein, mein süßes Kind“. Leise Schalkhaftigkeit mischt sich ein in „Sonne hat sich müd gelaufen“. Die Sehnsucht des Kindes verkörpert er im Lied vom schlafenden Apfel und in dem Christkindlied „Die Nacht vor dem heiligen Abend“. Seine Liebe zur Natur strahlt aus den meisten Liedern, vor allem aus dem Hymnus „Wie ist doch die Erde so schön, so schön“ und aus seinen Monats- und Jahreszeitenbildern, die zwar manchmal an Hebel erinnern, den er besonders liebte, die aber wegen der prächtigen Personifikationen in den besten Gedichten vorzüglich sind — besonders im Herbst: Da steigt der Herbst frisch von den Bergen nieder. — Und dann konnte R. lustig sein mit den Kindern in seinen Steckenreiters Lehren, in der Frechen Gesellschaft, im Tanz, im Närrischen Tanz u. a.

Reinick durfte es sogar wagen, „moralisch“ zu werden. Aber *wie* fing er es z. B. in seiner „Versuchung“ an! Kein Wort von Du sollst! und Du mußt! und Du darfst nicht! In ganz bestimmten Situationen führt Reinick uns die Lokkungen vor, die an den Knaben herantreten. Und als er allen widersteht, folgt *unausgesprochen* die Moral, aber so, daß wir sie viel deutlicher empfinden, als wenn er sie uns

in einem bestimmten Moralsatz „an den Kopf wirft“: er läßt uns die gesteigerte Freude des Jungen einfach mit erleben. — Ganz ähnlich verfährt Reinick bei dem Gedicht „Aus dem grünen Walde“, wo das Kind selbst ausspricht: „Ich muß zurück zum Mütterlein“ und beim „Schön Blümlein“, wo Reinick auch nicht sagt, pflücke nicht jede Blume ab, sondern wo er durch ein lieblich Spiel das Kind aus sich selbst heraus davon abstehen läßt, die Blume zu pflücken. — Auch den „Faulen“ zählen wir hierher trotz der unkindlichen Reflexion in der vierten Zeile: (Ach, wozu denn immer lernen), was man später doch vergißt.

Und im „Deutschen Rat“ wurde Reinick pathetisch und sogar rhetorisch und schuf doch noch ein echtes Gedicht.

Daß nicht alle Gedichte auf gleicher Höhe stehen, ist selbstverständlich. Und da wir die meisten Märchen und Erzählungen Reinicks nicht lieben, so vermögen wir uns für die weitverbreitete umfangreiche Sammlung „Märchen-, Lieder- und Geschichtenbuch“, die nach seinem Tode entstand, nicht zu erwärmen. Dagegen hat der Dresdner Jugendschriftenausschuß eine Auswahl in zwei Bändchen herausgegeben, in denen wir zwar einige Gedichte vermissen, während andere hätten fehlen dürfen, die aber im ganzen das Beste von Reinick bietet.

Eine ähnliche Höhe wie in den dreißiger und vierziger Jahren hat die Kinderlieddichtung nicht wieder erreicht.

Schon die nächste Generation zeigt einen bedeutenden Rückgang. Zu ihr gehören der Schriftsteller Hermann Kletke (1813—1886), der Lehrer Karl Enslin (geb. 1819), der Schriftsteller Rudolf Löwenstein (geb. 1819) und der Pfarrer Georg Christian Dieffenbach (1822—1901).

Kletke und Enslin gehören zu den Kinderlieddichtern, denen nur ganz vereinzelt ein gutes Gedicht gelang. Von Kletke nennen wir

Im weißen Pelz der Winter;
Alljährlich an dem Tage, da du geboren bist.

und den von Robert Schumann komponierten Sandmann:

Zwei feine Stieflein hab' ich an.

Von Enslin:

Die Finger zankten hin und her;
Die Sonne blickt mit hellem Schein;
Kling Glöckchen, klingelingeling

mit der schlimmen letzten Strophe:

Hell erglühn die Kerzen!
Öffnet mir die Herzen!
Will drin wohnen fröhlich!
Frommes Kind, wie selig.

Löwenstein war ein sehr fruchtbarer Kinderlieddichter; aber aus all seinen Gedichten — über 200 — würden wir etwa nur ein Dutzend auswählen, und zwar alle aus seiner Sammlung: „Kindergarten“ (1845), während wir in den spätern „Kindergedanken“ nicht ein einziges Gedicht gefunden haben, das wir in eine Kinderliedsammlung aufgenommen sehen möchten. Was wir bei den frühern Dichtern schon bemerkten, finden wir bei Löwenstein zum größten Teil wieder. Eine Reihe Gedichte ist voller Reflexion und voll ganz unkindlicher Empfindungen. Man lese z. B. den „Morgen“ mit seiner fünften Strophe:

Der Lenz und die Kindheit, die Morgenzeit,
Das ist die irdische Seligkeit,
Die preiset aus voller Kehle.
Und wollt ihr hinein, so rüstet euch gleich:
Es öffnet sich selber dies Himmelreich
Für jede kindliche Seele.

Das sind keine Kindergedanken, das sind Reflexionen des Erwachsenen. Vergleiche ferner Ruhe, Wiegenlied, Abends auf dem Wasser, Morgenlied und viele mehr.

Andere Lieder leiden an übergroßer Sentimentalität — eine alte Erscheinung, dichterisches Unvermögen durch Rührseligkeit zu ersetzen. Daß wir bei Löwenstein mancherlei Moralpredigten in Versen finden, nimmt uns bei einem Kinderlieddichter nicht weiter wunder.

Was da lebt in Flur und Au
Kennt der Reinheit Segen;
Blümlein badet sich im Tau
Und der Baum im Regen.

Überall her tönt der Ruf:
Ohne Fleck und Fehle,
Kindlein bleib', wie Gott dich schuf,
Rein an Leib und Seele.

Solche Beispiele fürchterlicher Reimerei finden wir bei Löwenstein häufig. Die üble Angewohnheit, das Verb nicht zu wiederholen — Blümlein badet sich im Tau und der Baum im Regen — oder: Dein Herz im Todesschlummer, der Äuglein Glanz erblaßt — kehrt bei L. immer wieder. Noch häufiger finden wir bei ihm Inversionen, fast in jedem Gedicht. Wir wissen wohl, daß sich auch die besten Kinderlieddichter Inversionen zu Schulden kommen lassen. Bekannt sind z. B. bei Hey

Zwei Ohren sind mir gewachsen an,

oder bei Güll

Ein jedes heimlich träumen
Vom goldnen Morgen will.

Vereinzelte Fälle lassen sich entschuldigen, wenn auch in jedem Fall Unachtsamkeit oder Bequemlichkeit oder Unvermögen die Ursachen sind. Bei Löwenstein aber sind es der Sünden zu viele und zu schlimme. Nur einige wenige Beispiele:

Aus dem Nest entgegen schauen
Ihr die Kleinen voll Vertrauen.

An der Straß' in trübem Mut
Hält vor sich den leeren Hut
Und fleht laut ein alter Blinder.

Das ist überhaupt kein Deutsch mehr. Und dabei ist die Umstellung manchmal einem Reim zuliebe gemacht, der nichts weniger als schön ist:

Dem Frühling heut zu dienen beginnt er,

und darauf ist dann „Winter" gereimt. Warum kann Löwenstein nicht deutsch sprechen:

Dem Frühling beginnt er heut zu dienen.

oder in einem andern Fall:

Warum nach Grillen gingest
Ins Feld du armer Wicht,

wo jeder vernünftige Mensch sagt:

> Warum gingst du nach Grillen
> Ins Feld, du armer Wicht.

Man ist fast versucht, zu glauben, Löwenstein habe diese Sprachvergewaltigungen besonders poetisch gefunden.

Auch das Anwenden von Flickwörtern ist Löwenstein eigen: ja, da, schon, sonst, nun, dann usw.

> Überall, mein Kind, ja stehest
> Du in Gottes Hut.

Wozu das ja? Der Rhythmus kommt sonst nicht heraus, das ist der einzige Grund. Solche Äußerlichkeiten aber genügen nicht als Begründung für den Bau eines Verses.

Durch Äußerlichkeiten sucht Löwenstein häufiger zu wirken; besonders den fehlenden Humor sucht er durch äußeren Aufputz zu ersetzen. Aber wenn er singt:

> Der Frösche König war erwacht,
> Borekkekek quax quax quax quax

oder:

> Wohin sind all die Raritäten, täten, täten,

oder:

> Durch mich schne-schnu-schnabulieren.

so wird dadurch allein das Gedicht noch nicht lustig, die Lustigkeit wird höchstens gemacht und erzwungen. Es ist der Mitarbeiter des „Kladderadatsch“, den er in manchen dieser Gedichte nicht verleugnen kann.

Zu seinen besten Gedichten zählen wir:

Nun reibet euch die Äuglein wach;
Der Frühling als König;
Hans und die Spatzen;
Die Enten lernen schnattern;
Vom dummen Hänslein;
Kriegsrüstung in der Küche;
Trara, trara, die Post ist da;
Von den Engeln;
Wie hoch mag wohl der Himmel sein;
Der Vöglein Abschied;
Der Vöglein Wiederkehr;
Der Storch ließ auf dem Dach sich nieder;
Des Storches Wiederkehr;

374828

Froh wie die Libell am Teich;
Schlittenfahrt;
Dezember.

Aber selbst unter diesen wenigen Gedichten ist kaum eins frei von Mängeln.

Ungefähr auf gleichem künstlerischen Niveau wie Löwenstein bewegt sich Chr. G. Dieffenbach. Auch er hat viel zu viel gereimt. Eine große Zahl seiner Gedichte sind nichts weiter als trockene, nüchterne Beschreibungen ohne alle Poesie. Er beschreibt, wie der Frosch quakt und Mücken fängt, wie die Lerche singt, wie der Reiher Fische fängt, wie der Specht klopft und hämmert:

Was haut es sich, was baut es sich,
Das Zimmermännlein dort?
Es baut kein Haus und emsiglich
Haut es doch immer fort.
Nach Würmlein und nach Käferlein
Sucht er, das schmeckt nicht schlecht;
Drum mag er nimmer müßig sein,
Der kleine Meister Specht.

Platter und banaler kann man's auch nicht in Prosa sagen.

Die meisten seiner Gedichte enthalten alte, häufig benutzte Themen, ganz konventionell behandelt: Die sorglosen Vögel, die Gott nährt; die Vögel, die Gott für seine Güte danken; die Spinne, die in ihrem Netz die Fliegen fängt; die hungernden Vögel, die ans Fenster klopfen; die Honig sammelnden Bienen; was das Bächlein alles arbeiten muß — alles das ist mehr schlecht als recht in Reime gebracht. Auch die „Lieder religiösen Inhalts" erheben sich nicht über das Konventionelle.

Ganz schlimm ist es, wenn Dieffenbach humoristisch werden will. Dann können ihm Verse gelingen, wie:

Der Ochs mag kaum sich regen,
Faul tut er hin sich legen,
Daneben steht die Kuh,
Und beide schrein: Mu! Mu! —
Laßt uns nur unsre Ruh! —

Ein so frisches Wanderlied wie „Ein Ränzlein auf dem Rücken, ein Stöcklein in der Hand" ist ihm nur einmal ge-

lungen; ebenso wie die prächtige Personifikation des „alten Herrn Sturm“:

> Sieh, wie der Kerl so finster blickt!
> Den Hut tief ins Gesicht gedrückt, —
> So läßt er fort sich tragen.

„Das junge Stürmchen“ kann sich damit nicht messen, wenn es auch über den Durchschnitt der Gedichte hinausragt. — Als Tiercharakteristik ist das Lied „Frau Schwalbe ist ne' Schwätzerin“ nicht übel, trotz der überflüssigen abschwächenden letzten Strophe. Musikalisch sehr fein empfunden sind „Leise, leise rauschen die Blätter im Wald“ und „Das Vöglein in der Wiege“, besonders die zweite Strophe:

> Leise gehet, leise wehet
> Durch die Zweige hin der Wind;
> Auf und nieder, hin und wieder
> Schaukelt er das Vogelkind.

Dann möchten wir noch nennen, allerdings nicht ohne Vorbehalt:

> Herr Postillon, Herr Postillon, wo geht die Reise hin;
> Da steht das kleine Bienenhaus;
> Der Frühling ist nah;
> Meine Blümchen haben Durst;
> Ein Blümchen an dem Bache blüht.

Die beiden guten Gedichte „Die Blätter fallen gelb und matt“ und „Wenn der Lenz beginnt“ sind keine eigentlichen Kinderlieder.

Zu den Zeitgenossen Löwensteins und Dieffenbachs gehören noch zwei geistliche Dichter, Karl Gerok (1815—90) und Julius Sturm (1816—96). Gerok ist nicht eigentlich ein Kinderlieddichter; wir nennen ihn hier, weil die Gedichte „Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt“ und „Des deutschen Knaben Tischgebet“ und „Vor Weihnachten (Die Kindlein sitzen im Zimmer)“ mit Recht weit verbreitet sind. Mit Paul Mohn zusammen hat er das „Christkind“ herausgegeben, eine Sammlung von Bildern und Liedern. Julius Sturm hat 1877 ein „Buch für meine Kinder“ herausgegeben, das neben Märchen und Erzählungen auch eine Reihe Kinder-

gedichte enthält. Die Weihnachtsungeduld der Kinder schildert sehr fein das Gedicht: „Ach, wie unendlich lang ist heut der Tag!“ Verdrossenes Maulen kommt in „Hänschen, komm und spiel mit mir“ vorzüglich zum Ausdruck. In „Es geht mir nicht ein“ schildert er mit Laune, wie schnell das Lernen bei ein wenig Geduld gelingt; in den „Handwerksleuten“ charakterisiert Sturm die Verschiedenartigkeit des Nestbaues der Vögel. An Reinicks „Deutschen Rat“ erinnern in ihrem rhetorischen Schwung die beiden Gedichte „Wohlauf, ihr Jungen, werdet stark“ und „Du wanderst in die Welt hinaus“. Die beiden von inniger Frömmigkeit durchwehten Lieder „Gott grüße Dich“ und „Das walte Gott“ sind ebenso wie das epische „Wie schön leuchtet uns der Morgenstern“ keine spezifischen Kindergedichte. Doch seien noch „Der Bauer und sein Kind“ und „Niedliches Bäschen“ erwähnt.

Im Jahre 1893 erschien von Sturm ein Band „Kinderlieder“ mit über 100 Gedichten. Hier geht es Sturm wie fast allen Kinderlieddichtern: er besingt Frühling und Sommer und Herbst und Winter und Regen und Sonnenschein und der Vögel Sang und der Blumen Blühen, er singt vom hungernden Vöglein und vom heiligen Christ und von schirmenden Englein, vom Landmann und vom Püppchen und von all den Dingen, von denen vor ihm und nach ihm hunderte von andern Dichtern auch gesungen haben. Und seine Weise unterscheidet sich kaum von all den andern. Es sind einige ganz hübsche Gedichte in der Sammlung, z. B. Bitte an den Frühling, Frühlingslied, Wiegenlied und einige andere, aber auch sie sind voller Allgemeinheiten. Es fehlt auch der starke Ausdruck der Empfindung. Ein Beispiel zum Vergleich:

Es ist ein Reif gefallen
In herbstlich klarer Nacht,
Der hat den Blümlein allen
Gar großes Leid gebracht.
Verblichen sind ihre Farben,
Und offen liegt die Gruft;
Doch eh' sie welkten und starben,
Stieg himmelan ihr Duft.

Das ist ein Gedicht, das über den Durchschnitt der Sturmschen Gedichte hinausragt. Damit vergleiche man das Volkslied, das uns Heine erhalten hat:

> Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
> Er fiel auf die zarten Blaublümelein,
> Sie sind verwelket, verdorret.

Welch ein Unterschied! Sturm sagt uns von dem „großen Leid“, das der Reif über die Blumen gebracht, aber wir fühlen es nicht recht mit. Das Volkslied dagegen spricht nicht von dem Weh, aber es zeigt uns, in zwei Worten nur, die ganze Hoffnungslosigkeit: „Sie sind verwelket, verdorret!“ — Welch hoher Gefühlswert liegt allein in dem Klang des einen Wortes „Verdorret“, welche Härte und Unerbittlichkeit! Wie schwächlich wirkt dagegen: „Verblichen sind ihre Farben“.

Auf die Kinderlieddichter der Generation des zweiten Jahrzehnts folgt eine große Lücke. Erst die dreißiger und vierziger Jahre bringen eine neue Gruppe, deren Vertreter fast alle noch zu den Lebenden gehören: Julius Lohmeyer (1835—1903), Johannes Trojan (geb. 1838), Heinrich Seidel (geb. 1842), Victor Blüthgen (geb. 1844), Georg Bötticher (v. Versewitz) (geb. 1849). Sie alle sind Schriftsteller von Beruf.

Julius Lohmeyer ist in weiten Kreisen durch seine „Deutsche Jugend“ bekannt geworden, der er nahezu eine Lebensarbeit gewidmet hat. Auf die Bedeutsamkeit seines Wirkens auf dem Gebiet der Jugendzeitschrift kommen wir an anderer Stelle zurück. Als Kinderlieddichter ist Lohmeyer unserer Meinung nach sehr überschätzt worden. Er hat eine große Reihe Kinderbücher herausgegeben: Was willst du werden, Auf dem Lande, Lachende Kinder, Kinderhumor, Fragemäulchen, Wie's am Tage geht, Die Fahrt zum Christkind, Das tolle Buch, Pudelnärrisch, Komische Tiere, Kunterbunt. Aus diesen Büchern, sowie aus den 40 Bänden der Deutschen Jugend hat Lohmeyer selbst seine bekannten „Kinderlieder und Reime“ zusammengestellt (1897). Dazu kommen noch die Verse zu den Flinzerschen Bilderbüchern

„Tierstruwwelpeter“ und „König Nobel“. Außerdem hat er mit Frida Schanz zusammen die Verse zu Kleinmichels „Eine Prinzenreise“ und die Gedichte „Unser Hausglück“ und „Kinderparadies“ geschrieben. Kurz nach seinem Tode erschien noch die Auswahl „Fünfzig Kinderlieder“ (1903).

Durch fast alle Lohmeyerschen Kindergedichte geht ein großer Fehler: er ironisiert. Er stellt nicht einfach dar, was das Kind tut oder was es im Innern bewegt, sondern er beobachtet vom Standpunkt des Erwachsenen aus das Tun und Treiben der Kinder; er sieht ihr wichtig tuendes Gebahren — und er macht sich lustig darüber. Dem Kinde aber ist es mit allem, was es tut, durchaus ernst, auch mit seinem Spiel, und der Dichter, der kindliches Treiben darstellen will, muß es ernst nehmen. Tut er das nicht, bleibt er der überlegene Erwachsene, der zum Spaß mitzutun scheint, der aber im Innern amüsiert und überlegen lächelt, so schafft er im günstigsten Fall Gedichte für Erwachsene, aber nicht für Kinder. Denn Kinder fassen auch die Gedichte ernsthaft und wörtlich auf, sie haben für Ironie noch kein Organ, selbst größere Kinder oft nicht, wie wir an den meistens sehr deutlich ironischen Bemerkungen in Hebels Erzählungen beobachten können, die sehr häufig von Kindern nicht verstanden werden.

Durch diese ironisierende Art der Darstellung kommt ein falscher Ton ins Kindergedicht; die Naivetät geht verloren, es kommt eine unkindliche Absichtlichkeit hinein, eine Art der Reflexion, die dem Kinde fremd ist. Ein kurzes Beispiel für diese Art ist z. B. Martha kommt!

> Weh, da kommt sie mit dem Schwamme
> Und dem großen Wasserkrug,
> Mit der Seife, mit dem Kamme,
> Ach, und mit dem Zotteltuch!
>
> Nein, ich kann es nicht begreifen,
> Wie ihr das Vergnügen macht,
> Mich zu rumpeln und zu seifen,
> Und warum sie immer lacht.

Wenn doch einer was erfände,
Daß das Wasser nicht so naß,
Und man trocken wüsch am Ende;
Eine rechte Lust wär' das!

Niemals wird ein Kind, das sich noch vor dem Gewaschenwerden fürchtet, so reflektieren wie in der dritten Strophe. Der Witz ist vom Erwachsenen gemacht und erscheint erzwungen, weil er dem Kinde untergeschoben wird.

Genau denselben Standpunkt wie dem Kinde, nimmt Lohmeyer dem Tier gegenüber ein: er macht sich über die Tiere, die er ganz und gar vermenschlicht, lustig, er witzelt über sie und verspottet sie. Es scheint, als ob ihm der Kladderadatsch-Redakteur zu sehr im Blute steckt. Auch bei Löwenstein und Trojan, die ebenfalls beide eine zeitlang am Kladderadatsch tätig waren, finden wir nicht selten dieselbe ironisierende Art, bei Löwenstein besonders in seinen zyklischen Gedichten.

Lohmeyers Witz ist meist sehr billiger Art. Nach einer mißlungenen Hasenschlacht ruft der Fuchs:

„Selbst von hunderttausend Helden
Wird man keine Siege melden,
Wenn ein jeder von der Schar
Eben nur ein Hase war.“ —
Doch zum Lohn für Lamprichs Taten
Ließ er ihn in Gansfett braten.

Von der Maus, die mitten im Fressen sitzt, heißt es:

„Dort winkt die leckre Fettwurst noch zum Schluß —
So tauml' ich von Genüssen zu Genuß!“ — —
Da packt der Kater ihn, der schwarze Riese —
Doch im Verscheiden noch klein Müsling schnauft:
Ein Augenblick gelebt im Paradiese
„Ist nicht zu teuer mit dem Tod erkauft.“

Was sollen diese literarischen Reminiszenzen in einem Kindergedicht?

In dem Befreiungsfest der Frösche lesen wir:

„Der Adebar muß Stiefeln tragen! — —
Allein wer zieht dem Storch sie an?“

Wie dies Gedicht, so zeichnen sich eine große Zahl anderer Gedichte nicht gerade durch Neuheit der Erfindung aus; Lohmeyer ist nicht reich an Einfällen.

Vielfach müssen Äußerlichkeiten den mangelnden Witz ersetzen. In „König Nobel“ treten Frösche auf:

> Als Erster zeigte sich im Zwinger
> Prekex, der Luftathlet und Springer. —
> Ihm folgten flugs die „Arm-Jongleure“
> Kokerra Bex und Marquardt Quere.
>
> Kokerra hielt ein Eichelpaar
> Sekundenlang an einem Haar
> Mit ausgestrecktem Armgelenke —
> Marquardt ein Schneckenhaus — man denke!

Oder wenn die Katze Miau Blanka singt:

> Dann sang sie herzzerreißend, klagend,
> Den Takt stets mit dem Schwanze schlagend,
> Die große „Mondschein-Serenade“,
> „Vom toten Sperling“ die Ballade,
> Und bei des Beifalls lautem Schalle:
> Die Arie aus der „Mausefalle“.

In dieser Art geht es durch das ganze lange Gedicht.

Nicht alle Gedichte sind auf den ironischen Ton gestimmt. Die Abschnitte „Auf dem Lande“, „In des Jahres Lauf“, „Im Vaterhaus“, „Nachdenksames und Vaterländisches“ enthalten Gedichte, die sich von Ironie freihalten. Aber wie man bei den „humoristischen“ Abenteuern und Tiergeschichten nicht lustig wird, so kommt bei seinen lyrischen Gedichten keine rechte Stimmung auf. Die gestaltende Kraft fehlt; zu viel Worte. So redet Lohmeyer z. B. in „Sonntagsstille auf dem Lande“ viel von dieser Stille, aber er zeigt sie uns nicht, er läßt sie uns nicht erleben.

> Auf den Straßen, vor den Pforten,
> Sonntag, Sonntag allerorten,
> Bei dem Mahl in froher Klause,
> Und im Gärtlein hinterm Hause.
>
> Sonntag naht in Glanz und Stille
> Mit der Gaben reichster Fülle,
> Naht im schönsten Festgewande
> Auf dem Lande, auf dem Lande!

Auch die Form der Gedichte ist nicht einwandfrei. Lohmeyer hat gar vieles nur „gereimt“, wobei man allerdings anerkennen muß, daß er sich mit der Aufgabe, Verse zu Bildern zu liefern (zu Pletsch z. B.), nicht übel abgefunden hat. Was wir bei Löwenstein tadelten, finden wir bei Lohmeyer in verstärktem Maße: Inversionen, unkindliche Ausdrücke und Wendungen, Auslassung des regierenden Verbs und dgl.

Ganz amüsant sind der „Geburtstagsgratulant“, in dem Lohmeyer das Ungeschick des kleinen Gratulanten schildert, sowie das auf den gleichen Ton gestimmte „Beim Fleischer“. Die Kinderverdrießlichkeit schildert er nicht übel in „Große Verlegenheit“. Durch ihre Einfachheit zeichnen sich der „Weber“ und der „Müller“ aus. Auch „Großes Unglück“ und „Die Geschichte vom Pfefferkuchenreiter“ ragen über den Durchschnitt hervor.

Johannes Trojan hat seine Kinderlieder gesammelt und als „Hundert Kinderlieder“ 1899 erscheinen lassen. Ferner hat er mit Straßburger zusammen die Sammlung „Guck in die Welt“ (1903) herausgegeben. Und dann stammen die Verse zu verschiedenen Bilderbüchern von ihm, z. B. zu Flinzers „Durch Feld und Wald, durch Haus und Hof“; zu Kleinmichels „Die Welt vom Fenster aus“; zu Mörlins „Ständebuch“; zu Meyerheims „Abc-Buch“; zu Konewkas „Schwarzen Peter“. Wenn man Trojans Kinderlieder durchliest, so hat man den Eindruck, daß viel Belangloses darunter ist. Was von andern schon oft gesagt ist, bringt Trojan noch einmal in Reime, und man kann nicht sagen, daß er den oft behandelten Themen eine neue persönliche Note hinzufügt. Das Erwachen am Morgen; Schneeglöckchen, die zu früh kommen; Wünsche zum neuen Jahr; vom Bächlein, das vorüber eilt; was ich täte, wenn ich König wäre; von der Lerche, die den Frühling weckt; vom Winter, der dem Frühling weicht; von Kindern, die Soldaten spielen; daß man mit Tieren Erbarmen haben soll; Ermahnungen, keine Knospen und unreifen Früchte abzureißen und nicht verdrießlich zu sein sind einige dieser

Themen. Die immer bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis, die Phantasie, ist Trojans besondere Freundin nicht. Durch eigene Einfälle zeichnen sich z. B. aus „Hasensalat“, wo das kleine Mädchen dem schmausenden Hasen Essig holt, und „Allerlei Leiden“, wo als höchstes Leiden hingestellt wird „wenn man die Hose zerrissen hat, und es weiß es noch niemand“. Auch „Die besten Bücher“ und den „Wunderbaum“ möchten wir hierher zählen. Reichlich lang zwar, aber in der Tiercharakteristik gut ist „Der Hühnerhof“. Durch allerliebste Naivetät muten uns an „Marie auf der Wiese“ und „Wo bin ich gewesen?“, während „Am Morgen“ und „Kranzwinden“ durch ihre Einfachheit ansprechen. Ferner seien noch genannt „Frühlingsarbeit“, „Königskerze“ und „Zwergwanderschaft“.

Selbst diese besten Gedichte sind nicht alle frei von sprachlichen Gewaltsamkeiten, die in andern Gedichten verhältnismäßig häufig sind, ohne daß eine innere Notwendigkeit vorhanden wäre, zuweilen fehlt sogar der äußere Zwang von Reim und Rhythmus; warum z. B.

Glühwürmchen freundlich
fliegt ihm voraus

und nicht

Glühwürmchen fliegt ihm
freundlich voraus.

oder:

Böses nicht hat sie im Sinne.

warum nicht:

Böses hat sie nicht im Sinne.

Die Wortumstellung macht wirklich nicht das Wesen der poetischen Darstellung aus; sie ist nur da berechtigt, wo innere Gründe dazu zwingen.

Auch Viktor Blüthgen hat vieles gedichtet, dessen poetischer Wert mehr als zweifelhaft ist. Sein „Schelmenspiegel“, seine Verse zu Flinzers „Tierschule“ und dessen „Froschmäusekrieg“ sind ganz in der Art gehalten, wie wir sie von Lohmeyer her kennen; ironisierend und durch Äußerlichkeiten wirkend; kindliche Unarten werden unter der

Maske der Tiere verspottet. — In dem „Weihnachtsbuch“ tragen Gedichte wie Geschichten ganz den Charakter der „Gartenlaube“, dessen Redakteur Blüthgen eine zeitlang war. — In seiner neuesten Sammlung „Im Kinderparadiese“ (1904), in der Blüthgen seine Kinderlieder zusammenfaßt, ist gar vieles Unbedeutende.

Aber im ganzen überragt Blüthgen doch seine Zeitgenossen Lohmeyer und Trojan um ein Beträchtliches. Schon daß er die Art des „Kinderreims“ mit Erfolg anwenden konnte, wie einige Reime zu Pletsch „Stillvergnügt“ beweisen, spricht für ihn. Ein Beispiel:

Ei, wie groß ist unser Kind —
Reicht bis wo die Äpfel sind!
Wächst das Kind noch weiter,
Braucht es keine Leiter,
Wächst das Kind noch immermehr,
Ißt es alle Bäumchen leer!

Das Neckisch-Spielerische ist hier vorzüglich zum Ausdruck gebracht. Das alte Thema des Wiegenliedes behandelt Blüthgen in seinem „Strampelchen“ mit einer feinen Schalkhaftigkeit, wie kaum ein zweiter:

Still, wie still — 's ist Mitternacht schon,
Drunten beim Fenster duftet der Mohn,
Duftet so leise, du merkst es kaum,
Schläfert mein Kind in tiefen Traum.

Liese, kleine Liese, tus Beinchen herein!
Guckt durch das Fenster der Mondenschein,
Sagt es den Bäumen, die draußen stehn,
Daß er dein nackendes Beinchen gesehn.

Früh, wenn der Wind kommt, schwatzen sie's aus,
Hört es der Spatz und die Katz auf dem Haus,
Lachen die Blumen alle so sehr,
Weil unsre Liese ein Strampelchen wär.

Das ist alles so einfach und naiv gesagt, kein Wort zuviel, dabei von einem charakteristisch-wiegenden Rhythmus und einem Wohlklang, daß dies Gedicht den besten Wiegenliedern ebenbürtig zur Seite steht. Rhythmisch ausgezeichnet ist auch das Mailied „Dudel dum dei! Nun haben wir Mai.“

Der Rhythmus des Tanzes beherrscht sicher das ganze Gedicht, dessen frischer, heiterer Inhalt ganz dem rhythmischen Bau entspricht. — Das verführerische Thema des Traums, bei dem eine Entgleisung wegen der lockenden phantastischen Ausschmückung so leicht möglich ist, behandelt Blüthgen im Traum des Zeisleins ganz einfach, aber mit einer überraschenden, reizvollen Wendung: das Zeislein, das die ganze Nacht Hirsesterne gepickt hat, wundert sich, daß es hungrig aufwacht. — Wir heben ferner hervor:

Ach, wer das doch könnte,
In unserm Flieder raschelt was,
Der Rabe sitzt auf einem Zaun,
O du reizende Maus,
Nun gute Nacht,
Kasperltheater.

Heinrich Seidel hat selbst einmal in einem feinen Gedicht sein eigenes Können begrenzt:

„Mir blieb, wie einst, mein kleines Glöckchen nur,
Und stillvergnügt, wie einstmals, spiel ich „Läuten!“

Es ist ein feiner, lieblicher Ton, den sein Glöckchen gibt; aber er ist selbst fürs Kinderlied nicht immer kräftig genug. Seidel hat in seiner Sammlung „Neues Glockenspiel“ (1893) auch eine Gruppe von zwölf Kinderliedern. Hier finden sich seine besten Kinderlieder; da ist das „Tanzlied“, das vom Anfang bis zum Ende heitern Frohsinn atmet, und das besonders rhythmisch charaktervoll ist. Gut ist auch „Das Schwesterchen“, man fühlt aus dem Gedicht die Liebe für das „kugelrunde Gretchen“ heraus; schade, daß der Schluß gar zu sehr an Heine erinnert:

„Und wenn du Nachbars Katze siehst,
So sag, ich laß sie grüßen!“

Dann möchten wir noch nennen: Der Hase im Kohl, Laternenlied, Die Schaukel, auch Im September, trotz der sentimentalen Wendung am Schluß. Dagegen erscheinen uns „Kaffeebesuch“ und „Quecksilber“ zu nichtig; „Vorlesen“ und „General Bumbum“ und ein wenig auch „Der Nimmersatt“ kommen uns gemacht vor, und „Die trauernde Mutter“ ist kein Kindergedicht.

In neuerer Zeit hat Seidel seine Kinderlieder zusammengefaßt in „Kinderlieder und Geschichten“ (1903). Der Umfang ist größer geworden; die Sammlung enthält 76 Gedichte; aber seine ersten Gedichte sind nicht übertroffen. Es sind viele gleichgültige Gedichte darunter, oft mit Reminiszenzen an andere bekannte Gedichte. Besonders häufig hat Seidel Elemente des alten Volkskinderreims benutzt, wodurch der Abstand von den echten Reimen um so fühlbarer wird. Ganz unverständlich ist es, warum Seidel hier dem Gedicht „Das Schwesterchen“ eine völlig überflüssige Strophe, die noch dazu eine Fußnote verlangt, vorangestellt hat. Die beiden Gedichte, die wir noch hervorheben möchten, „Alles wird wieder grün“ und „Im August“, sind keine eigentlichen Kinderlieder, doch eignen sie sich für Kinder, ebenso wie sich in Seidels erster Sammlung „Glockenspiel“ (1889) einzelne Gedichte für Kinder finden.

Georg Bötticher, der Herausgeber von Auerbachs deutschem Kinderkalender, ist bekannter unter dem Namen v. Versewitz. Wer seine Gedichte aus der Jugend kennt, wird sich nicht wundern, daß Bötticher in seinen Versen zu Flinzers „Wie die Tiere Soldaten wurden“ (1892) denselben Ton anschlägt, nur daß uns dieser Ton in den Gedichten, die für Erwachsene bestimmt sind, gefällt, während wir ihn in Kindergedichten nicht am Platze finden. Von seinen übrigen Büchern erwähnen wir noch, daß er im „Wunderhold“ (1892) „sechs heitere Märchen den Gebrüdern Grimm nacherzählt und in Reime gebracht hat“. Die Reime können mit der Grimmschen Prosafassung keinen Vergleich aushalten.

Aus den fünfziger Jahren stammen drei Dichterinnen, die sich noch heute großer Beliebtheit erfreuen: Helene Binder (geb. 1855), Cornelie Lechler (geb. 1857) und Frida Schanz (geb. 1858).

Von Helene Binder ist wohl am bekanntesten das Buch „Für unsere Kleinen“ mit Bildern von L. v. Kramer. Koselieder nennt Helene Binder die Verse. Die Bezeichnung ist treffend, schade nur, daß das Gekose so sehr überwiegt,

daß ein schwächliches Getändel daraus geworden ist. Helene Binder bringt in Verse, was das Kind täglich erlebt: Das Erwachen, das Waschen, das Kämmen, das Essen, bis zum Zubettgehen. Es ist eine liebenswürdige, etwas eintönige, konventionelle gereimte Plauderei, was sie bietet, aber es ist keine poetische Gestaltung. Durch Worte, wie: Au au, wau wau — Piep, piep, piep — Wulle wulle — Pantsch pantsch — Gig gak — Rumpel rumpel — Mäh mäh usw. kann wohl die poetische Stimmung erhöht werden, aber diese Worte allein vermögen dieselbe nicht zu erzeugen. Um den Abstand von echter Dichtung voll zu empfinden, muß man einmal vergleichen, was z. B. Güll daraus macht, wenn sich der kleine Schelm gestoßen hat (Seite 92) oder wenn er ein Freßsäckchen werden will, und wie Helene Binder beschreibt, wenn das Kind nicht essen mag:

„Nun mach mal auf, schnell, Mündchen, bitt!
Da kommt Löffel Eins, so gut gemessen,
Den wird mein Liebling doch noch essen.
Fort ist er! — Da holt's Löffelchen, ei,
Sich ganz geschwind schon Numero Zwei.“

Oder man vergleiche ein Reinicksches Wiegenlied mit Binderschen Reimen, die dasselbe Thema behandeln:

„Ins Bettchen gleich kommt unser müder Gesell,
Doch leider geht's nicht wie beim Häschen so schnell,
Uns drücken die Schuh
Und die Strümpflein dazu,
Wir haben ja auch noch ein Kleidchen an,
Was nicht wie beim Piepmatz ins Bettchen mit kann,
Das Nachtröckchen freilich, das kommt mit ins Nest,
Und auch unsre Mütze, die binden wir fest.“

Das ist Reimerei, aber keine Poesie.

Helene Binder hat noch verschiedene Bücher herausgegeben — Plauderstündchen, Guck Guck, Was der Kuckuck ruft, Durch Feld und Wald u. a., die auch Beiträge von andern — besonders von Cornelie Lechler — enthalten.

Die eigenen Gedichte vermögen kein anderes Urteil über Helene Binders Können hervorzurufen. Wohl sind ein paar Gedichte ganz niedlich — z. B. Im Heu, Wer ist die kleine

Königin, Eigensinnig, Leicht trägt des Windhauchs sanfte Hand ein Samenkorn zum Wiesenrand — aber es wäre kein Verlust für die Kinderliedliteratur, wenn diese Gedichte nicht vorhanden wären.

Auf derselben Ebene bewegt sich das Können Cornelie Lechlers. Auch ihren Gedichten merkt man es an, daß sie eine liebenswürdige Kinderfreundin ist, aber damit ist sie noch keine Dichterin. Sie hat eine große Zahl von Büchern mit Gedichten und Geschichten — eigenen und fremden — herausgegeben, z. B. Kunterbunt, Feierstündchen, Großmütterlein, Jugendglück, Des Kindes Lieblingstiere u. a. Es ist für sie, wie auch für Helene Binder, charakteristisch, daß ihre Bücher mit den süßen Bübchen und Mädchen geschmückt sind, von denen wir bei den Bilderbüchern sprachen. Cornelie Lechler hat auch die Verse zu den Pletschbüchern geliefert, die von dem Verleger mit „entzückenden" bunten Bildern versehen worden sind. Die Verse sind den Bildern ebenbürtig.

Frida Schanz hat eine etwas stärkere Begabung als ihre beiden Zeitgenossinnen. Sie hat mit Julius Lohmeyer gemeinsam die „Prinzenreise", „Kinderparadies" und „Unser Hausglück" geschrieben. Im übrigen sind ihre Kindergedichte in Zeitschriften verteilt. Der Charakter ihrer meisten Kindergedichte ist, wie bei Helene Binder und Cornelie Lechler, liebenswürdige Hinneigung zum Kinde, zuweilen ein wenig durchsetzt mit Ironie und Sentimentalität.

In unsrer Zeit hat sich der erfreuliche Fall ereignet, daß zwei unserer bedeutendsten Lyriker sich auf das Gebiet des Kinderliedes begeben haben: Gustav Falke (geb. 1853) und Richard Dehmel (geb. 1863), der letztere gemeinsam mit Paula Dehmel.

Schon einmal hat ein Großer dieses Gebiet betreten: Claus Groth. In seinem „Quickborn" findet sich auch ein Abschnitt „Vaer de Görn". Dieser Abschnitt enthält allerdings nicht 100 oder 50 Kinderlieder — unter dem tun's die Kinderlieddichter meistens nicht — sondern nur zwölf;

aber es sind Perlen darunter. Auch in den übrigen Abschnitten finden sich einzelne Gedichte für Kinder. Die ganze Liebe und Innigkeit, die im Verhältnis zwischen Eltern und Kind waltet, kommt in Groths Liedern zum Ausdruck. Verbunden damit ist ein feiner Humor, der sich nicht über das Kind erhebt und sich von oben herab über das kindliche Treiben lustig macht, sondern der sich zum Kinde niederbeugt und mit ihm scherzt und lacht. Und dann bewegt sich Groth nicht in Allgemeinheiten, er spricht ganz bestimmt von „min Hanne“ und er gibt ganz bestimmte Situationen, die auch wir erblicken und die wir mit erleben.

„Still, min Hanne, hör mi to:
Lüttje Müse piept int Stroh,
Lüttje Vagels slapt in Boom,
Röhrt die Flunk und pipt in Droom.“

Ein Zug reiht sich an den anderen, das ganze Gedicht durch; jeder Zug paßt in das Gesamtbild hinein, keiner fällt aus dem Rahmen heraus; dadurch mit erreicht Groth den starken Stimmungsgehalt.

Eine gewisse Verwandtschaft mit Groth zeigt Gustav Falke in seinen Kinderliedern.

Falke hatte schon 1897 in seiner Gedichtsammlung „Neue Fahrt“ ein paar Kindergedichte, darunter den famosen Kinderreim „Rische, rasche, rusche, der Hase sitzt im Busche“ (siehe Seite 75). Dann dichtete er 1900 die Lieder zu Otto Speckters Katzenbildern und 1901 zu dessen Vogelbildern. Auch in seiner letzten Gedichtsammlung „Hohe Sommertage“ (1902) finden wir einige Kindergedichte, darunter die lustigen plattdeutschen „Lütt Ursel“ und „De Snurkers“. Endlich hat er noch die Verse zu Steward Orrs Bilderbuch „Zwei lustige Seeleute“ geschrieben.

Was Falke als Dichter auszeichnet, seine Innigkeit, seine Grazie, sein Humor, die Treffsicherheit und Anschaulichkeit seiner Sprache, finden wir auch in seinen Kinderliedern wieder. Zwar nicht in allen: im Vogelbuch sowohl wie im Katzenbuch sind Gedichte, denen man anmerkt, daß sie für

die Bilder gemacht sind, und das Gedicht „Katzenmusik“ mit der Strophe:

„Doch um nicht die Katzen zu kränken,
Sie sind es nicht allein,
Auch von Dichterbänken
Tönt manchmal ein seltsam Schrein.“

gehört nicht in ein Kinderbuch. Hier hat Falke, wie noch in einigen andern Gedichten, denselben ironischen Ton, den wir schon mehrfach tadelnd erwähnten. Sonst weiß gerade Falke diesen Ton vorzüglich zu vermeiden, auch da, wo er mit dem Kinde scherzt. Er vermag es, das uralte Thema vom Storch dem aufhorchenden Kinde voller Laune und Behagen noch einmal zu erzählen:

Hans Adeboor hett uns lütt Greten funn'n
Ganz achter de Welt in'n deepen, deepen Brunn'n.

Un hett se sick uphalst, se rid as to Peer,
Tweedusend Milen aewer't deepe, deepe Meer.

Un weer se darinfulln, keen hal er wedder rut.
Nu liggt se in de Weeg mit er lüttje lustige Snut.

Wie einfach ist alles gesagt, weder der Sprache noch dem Satzbau ist Gewalt angetan, aber die Worte haben die Kraft, die Stimmung, aus der sie geboren sind, in uns wieder zu erzeugen. Es sind ja eigentlich alles alte Geschichten: daß der Storch die Kinder holt, wissen wir längst — ja, aber „ganz achter de Welt“? — das hätten wir doch nicht gedacht. Zwar daß der Storch die Kinder tragen muß, können wir uns auch wohl denken; aber daß „Lütt Greten“ schon „rid as to Peer“ — und gar „tweedusend Milen“ —das ist doch etwas Besonderes. Und welche unendliche Weite liegt in dem „tweedusend Milen“, und welches Geheimnisvolle in dem „ganz achter de Welt“ und dem „deepen, deepen Brunn“. Und wie wird die Spannung erregt durch den Gedanken, daß Lütt Greten hätte hineinfallen können in das „deepe, deepe Meer“. Aber in schneller, lustiger, unerwarteter Wendung löst der Dichter die Spannung und führt uns in die Wirklichkeit zurück. Und das alles in sechs Zeilen! Wenn es ein Merkmal hoher Kunst ist, mit wenig

Mitteln viel auszudrücken, dann haben wir hier ein Kunstwerk ersten Ranges.

Lustiger noch und frischer, fast ausgelassen ist Falke in seinen „Snurkers“:

De Klock sleit acht,
Nu Kinners, go Nacht.
Man gau un man fixen
Herut ut de Büxen,
Man flink ut de Schoh
Un rinne int Stroh.

Auch der Rhythmus unterstützt hier den Charakter der scherzhaften Eile, während in Lütt Greten der Erzählton gewahrt ist: die rhythmische Gliederung ist in Lütt Greten nicht strenge, im Gegenteil, sie ist verschiedentlich mit voller Absichtlichkeit durchbrochen.

Von Richard Dehmels Kinderliedern sind am bekanntesten die Gedichte aus dem „Fitzebutze“, die er zusammen mit Paula Dehmel gedichtet hat. Sie sind viel umstritten, viel getadelt und viel gelobt worden. In der Tat fehlt den Gedichten vieles, das man beim gangbaren Durchschnittskindergedicht zu finden gewohnt ist: da ist so gar kein sentimentaler Überschwang, da wird nicht belehrt, wird nicht ermahnt, was bleibt da noch wertvolles nach? Es bleibt das, was uns und die Kinder am Kinderreim erfreut: die Gestaltung kindlichen Lebens ohne eine andere Absicht, als uns zu erfreuen. Was das Kind erlebt und auch durchlebt, das scheinbar Kleine und Unbedeutende und Alltägliche — das ist hier mit dichterischer Kraft erfaßt und in poetische Formen gegossen. Darum sind die Gedichte dem kleinen Kinde so schnell vertraut, es findet sich selbst und das, was es interessiert, in ihnen wieder, ohne daß ihm dabei gesagt wird, das mußt du nicht, das darfst du nicht. Aber dafür ist Leben in den Gedichten, lustiges Kinderleben. Ein Beispiel:

Heini, Heini,
ach, ist Heini dumm!
stippt mit allen Fingerchen
im Tintenfaß herum.

Heini, Heini,
kleiner dummer Mohr!
stippt sich alle Fingerchen,
klecks, ins Ohr.

Und unten am Brunnen,
da steht ein Faß,
da macht sich unsre Lotte
pitschepatschenaß.

Und oben die Sonne
hat drüber gelacht
und hat unsre Lotte
wieder trocken gemacht.

Das Gedicht erfassen alle Kinder sofort mit intimstem Verständnis, ähnliche Situationen haben alle schon mit größtem Vergnügen durchgemacht, und der Jubel ist darum so groß, weil dem Kinde hier aus dem Gedicht seine eigene wohlbekannte Welt entgegenlacht. Erhöht wird die Freude noch durch den Zauber der Form, der besonders stark wirkt im „Maiwunder“:

„Maikönig kommt gefahren,
in seinem grüngoldnen Wagen,
mit Saus und Gesinge.
Seine Zügel sind Sonnenstrahlen,
zwölf große blaue Schmetterlinge
ziehn ihn über Busch und Bach,
daß die weißen Blütenglocken
in seinen Locken
schwingen und springen.
und Hans guckt ihm nach
und hört sein Lied:
Wer zieht mit? zieht mit?“

Welch eine Musik in der Sprache, als ob man das Singen und Klingen wirklich hörte. Und welche Einfachheit und Ungezwungenheit der Diktion; kein unkindlicher Gedanke und kein unkindliches Wort in dem ganzen Gedicht. Durch den Wohlklang schmeicheln sich die Gedichte dem Kinde ins Ohr, so daß schon die Kleinen die Verse der meisten Gedichte spielend lernen.

Zwar wir schätzen nicht alle Gedichte gleich hoch ein. Der Onkel Wackelphahl, der zur Reichstagswahl geht, ist

eine unkindliche Vorstellung; der brave Strubel mit seiner Anspielung auf Hundeseelen mit „Demut, Biedersinn und Treue“ ist zu ironisch; auch Zwei Mäulchen, Zum Geburtstag, Der Reitersmann, Das richtige Pferd sagen uns nicht sehr zu, weil sie uns zu erdacht erscheinen; auch der „Schaukel“ gegenüber werden wir diese Empfindung nicht ganz los.

Von Paula Dehmel stammen noch die Verse im „Rumpumpel“, ein Buch für junge Mütter und ihre Kleinen. Die meisten Gedichte sind mehr für Mütter, um sie den Kindern vorzusagen. Dazu sind sie vorzüglich geeignet: sie haben einen einfachen Inhalt in einer einfachen Sprache von einem Klang und Rhythmus von seltener Schönheit. Gerade bei kinderreimartigen Gedichten ist die Grenze zwischen Reim und Gereimsel haarscharf. Es ist oft etwas Unsagbares, das nach der einen oder nach der andern Seite hin entscheidet. Es ist ein Gefühlsmäßiges, das oft den Ausschlag gibt. Bei den Gedichten von Paula Dehmel haben wir bis auf wenige Ausnahmen das Empfinden, daß die Dichterin über genügend Kraft der Phantasie und der dichterischen Gestaltung verfügt, um Reime von eigenem Wert zu erzeugen.

Dasselbe gilt von den Kinderliedern von Karl Ferdinands in „Ri-Ra-Rutsch“. Auch hier ist ein einfacher Sinn in eine einfache Form gebracht. Es finden sich in den Liedern hübsche Einfälle, die das Kind interessieren, die kindlich sind, ohne ins Kindische zu verfallen. In den Versen liegt es fast wie ein Zwang, sie laut zu lesen, so fallen sie ins Ohr.

Bei den Reimen von Wilhelm Kotzde in „Kiwitt“ dagegen drängt sich uns zu sehr das Gefühl der Nachahmung auf. Man kann die Reime zuweilen mit „musikalischen Täuschungen“ vergleichen, bei denen eine Melodie angefangen, aber dann unerwartet in eine andere übergeführt wird. Bedeutend besser wirken die mundartlichen Verse, die sehr viel origineller anmuten.

Wir sind damit bereits in die jüngste Dichtergeneration hineingeraten, die noch im Anfange ihres Schaffens steht, über deren Können ein abschließendes Urteil noch nicht

möglich ist. Wir können nur über die bereits erschienenen Werke berichten.

Von Ernst Weber (Lehrer, geb. 1873) liegt eine Sammlung seiner in Zeitschriften zerstreuten Kinderlieder noch nicht vor. Bekannt ist seine Anthologie „Der deutsche Spielmann". Er bietet darin eine reiche und gute Auswahl von Gedichten und Prosastücken, alle heftweise nach bestimmten Gesichtspunkten ausgewählt: Wald, Hochland, Meer, Soldaten, Arbeiter usw. Der Inhalt dieser Sammlung geht über den Rahmen des Kinderliedes weit hinaus, darum können wir hier nicht weiter darauf eingehen.

Ein sehr fruchtbarer Kinderlieddichter ist Hugo Egon Strasburger (Schriftsteller, geb. 1877). Er hat bereits im Jahre 1899 „Lieder für Kinderherzen" herausgegeben. Später folgten mit Trojan zusammen „Guck in die Welt" und gemeinsam mit Th. Etzel „Das fröhliche Tierbuch". Seine neueste Sammlung sind die „Kinderlieder für das Volk" (1905). Strasburger hat noch einmal empfunden, was andere bereits vor ihm empfunden und in bleibende Formen gebracht haben. Es ist einem bei seinen Gedichten immer, als ob man's schon einmal gelesen hätte. Dabei finden wir all die typischen Fehler, die wir schon bei denen erwähnt haben, die Kinderlieder in großer Zahl reimten.

Ähnlich verhält es sich mit Wolf-Harniers Kinderliedern in seinem „Haulemann" (1905). Wenn's die schönen Worte täten, so wären seine Gedichte gut. Was andere geprägt haben, finden wir bei Wolf wieder: die linden Lüfte, den holden Frühling, die wundersel'ge Frühlingszeit, die selige Kinderzeit, das herzige Veilchen, die lachende Au, die würzigen Düfte und süßen Sänge, die herrliche Gotteswelt, die holde Maienzeit, des Liedes Zauberklang, Maienduft und Lenzesluft, die Welt erwacht aus langem, langem Traum, das Veilchen aus bangen Träumen, der Lenz kommt über Nacht ganz leis und sacht, oder in der Nacht kam er still und sacht. Oder wenn's Äußerlichkeiten täten! Am Surren, Schnurren, Brummen, Kichern, Flüstern, Zwitschern, Summen, Kribbeln, Krabbeln, Trippeln, Trappeln,

— am Widwoida dideia, pickpickelnit, fitfit — am Juchheissa, juchhe, hurra fehlt es nicht. Aber Worte allein machen kein Gedicht — Gefühl ist alles, und am Gefühl fehlt's. Nicht so, als ob Wolf die Empfindungen, die er schildert, nicht gehabt hätte, aber er hat nicht die dichterische Kraft, sie in uns lebendig werden zu lassen, weil wir bei seinen Gedichten viel häufiger an andere Gedichte als an die Natur erinnert werden. Man wird bei seinem Sang nicht warm, man wird bei seinem Scherz nicht lustig; wenn aber ein Lied in uns keine Empfindungen weckt, so bleibt es für uns ein hohler Klang. Gewiß sind Strasburger sowohl wie Wolf-Harnier ein paar ganz hübsche Gedichte gelungen, von Wolf hat uns z. B. das Gedicht vom Pyrol gefallen; aber im ganzen ist ihre Dichtung doch, wenn auch unbewußt, Nachahmungskunst.

So haben wir die Kinderliedproduktion bis auf unsere Zeit verfolgt. Wir haben manchen Dichter, der es verdient hätte, erwähnt zu werden, ausgelassen — z. B. Georg Lang, in dessen „Hausschwalben" sich auch einige gute Kinderlieder finden, Friedrich Oldenberg, der zu verschiedenen Pletschbänden die Reime geliefert, Franz Bonn, der zu den meisten Meggendorferschen Bilderbüchern die Gedichte gereimt, Fritz und Emily Kögel, von denen die Verse zur „Arche Noah" stammen, Wolrad Eigenbrodt, der „Aus der schönen, weiten Welt" gedichtet, Ernst Kreidolf, der die Verse zu seinem „Blumenmärchen" und zum „Schwätzchen" selbst verfaßt hat u. a. m. — Sie alle stehen nicht in erster Reihe und für die Entwicklung des Kinderliedes sind sie von keiner Bedeutung.

Wenn wir das ganze Gebiet des Kinderliedes überblicken, so müssen wir zu dem Schluß kommen, daß nur ganz wenige Kinderliedsammlungen einzelner Dichter geeignet sind, als Ganzes in die Hände der Kinder zu kommen. Gerade beim kleineren Kind sollten wir besonders behutsam zu Werke gehen, wenn wir ihm Gedichte bieten. Darum scheint es uns erwünscht, dem Kinde eine Auswahl der besten zu geben. Diese Erkenntnis ist nicht neu, schon seit langem

gibt es Anthologien von Kinderliedern. Wir wollen im folgenden nur einige der besten nennen.

Von Güll und Reinick gibt es Auswahlen, die wir bereits erwähnten. — Schon 1850 stellte Scherer sein „Deutsches Kinderbuch“ zusammen, das in weitem Umfange den alten Kinderreim berücksichtigte. Dasselbe tat Dittmar in „Der Kinder Lust“ (1872). Im Jahre 1879 gab Maximilian Bern die Sammlung „Für die Kinderstube“ heraus; 1886 folgte sein Buch „Für kleine Leute“. Alle diese Sammlungen sind noch heute wertvoll; wenn wir auch manches daraus entbehren möchten und selbstverständlich aus den letzten Jahrzehnten nichts darin finden.

Zwei sehr gute Auswahlen aus neuerer Zeit sind Wilhelm Lobsien „Selige Zeit“ und Ernst Weber „Neue Kinderlieder“. Von beiden Dichtern stammen auch eigene Kinderlieder. Beide Sammlungen bieten Lieder von älteren und neueren Autoren, wobei Weber mehr die neueren berücksichtigt. Lobsien hat Lieder von Blüthgen, Dieffenbach, Falke, Flaischlen, Förster, Goethe, Groth, Güll, Mia Holm, Kögel, Kreibohm, Leander, v. Liliencron, Lobsien, Reinick, Anna Ritter, Rodenberg, Rückert, Seidel, Storm, Trojan, E. Weber, Zoozmann. Weber bringt Beiträge von Blüthgen, Cierjacks, Dehmel, Falke, Greif, Kayßler, Krohn, Kühl, Lang, Leander, Lohmeyer, C. F. Meyer, Morgenstern, Frida Schanz, Seidel, Trojan, E. Weber. — Wie der Kinderreim zum Kinderlied, so führt das Kinderlied zur Dichtung unserer großen Dichter. Der Übergang ist unmerklich. Wir haben, wenn wir unter Kinderlied ein Gedicht verstehen, das sich schon für kleinere Kinder eignet, im letzten Abschnitt die Grenze bereits vielfach überschritten. Manches angeführte Gedicht geht über den Horizont des kleinen Kindes hinaus, während wir andererseits bei den Klassikern sowohl wie bei den modernen Dichtern überall einzelne Gedichte finden, die schon von jüngeren Kindern erfaßt werden können. So läßt sich bei behutsamer Auswahl eine lückenlose Folge von wertvollen Dichtungen herstellen, die vom Kinderreim zu den feinsten Erzeugnissen unserer größten Dichter führen.

Kinderlied: Dichter.

Chr. F. Weiße, 1726—1804.
Lossius, 1735—1807.
Burmann, 1737—1805.
Bertuch, 1747—1822.
Chr. A. Overbeck, gest. 1821.
Anschütz, geb. 1780.
Fröbel, 1782—1852.
Rückert, 1789—1866.
Hey, 1789—1854.
Agnes Franz, 1794—1843.
Hoffmann v. F., 1798—1874.
Luise Hensel, geb. 1798.
Reinick, 1805—1852.
Güll, 1812—1879.
Gerok, 1815—1890.
Sturm, 1816—1896.
Kletke, 1813—1886.
Löwenstein, geb. 1819.
Enslin, geb. 1819.
G. Chr. Dieffenbach, 1822—1901.
J. Lohmeyer, 1835—1903.
Georg Lang, geb. 1836.
J. Trojan, geb. 1838.
H. Seidel, geb. 1842.
V. Blüthgen, geb. 1844.
G. Bötticher (v. Versewitz), geb. 1849.
G. Falke, geb. 1853.
Helene Binder, geb. 1855.
Cornelie Lechler, geb. 1857.
Frida Schanz, geb. 1859.
W. Eigenbrodt, geb. 1860.
R. Dehmel, geb. 1863.
Ernst Weber, geb. 1873.
H. E. Straßburger, geb. 1877.

Kinderlied: Zeittafel.

1765 Chr. F. Weiße, Lieder für Kinder.
1768 J. D. Leyding, Handbibliothek für Kinder (Anthologie).
1770 J. Fr. Schmidt, Wiegenlieder.
1772 Bertuch, Wiegenliederchen.
1772 Burmann, Kleine Lieder für kleine Mädchen.
1773 Burmann, Kleine Lieder für kleine Jünglinge.
1778 Campe, Abcbuch (mit 22 Fabeln).
1778 Pfeffel, Lieder für die Kolmarsche Kriegsschule.
1781 Chr. A. Overbeck, Fritzchens Lieder.
1786 R. Lossius, Lieder und Gedichte. Ein Etui für Kinder.
1813 Rückert, Fünf Märlein fürs Schwesterlein.
1833 Hey, Fünfzig Fabeln.
1835 Hoffmann v. F., Kindheit.
1836 Güll, Kinderheimat in Liedern.
1837 Hey, Noch fünfzig Fabeln.
1838 Reinick, Lieder eines Malers.
ca. 1840 Fröbel, Mutter- und Koselieder.
1843 Hoffmann v. F., 50 Kinderlieder.
1844 Reinick, Lieder.

1845 Reinick, Abcbuch.
1845 Hoffmann v. F., 50 neue Kinderlieder.
1846 Kletke, Kinderlieder.
1847 Hoffmann v. F., 40 Kinderlieder.
1848 Hoffmann v. F., 37 Lieder für das junge Deutschland.
1849—1852 Reinick-Bürckner, Jugendkalender.
1852 G. Chr. Dieffenbach, Kinderlieder.
1852 Hoffmann v. F., Kinderwelt in Liedern.
1859 Hoffmann v. F., Fränzchens Lieder.
1859 Güll, Kinderheimat II. Teil.
1860 Hoffmann v. F., Die vier Jahreszeiten.
1876 Blüthgen, Schelmenspiegel.
1877 Jul. Sturm, Buch für meine Kinder.
1879—1881 G. Chr. Dieffenbach, Aus dem Kinderleben.
1886 G. Chr. Dieffenbach, Fröhliche Jugend.
1886 J. Lohmeyer, Lachende Kinder.
1886 J. Lohmeyer, Kinderhumor.
1886 J. Lohmeyer, Fragemäulchen.
1886 J. Lohmeyer, Pudelnärrisch.
1886 J. Lohmeyer, Komische Tiere.
1886 J. Lohmeyer, König Nobel.
1886 J. Lohmeyer, Tierstruwwelpeter.
1887 G. Chr. Dieffenbach, Nesthäkchens Zeitvertreib.
1888 Lohmeyer-Schanz, Eine Prinzenreise.
1892 G. Bötticher (v. Versewitz), Wunderhold.
1892 G. Bötticher (v. V.), Wie die Tiere Soldaten werden wollten.
1893 J. Sturm, Kinderlieder.
1897 J. Lohmeyer, Kinderlieder und Reime.
1898 J. Trojan, 100 Kinderlieder.
1899 Strasburger, Lieder für Kinderherzen.
1900 Paula u. Richard Dehmel, Fitzebutze.
1900 Falke, Katzenbuch.
1901 Falke, Vogelbuch.
1901 Eigenbrodt, Aus der schönen weiten Welt.
1903 Strasburger-Trojan, Guck in die Welt.
1903 H. Seidel, Kinderlieder und Geschichten.
1903 Lohmeyer, 50 Kinderlieder.
1904 Blüthgen, Im Kinderparadies.
1904 Ferdinands, Ri-Ra-Rutsch.
1904 Paula Dehmel, Rumpumpel.
1905 Strasburger, Kinderlieder f. d. Volk.
1905 Wolf-Harnier, Haulemann.
1905 Kotzde, Kiwitt.

Biographien von Kinderlieddichtern.

Christian Felix Weiße.
1. Selbstbiographie, 1806.
2. Chr. F. Weiße von Minor.

Friedrich Rückert.
1. C. Beyer, Fr. R., ein biograph. Denkmal (Frankft. 1868).
2. Boxberger, Rückertstudien (Gotha, 1878).
3. G. Kinkel, Fr. R., eine Festrede (Zürich, 1867).

Wilhelm Hey.
1. Ludwig Göhring, W. H. im Anhang zu: „Die Anfänge der deutschen Jugendliteratur“. Nürnberg, 1904. (Zuerst erschienen im Pädagogium 1889).
2. Bonnet, Der Fabeldichter W. H. (Gotha, 1885).

August Heinrich Hoffmann v. Fallersleben.
1. Selbstbiographie „Mein Leben“. 6 Bde.
2. H. v. F. von Ludwig Göhring im Anhang zu: „Die Anfänge der d. Jgdl.“. (Zuerst ersch. im Praktischen Schulmann, 1891.)
3. Gottschall, Porträts und Studien, Bd. 5 (Lpz. 1876).

Friedrich Güll.
1. Julius Lohmeyer in „Deutsche Jugend“ (1880).
2. Ludwig Göhring, Fr. G. im Anhang zu: „Die Anfänge der deutschen Jugendliteratur.“ (Zuerst erschienen im Praktischen Schulmann, 1891.)
3. F. v. Borstel, Fr. G. in der Jugendschriften-Warte.
4. Gärtner, Fr. G. (München, 1890).

Robert Reinick.
Berthold Auerbach, Biographie in „Lieder von Robert Reinick“ (5. Aufl., Berlin, 1863).

Karl Gerok.
Gustav Gerok, K. G., ein Lebensbild (Stuttg. 1892).

Jul. Sturm.
Hepding, J. St. (Gießen, 1896).

Das Märchen.

Wenn wir von Märchen hören, so denken wir alle in erster Linie an die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, an Sneewittchen und Rotkäppchen, an Dornröschen und Aschenputtel — die Vertrauten unserer Jugend. Und in der Tat bedeutet die Sammlung der Brüder Grimm nicht nur die Wiedergeburt des deutschen Volksmärchens, sie ist auch gleichzeitig der Höhepunkt desselben. Bis zu den Zeiten der Brüder Grimm war das Märchen selbst das Aschenputtel gewesen, das verachtet im Winkel des Herdes saß. Wohl waren vorher auch Märchen herausgegeben, aber es waren keine Volksmärchen, man hatte sie des schönsten Schmucks, des Volkstümlichen, beraubt, indem man sie bearbeitete.

Wir wollen zunächst kurz die Zeit vor Grimm betrachten. Daß in Deutschland seit alters her Märchen erzählt wurden, beweisen verschiedene Zeugnisse. Wahrscheinlich sind Märchen im 10. Jahrhundert schon dagewesen. Im Gudrunlied erzählt Wate, als die Schiffe nach Givers an den Magnetfelsen treiben, tröstend ein Schiffermärchen, das er als Kind gehört, von dem großen, schönen Königreich zu Givers, (Strophe 1128—30). Luther sagt: „Ich möcht mich der wundersamen Historien, so ich aus zarter Kindheit herübergenommen, oder auch wie sie mir vorgekommen sind in meinem Leben, nicht entschlagen, um kein Geld". Im Wendunmuth (1581) spricht Kirchhoff von einem Märchen, das er in seinen kindischen Jahren spinnende Maidlein abends hat sagen hören. Fischart sagt in Gargantua (1575) vom fernigen Schnee, wie er's vom Großvater Hackleback (auf

des Großvaters Bein reitend) gehört hat. Aber Aufzeichnungen, Sammlungen solcher Märchen finden wir in Deutschland nicht.

In andern Ländern dagegen haben wir solche Sammlungen, die, wenigstens zum Teil, aus dem Volk geschöpft sind, und die wir hier erwähnen müssen, da sie nicht ohne Einfluß auf Deutschland geblieben sind.

Zunächst müssen wir Indiens gedenken. Indien besaß drei große Erzählwerke: Vikramatscharitra, Çukasaptai, Pantschatantra. Der Çukasaptai (die 70 Erzählungen des Papageien) gingen zum Teil in das persische Tuti Nameh (Papageienbuch) über. Das Pantschatantra (die fünf Bücher), das sicher vor dem 6. Jahrhundert n. Chr. schon bestand, wurde verschiedentlich verändert und überarbeitet und übersetzt. Wohl die älteste Übersetzung ist das arabische „Kalilah und Dimnah" oder „Fabeln des Bidpai". Nach der arabischen wurde eine ziemlich getreue hebräische Übersetzung gefertigt, diese wurde durch Johann v. Capua ins Lateinische übertragen und diese dann sehr gut ins Deutsche übersetzt, im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts. Sie hat lange Zeit eine Rolle gespielt, später wurde ihr Andenken verdrängt. Auf den Einfluß indischer Märchen auf europäische kommen wir noch zurück.

Im Mittelalter entstand das berühmte arabische Märchenbuch „Tausend und eine Nacht". Zusammengestellt wurde es um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Es bietet wahrscheinlich keine reine Überlieferung, sondern es enthält viel absichtliche Erfindung. Zum Teil beruht es auf einem sehr alten persischen Werke, den tausend Abenteuern, in dem sich z. B. das Märchen von Kalaf findet (vgl. Schillers Turandot). Die Märchen aus 1001 Nacht wurden im Anfang des 18. Jahrhunderts durch Galland teilweise ins Französische übertragen oder vielmehr frei nacherzählt. Sehr bald waren Gallands Märchen in die meisten europäischen Sprachen übersetzt und zugleich in vielen Bearbeitungen der Jugend zugänglich gemacht. 1822 gab Gautier die Gallandsche Übertragung stark vermehrt heraus. Von

Habicht, von der Hagen und Schall brachten von 1824 an eine deutsche Ausgabe, die sich hauptsächlich auf Gautier stützte. Die erste annähernd erschöpfende und zuverlässige deutsche Übersetzung aus dem Arabischen lieferte Weil (1839—42). Eine möglichst vollständige und wenig bearbeitete Übersetzung bietet auch Max Henning in der Ausgabe bei Reclam (1895).

Alle vollständigen und unbearbeiteten Ausgaben sind für die Jugend ausgeschlossen. Die orientalische Sinnlichkeit tritt in den Märchen ganz stark hervor. Die Untreue der Frauen, die Freuden der Hochzeitsnacht, Verführungen und Entführungen sind beliebte und mannigfach verwendete Stoffe. Daneben waltet in den Märchen eine ungezügelte Phantasie, vom Wirklichen bis zum Unmöglichen schwebt die Einbildungskraft auf und nieder, das Unglaublichste wird an Häufung des Wunderbaren geleistet, von Abenteuer zu Abenteuer werden wir mit fortgerissen. „Aber bei weitem die meisten sind doch dem Inhalt nach trefflich, der Darstellung nach reizend und von großer Schönheit. Man kann die glühenden Farben, den Duft einer ungestört aufblühenden Phantasie, das überall durchatmende Leben nicht genug loben". (W. Grimm.) Und dann finden wir auch Märchen von psychologischer Tiefe, wie das bekannte Märchen Abdallah und einige Erlebnisse des Harun Arraschid. Es lohnt sich daher wohl, die besten Märchen auszuwählen und für die Jugend zu bearbeiten. In neuester Zeit hat Wilhelm Spohr nach Weils Übersetzung eine solche Bearbeitung vorgenommen (Schaffsteins Volksbücherei, 4 Bände à 1 ℳ). Von den uns bekannten Ausgaben für die Jugend ist diese die beste.

Ferner sind für uns von Interesse noch zwei italienische und zwei französische Sammlungen.

Giovan Francesco Straparola aus Caravaggio im Mailändischen gab um 1550 „Ergötzliche Nächte" heraus, d. h. eine Sammlung von Geschichten, von denen die Mehrzahl älteren italienischen Novellenschreibern nacherzählt, etwa 20 aber wirkliche aus dem Volk geschöpfte Märchen sind. Die

Sammlung enthält z. B. Der Gauner (dem Grimmschen Meisterdieb entsprechend), Meister Scarpacificio (das Bürle), König Schwein (Hans, mein Igel), Der Waldmann (der Eisenhans), Die drei Brüder (die vier Brüder).

Noch wertvoller ist der in neapolitanischem Dialekt geschriebene „Pentamerone" des Giambattista Basile (1637), der 50 Märchen enthält, gut erzählt, von denen Basile in der Einleitung sagt, es seien Geschichten, wie sie die alten Weiber zur Unterhaltung der kleinen Kinder erzählten. Etwa zwei Drittel finden sich in ihren Grundzügen auch im Deutschen; z. B. Der wilde Mann (Tischlein deck dich), Aschenkätzchen (Aschenputtel), Das Ziegengesicht (Marienkind), Die Küchenmagd (Sneewittchen), Der Gevatter (Das Bürle), Sonne, Mond und Tahia (Dornröschen). — Eine Übersetzung des Pentamerone lieferte Felix Lieberecht (Breslau, 1846.)

Die beiden französischen Sammlungen stammen von dem gelehrten Charles Perrault (1633—1703) und der Gräfin Aulnoy (1650—1705). Perraults Sammlung „Erzählungen meiner Mutter Gans" (1697) sind rein aus dem Mündlichen aufgefaßt, ohne bedeutende Zusätze; sie enthält u. a. Die schlafende Schöne im Walde (Dornröschen), Blaubart, Rotkäppchen, Der gestiefelte Kater, Aschenputtel, Der kleine Däumling. — Die Gräfin Aulnoy hat in ihren „Feenmärchen" (ca. 1700) den Stoff willkürlicher behandelt und nicht so einfach erzählt. — Im Jahre 1780 erschienen in Berlin „Einige Feenmärchen für Kinder", die Übersetzungen des Perrault und der Gräfin Aulnoy enthalten.

In Deutschland war mit der Volkspoesie auch das Märchen immer mehr zurückgegangen. Einesteils war es eine Folge der Bildung, die vorwiegend auf das Verstandesmäßige ging, daß man die rechte Freude am Überlieferten verlor. Die Sagen, Märchen und Lieder galten bald für gemein, auch im Volke selbst. Dazu kamen die schweren Tage, die seit dem 16. Jahrhundert über Deutschland hereinbrachen, dabei keine Schule und kein Unterricht, der die absterbende Überlieferung hätte ersetzen können. Als dann

am Anfang des 18. Jahrhunderts die Aufklärung begann, da gab man sich nicht zufrieden damit, dem Aberglauben die Gewalt zu nehmen, sondern die Gebildeten verlachten sogar die Märchen und Sagen als alberne, dumme, abergläubische Geschichten und verleideten sie dadurch dem Volk. Erst zur Zeit der Klassiker bereitete sich allmählich ein Umschwung vor. Wieland noch sagte 1786: „Ammenmärchen im Ammenton erzählt mögen sich durch mündliche Überlieferung fortpflanzen, aber gedruckt müssen sie nicht werden." Der freisinnige Herder aber, dem die Volkspoesie so viel verdankt, schätzt auch die Märchen anders ein. Er sagt: „Im Märchen liegt eine ewige Ernte an Lehren der Weisheit. Keine andere Dichtungsart versteht dem menschlichen Herzen so feine Dinge so fein zu sagen, wie das Märchen. — Ein Kind, dem Märchen nie erzählt worden sind, wird ein Stück Feld in seinem Gemüt behalten, das in spätern Jahren nicht mehr angebaut werden kann."

Musäus war der erste, der in seinen „Volksmärchen der Deutschen" (1782) das Gut zu heben suchte, das im Volk schlummerte. Er benutzte die mündliche Überlieferung, aber er durchsetzte sie mit witzigen und geistreichelnden Bemerkungen, so daß auch Wieland, der hier Geist von seinem Geist verspürte, diese Märchen lobend besprach. Da dieselben mehr Sagencharakter haben, werden wir bei den Sagen darauf zurückkommen (vgl. Seite 172). Erwähnenswert sind noch die „Ammenmärchen" (1799) von Vulpius, dem Schwager Goethes, von denen wenigstens einige auf mündlicher Überlieferung zu beruhen scheinen.

Und dann kam die Zeit, in der es kein deutsches Reich mehr gab, in der Deutschland völlig zerrissen war, die Zeit, in der sich die fähigsten Köpfe aus dem öffentlichen Leben zurückzogen und sich in die Studierstube vergruben. Das deutsche Volksgemüt aber suchte, was ihm denn aus alter Zeit geblieben sei, um daraus neue Kraft und Hoffnung für die Zukunft zu sammeln. Die alten Volkslieder, die alten Volks- und Heldensagen wurden gesammelt. Und da begab

es sich, daß zwei gelehrte Forscher mit der Wünschelrute in der Hand durch das Land zogen und im Volke den lebendigen Quell zu wecken suchten, aus dem die alten Märchen sprudelten. Die Brüder Grimm begannen ihr unsterbliches Werk, die Sammlung der Kinder- und Hausmärchen. Sie fingen etwa um das Jahr 1806 an zu sammeln, indem sie sich die Märchen erzählen ließen und sie dann nachschrieben. Sie selbst sagen darüber:

„Was die Weise betrifft, in der wir gesammelt haben, so ist es uns zuerst auf Treue und Wahrheit angekommen. Wir haben nämlich aus eigenen Mitteln nichts hinzugesetzt, keinen Umstand und Zug der Sage selbst verschönert, sondern ihren Inhalt so wiedergegeben, wie wir ihn empfangen hatten; daß der Ausdruck und die Ausführung des einzelnen großenteils von uns herrührt, versteht sich von selbst, doch haben wir jede Eigentümlichkeit, die wir bemerkten, zu erhalten gesucht, um auch in dieser Hinsicht der Sammlung die Mannigfaltigkeit der Natur zu lassen." (Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Vorrede.)

Die Brüder sammelten hauptsächlich in Hessen, in der Main- und Kinziggegend und der Grafschaft Hanau. Doch wurde ihnen von Freunden auch manches übersandt, so schickte der Hamburger Maler Otto Philipp Runge die beiden köstlichen plattdeutschen Märchen „Von dem Fischer un syner Fru" und „Von dem Machandelboom". Im Jahre 1812 erschien der erste Band. Achim von Arnim war es besonders gewesen, der sie zur Herausgabe drängte.

Schon nach zwei Jahren (1814) war der zweite Band vollendet. Er kam schneller zustande als der erste, teils weil das Buch sich selbst Freunde verschafft hatte, die es nun unterstützten, teils weil sie das Glück begünstigte, das gewöhnlich beharrlichen und fleißigen Sammlern beisteht. So lernten sie im Dorfe Niederzwehrn bei Kassel eine Bäuerin kennen, die ihnen die meisten und schönsten Märchen des zweiten Bandes erzählte. „Die Frau Viehmännin war noch rüstig und nicht viel über 50 Jahre alt. Ihre Gesichtszüge

hatten etwas Festes, Verständiges und Angenehmes, und aus großen Augen blickte sie hell und scharf. Sie bewahrte die alten Sagen fest im Gedächtnis. Dabei erzählte sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig, mit eigenem Wohlgefallen daran, erst ganz frei, dann, wenn man es wollte, noch einmal langsam, so daß man ihr mit einiger Übung nachschreiben konnte. Manches ist auf diese Weise wörtlich beibehalten." Während der Arbeit für den zweiten Band hatten die Brüder reichliche Nachträge zu dem ersten erhalten, auch viele bessere Fassungen von Märchen des ersten Bandes. Daher wurde der erste Band fast ganz umgearbeitet, „das Unvollständige ergänzt, manches einfacher und reicher erzählt".

Die Brüder Grimm waren die ersten, die den Inhalt der Märchen mit solcher Treue wiedergaben. Vor ihnen waren von andern nur ein paar zufällig erhaltene Märchen mitgeteilt — so gab Büsching 1812 „Volkssagen, Märchen und Legenden" heraus, darin sich auch fünf Märchen fanden: Machandelboom, Fischer un syner Fru, der Popanz (bei Grimm: Teufel mit den goldnen Haaren), die Padde (die drei Federn), Bauer Kibitz (das Bürle). — Oder die Märchen waren als roher Stoff benutzt, um größere Erzählungen daraus zu bilden (z. B. Musäus, Brentano, Tieck, Fouqué, siehe unten). Die Brüder Grimm veränderten auch, aber es war ein Umformen, wie es in jeder Überlieferung liegt: jeder Mund erzählt anders. Aber sie haben den Charakter der Märchen nicht verändert; ihre Tätigkeit war auswählend, zusammenfassend und redigierend. Erst dadurch, daß die Märchen von ihnen in ihrer bestimmten Gestalt dem Volke dargeboten wurden, sind sie wieder zum Eigentum des Volkes geworden.

Wie sind die Märchen entstanden? Nach Grimm, Uhland, Müllenhoff u. a. sind sie entstanden aus mündlicher prosaischer Erzählung der Helden- und Göttermythen, als diese herabsanken. Elemente aus den verschiedenen Sagen und Mythen wurden zusammengefügt, je mehr der phantastische Charakter des Märchens sich entwickelte. Es sind hier Ge-

danken über das Göttliche und Geistige im Leben aufbewahrt, alter Glaube und Glaubenslehre in das epische Element getaucht und leiblich gestaltet.

Es erscheint auch so natürlich, daß die alte Götterlehre, an der das Herz des Volkes hing, in der es so lange Trost und Kraft gefunden, ihre Spuren im Volksbewußtsein zurückließ, als die neue Lehre ihnen oft gewaltsam übermittelt ward. Da wurden die Jöten zu Riesen, die Walküren zu Schwanenjungfrauen, die Nornen wurden weise Frauen oder böse Zauberinnen, die Göttin Holda, die in Quellen und Tiefen haust und Segen und Unheil spendet, finden wir in der Frau Holle wieder. Den Mythus, daß eine feindliche Macht die Erde im Winter in todesähnlichen Schlaf versenke, aus der der strahlende Sonnengott sie zu neuem Leben erweckt, diesen Mythus, der in der Heldensage in Sigurd und Brünhild vermenschlicht ist, erkennen wir im Märchen von Dornröschen.

Spätere Forscher haben das Vorhandensein des Mythischen im Märchen zum mindesten in größerem Umfange bestritten; besonders darum, weil dieselben Märchen in ganz verschiedenen Gegenden bei ganz verschiedenen Völkern auftreten. Nicht nur die abendländischen Völker, auch die Araber, Perser und vor allem die Inder haben zum sehr großen Teil dieselben Märchen, ja sogar in den Märchen, die von den Negern in Bornu und den Betschuanen in Südafrika bekannt geworden sind, erblickt man eine nicht wegzuleugnende Ähnlichkeit mit den deutschen. Die Märchen, die nur einem Lande angehören, sind selten. Diese Tatsachen waren auch den Brüdern Grimm bekannt, wenn auch nicht in dem heutigen Umfange.

Wenn es sich bei der Übereinstimmung nur um den Grundgedanken handelte, so könnte man sagen: es gibt Zustände, die so einfach und natürlich sind, daß sie überall wiederkehren, wie es Gedanken gibt, die sich wie von selbst einstellen; daher konnten sich auch in den verschiedenen Ländern sehr ähnliche Märchen erzeugen — ganz unabhängig voneinander. In der Tat begegnet man Märchen

dieser Art, besonders Tiermärchen. Auch Mythisches finden wir in den Märchen anderer Länder. So ist Rotkäppchen in seiner frühesten indischen Form die Abendröte, die von der Nacht verschlungen wird, den Räuber erschießt am Morgen Indra mit seinen Sonnenpfeilen, so daß er die Beute fahren lassen muß, die nun als Morgenröte neu ersteht. Aber in vielen Fällen ist die besondere Gestaltung so ähnlich, die Gleichheiten sind oft so eigentümlicher Art, daß die Annahme einer bloß scheinbaren Verwandtschaft nicht zulässig erscheint.

Auch heute ist der Zusammenhang nicht völlig geklärt. Nach den Untersuchungen des Orientalisten Theodor Benfey, der die Sammlung „Pantschatantra", fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen aus dem Sanskrit übersetzt hat (Leipzig 1859), sind sehr viele, vielleicht die meisten europäischen Volksmärchen teils geradezu indische, teils aus indischen hervorgegangen, oder durch sie veranlaßt. Durch ihre innere Vortrefflichkeit, sagt Benfey, scheinen die indischen Märchen fast alles, was etwa Ähnliches bei den verschiedenen Völkern, zu denen sie gelangten, schon existierte, absorbiert zu haben; kaum daß sich einzelne Züge in die rasch angeeigneten und nationalisierten fremden Gebilde gerettet haben mögen.

Gegen die Benfeysche Theorie, daß die meisten abendländischen und morgenländischen Märchen aus Indien stammen und dort entstanden seien, hat sich lebhaftes Mißtrauen erhoben. Besonders englische Forscher leugnen den dominierenden Einfluß der indischen Märchen auf die anderer Völker, die Märchen seien überall entstanden.

Das letztere nehmen auch neuere deutsche Forscher an. Die Frage nach dem Ursprung der Märchen hat in neuester Zeit besonders Friedrich von der Leyen in geistvoller Weise behandelt, indem er besonders die Märchen und Sagen und Sitten und Gebräuche und den Aberglauben der Naturvölker heranzieht. Wie die Mythologen seit längerer Zeit geneigt sind, die ältesten Formen der Religion in Seelen-

kult, Zauberei und Albtraumglauben zu suchen und die Entstehung dieser Erscheinungen noch vor die Entstehung der Mythen zu legen, so sagt Leyen, daß die ältesten Vorstellungen über Traum und Wachen, über Schlaf und Tod auch die Anfänge des Märchens seien. Es ist die Vorstellung, daß die Erlebnisse des Traumes und die des Wachens die gleiche Wirklichkeit und Glaubwürdigkeit besitzen, die Vorstellung auch, daß im Menschen ein schattenhaftes Ding lebt, die Seele, die in den Leib eingeschlossen ist, während wir wachen, die den Leib verläßt, während wir schlafen, die frei umherstreift und -fliegt und seltsame Erlebnisse hat, während wir träumen, die sich endlich, wenn wir tot sind, vom Leib für immer trennt, um in der Welt frei umherzuschweben oder um in andere Gestalten einzugehen.

In den Träumen finden sich eine große Zahl von Märchenmotiven wieder: die Qualen durch Ungeheuer, durch Versagen der Gliedmaßen, durch Drohen unbekannter Mächte, durch Verfolgungen, durch unmögliche Aufgaben und Forderungen. Aber der Traum schenkt uns auch ungekannte und überirdische Seligkeiten, er führt uns schwebend über die Welt, er führt uns in Jubel und Wonnen und Wunder des Paradieses, aber bald führt uns der Morgen in die öde Wirklichkeit zurück. In der Erzählung und Wiedererzählung solcher lebhaften und sonderbaren Träume verblaßt die Erinnerung an die Herkunft der Träume, und so wächst aus dem Traum oft liebliche und schaurige, tiefe und ernste Poesie empor.

Von besonderer Bedeutung für die Entstehung der Märchenmotive waren die Zauberer, die Traumzustände selbst herstellen können. Ein solcher Zauberer kann willkürlich die Seele vom Körper scheiden, und er kann sie schicken, wohin er will, in Himmel und Hölle, in Pflanzen, Tiere und andere Menschen — so entfaltet er eine unbegrenzte Verwandlungsfähigkeit — vgl. die Verwandlungsmärchen. — Er kann aber auch einen fremden Geist in sich hineinschicken: er ist von ihm besessen. Er kann ferner auch andere

verwandeln. [Vgl. die Sage v. d. Kirke.] — In solchen Berichten über Zauberei haben wir wieder den Ursprung vieler Märchen zu suchen.

Ferner spiegeln viele Märchen die Anschauungen primitiver Völker über die Seele und ihren Sitz im Körper wieder: die Seele ist gleich dem Hauch, dem Wölkchen, einer Maus, einer Schlange, einem Vogel, sie lebt im Schatten, im Speichel, im Blut: daher antworten Blutstropfen statt der Menschen usw. Etwas von der Seele lebt in den Haaren (Kraft), in den Knochen (derselbe singt die Untaten), selbst im Gewand (wer das Gewand besitzt, hat Macht über den Betreffenden), im Bilde. Auch im Spiegel wohnt Zauberkraft, da er das Bild besitzt. — Auch im Namen: wer meinen Namen weiß, hat Gewalt über mich, spreche ich meinen Namen aus, so gebe ich etwas von meiner Seele her. Auch Tiere und Pflanzen haben eine Seele, in die Menschenseelen geschickt werden können; im Märchen sind viele Menschen tags über Tier, nachts Menschen. Ferner ergeben sich aus dem Verhältnis der primitiven Völker zur Natur viele Märchenmotive. Absonderlich gebildete Felsen, besondere Eigenschaften von Pflanzen und Tieren werden märchenhaft erklärt (warum der Rabe schwarz wurde usw.). Ferner Naturerscheinungen: Wechsel von Nacht und Tag, Sonne, Mond und Sterne, besonders Sternbilder.

Auch das alltägliche Leben, so gleichmäßig und abwechslungsarm es auch war, die alltäglichen Menschen, so ähnlich einer dem andern auch sah, hatten doch alle ihre Besonderheiten, und diese Besonderheiten hielt die Überlieferung und Dichtung fest: ungewöhnliche Klugheit (Rätselfragen), ungewöhnliche Dummheit, außergewöhnlich scharfe Sinne usw.

Auch schon die ältesten Völker haben sich wohl in ihren Märchen an Wunschdingen erlabt, z. B. an sich selbst dekkenden Tischen, nie endenden Braten, unendlichem Reichtum usw. Auch verschiedene Stände und Berufe hatten ihre Märchen: Jäger, Schiffer (Abenteurermärchen!), Räuber, Richter, Baumeister, Priester (Opfersagen).

So kommt v. d. Leyen zu dem Schluß, daß „viele unserer Märchenmotive sich aus der Urzeit des Menschen, aus allem, was ihm damals wirklich war, aus seinem Leben, aus der Natur, wie er sie sah, und noch öfter aus seinem Wahn, seinem Aberglauben und seinen Träumen lösten. Es klingt das gewiß überraschend, daß auch die Heimat des Märchens nur unsere Wirklichkeit und deren wache und geträumte Erlebnisse sein sollen — die Heimat desselben Märchens, das uns so wirklichkeitsfremd und phantastisch geworden — aber diese Erkenntnis ist so wahr, daß man sich mit Hilfe unserer Sagen und Märchen das Leben und die Psyche des Urmenschen wieder vorstellen kann“.

Daneben bleibt von der Benfeyschen Theorie bestehen, daß in der Tat viele unserer Märchen aus Indien stammen. Aber es erklärt sich zugleich die Tatsache, daß beim Übertritt der indischen Märchen nach Europa fast immer ein spezifisch neues Moment auftritt: die vorhandenen Märchen haben offenbar starke Modifikationen der Form durchgesetzt und so den Eindringlingen den Stempel nationaler Eigenart aufgedrückt.

Welche Resultate aber auch die Märchenforschung ergibt, das eine bleibt bestehen: die Volksmärchen sind ein nationaler Schatz, den wir hüten und pflegen müssen; sie bedeuten für jeden, der sich an ihnen erfreuen durfte, ein Stück Jugendglück. „Was so mannigfach und immer wieder von neuem erfreut, bewegt und belehrt hat, das trägt seine Notwendigkeit in sich.“

Was ist es, das die Kinder und das auch uns Erwachsenen immer mit unwiderstehlicher Gewalt in den Bann des Märchens geraten läßt? Es sind verschiedene Gründe. Nicht der letzte ist der, daß das, was als Sehnsucht im Kinde, als phantastischer Wunsch in uns lebt, im Märchen Gestalt gewinnt. Wer hat noch nicht den Wunsch gehabt, Reichtum und Macht und Ehre zu gewinnen? Das Märchen gewährt es: es läßt den Schneider König werden und wirft dem armen Mädchen unermeßlichen Reichtum in den Schoß.

Und wer hat noch nicht davon geträumt, mit Windesschnelle durch die Welt zu eilen, über Berg und Tal zu fliegen, in Himmel und Hölle zu dringen, die Sprache der Tiere zu verstehen? Im Märchen wird der Traum Wirklichkeit. Und nun erst die Wünsche der Kinder! Ein goldenes Kleid zu haben, in einem Schloß zu wohnen oder gar in einem Hause, das ganz aus Zucker und Kuchen besteht, ein Tischlein deck dich zu besitzen, ein Prinz oder eine Prinzessin zu sein — das Märchen macht es möglich.

Und nicht nur in der äußeren, auch in der moralischen Welt erfüllt das Märchen unsere Wünsche. Immer wieder wird in uns die Forderung lebendig, daß das Gute wie das Böse jedes seinen verdienten Lohn empfange. Daß es in Wirklichkeit nicht so ist, löst in unserm tiefsten Innern stets eine Empörung aus. Beim Kinde ist das in noch höherem Grade der Fall. Das Kind hat einen primitiven Gerechtigkeitssinn, es kennt kein Abwägen, es hat kein Verständnis für komplizierte Fälle, ihm ist etwas gut oder böse, und danach muß sich Lohn und Strafe richten. Das Märchen gibt nur einfache Fälle, es gibt nur die Grundprobleme: die Faulheit wird verachtet, die Bosheit richtet sich selber zugrunde, die Treue erhöht sich und andere, und die Liebe bricht den schwersten Zauber, — die Güte, die Unschuld ist immer etwas Verdienstvolles und sie triumphiert am Ende doch, das Böse ist unter allen Umständen verwerflich und findet schließlich seine Strafe. Das Märchen darf eine solche kindliche Vergeltung üben. Wo der Bauernjunge König wird, da nimmt es uns auch nicht wunder, daß die Lösung eine Vergeltung bringt, die wohl unwirklich und oft unerwartet ist, die aber unserm innersten Wunsche entspricht und die der Welt des Märchens durchaus angemessen ist. — Die Beurteilung aber ändert sich sofort, sobald der Erzähler uns Menschen und Vorgänge schildert, die der Welt der Wirklichkeit entnommen sind. Übt der Verfasser da eine Vergeltung, wie sie der Idee des Märchens entspricht, so fälscht er das Weltbild, seine Erzählung wird künstlerisch unwahr — der schlimmste Vorwurf, der ein Kunstwerk treffen kann.

Die Erfüllung unserer Sehnsucht im Märchen ist nur möglich durch das unbeschränkte Walten der Phantasie — und das ist das zweite Moment, durch das uns das Märchen gefangen nimmt. Das Märchen ist ein Spielen mit dem Reiz des Phantastischen und Wunderbaren, es kennt nicht die hemmenden Schranken der umgebenden Wirklichkeit, es besiegt diese Schranken, so wie wir im Traum sie überwinden. Jede Fessel von Zeit und Raum ist gelöst, jede Kraft und Fähigkeit erhöht, wir aber folgen der Phantasie durch Wunder und Welten, als wenn es die natürlichsten Dinge wären. Nirgends aber finden wir im Volksmärchen ein Ausarten der Phantasie, wie wir es zuweilen bei orientalischen und bei Kunstmärchen beobachten. Auch das Wunderbare hält sich innerhalb gewisser Grenzen, es wird nie sinnlos gehäuft.

Denn was wir im Märchen als drittes Moment bewundern, ist die Darstellung, deren höchster Zauber die Einfachheit ist. Einfach ist die Handlung, trotz aller Wunder; sie setzt sofort ein, schreitet, dramatisch bewegt, rasch und sicher von Situation zu Situation fort und fesselt uns bis zum Schluß. Jedes Märchen fast ist ein kleines Drama.

Einfach sind auch die Personen, ihre Charaktere sowohl als ihre Lebensverhältnisse: das unschuldige, verfolgte Kind, die böse Stiefmutter, die gute Fee, die schlimme Hexe, der dumme Hans, die kluge Grete, der Bruder Lustig. Räuber, Riesen und Zwerge, Könige und Prinzen und Prinzessinnen. Und ob König oder Bauer, ihrem Wesen nach sind sie gleich, nur die Krone unterscheidet sie, denn die muß der König nach der Vorstellung des Kindes stets auf dem Kopfe tragen.

Einfach ist die Szenerie des Märchens: Nahe bei dem Schlosse lag ein großer Wald, und in dem Walde unter einer alten Linde war ein Brunnen. — Wo der Wald am dunkelsten war, fanden sie ein kleines verwünschtes Häuschen. — Oder es ist eine Hütte an der See, ein Häuschen am Waldessaum, eine Insel im Meere. Aber alles, was die Welt schön

macht, finden wir im Märchen, und ein tiefes Naturgefühl spricht aus ihm.

Und einfach, aber voll Wohllaut, ist die Sprache. Mit wenig Strichen werden die Märchengestalten uns vors Auge gezaubert und ängstlich ist jedes überflüssige Ausschmücken vermieden. Die Klarheit und Schlichtheit der Sätze, durch die mit feinem Verständnis der Eindruck des Erzählten und mit Sicherheit der volkstümliche Ton getroffen wurde, die Prägnanz des Ausdrucks, der jeder Situation angemessen ist, üben einen außerordentlichen Reiz aus. Man muß es beobachtet haben, mit welch naivem Erstaunen Erwachsene aufhorchen, wenn ihnen unvermutet ein Grimmsches Märchen vorgelesen wird — und man wird begreifen, daß man an dieser Sprache nicht ändern darf.

Endlich müssen wir des Humors gedenken, der im Märchen waltet. In seinen Dienst muß sich alles stellen, der König und der Bauer, die Prinzessin und die Küchenmagd, selbst Gott und der Teufel; besonders aber sind es die Tiere, deren Komik uns lachen macht. Und eine tiefe Weisheit birgt das Märchen: das Lachen ist heilig; wer nicht lachen kann, ist verdächtig. „Sie könnte doch einmal lachen, aber wer nicht lacht, der hat ein böses Gewissen.“ Der frohe Sinn führt siegreich über Schwierigkeiten hinweg, Lachen befreit und Humor erlöst und Mutterwitz besiegt den Gegner. Unübertroffen ist das Märchen an Laune, Witz und Frische des Herzens. Sein Humor ist voll Mitleidenschaft für das Kleinste.

Wir können uns heute kaum denken, daß gegen die Märchen erhebliche Bedenken erhoben worden sind, und wir sind leicht geneigt, ohne tiefere Prüfung über die Bedenken hinwegzugehen. Aber wir dürfen doch nicht vergessen, daß dieselben zum Teil von Männern geäußert werden, deren Worte wohl Beachtung verdienen.

Daß Mohammed im Koran alle Märchen verbietet, hat für uns weniger Bedeutung, da einerseits die orientalischen Märchen besonders phantastisch und sinnlich sind, und andererseits die weiche Ruhe, der bequeme Müßiggang

und die große Sinnlichkeit der Orientalen durch ihre Märchen ungewöhnlich stark gefördert werden können.

Auch Rousseau wird zu den Gegnern der Märchen gezählt, wenn sich auch seine Ausführungen im Emil (2. Buch) auf Fabeln beziehen. Er sagt da: „Kindern muß man die nackte Wahrheit sagen. Sobald man dieselbe mit einem Schleier umhüllt, bemühen sie sich nicht mehr, denselben zu lüften.“

Als Gegner der Märchen äußert sich auch Kant: „Die Einbildungskraft der Kinder ist ohnedies stark genug und braucht nicht durch derartige Erzählungen noch mehr gespannt zu werden. Die Kinder sind nicht in ein Reich der Täuschung, sondern in das der Wahrheit einzuführen, und dieses hat ja des Interessanten und Wunderbaren so viel, daß man nicht zu Märchen seine Zuflucht zu nehmen braucht.“

In ähnlichem Sinne äußern sich ferner Curtmann in seinem Lehrbuch der Erziehung und des Unterrichts 1866, Schrader in seiner Erziehungs- und Unterrichtslehre 1876, Karl Oppel in dem Buch der Eltern, Prof. Buchholz in seiner Liederfibel. Duboc dagegen wendet sich mehr gegen die Grausamkeiten der Märchen (in der modernen Jugendliteratur 1884), ebenso Hermann Prahn in der Jugendschriften-Warte 1893, der außerdem die Moral der Märchen bemängelt, „schön und gut, häßlich und bösartig sind nahezu Wechselbegriffe geworden“. Charakteristisch ist, daß die „Amerikanischen Erziehungsblätter“ sich im Jubeljahr 1885, als man den 100. Geburtstag von Jacob Grimm feierte, sich energisch gegen die Märchen wandten:

„Die Märchen spiegeln die ganze mittelalterliche Weltanschauung und Kultur mit all dem krassen Aberglauben, der Roheit und Barbarei, wie sie für jene finsteren Zeiten charakteristisch sind, nur allzu getreu wieder. In den Märchenerzählungen gaudieren sich die Berichterstatter nur so daran, alle möglichen grausamen Hinrichtungsarten mit schrecklicher Treue auszumalen. Da wird nicht nur geköpft, gehängt, lebendig verbrannt usw. nach Herzenslust, und

das oft noch dazu für ganz geringe Vergehen, sondern der ganze Apparat der Menschenmarter, wie sie erfinderische, mit entsetzlichem Genie begabte Köpfe nur ersinnen konnten, wird ausreichend in Bewegung gesetzt. Da kommt die Folter zu Ehren; da mauert ein König seine Gattin lebendig ein. Der böse Bruder wird lebendig in einen Sack genäht und ersäuft; eine Königin im Bade erstickt, die Hexentochter den wilden Tieren vorgeworfen; die böse Stiefmutter muß sich in glühenden Pantoffeln, die Hexe in Dornen zu Tode tanzen. Von der Schilderung der mittelalterlichen sozialen Verhältnisse, wie sie in den Märchen drastisch genug enthalten ist: wie da Königstöchter, als ob sie ein Stück Vieh wären, als Preise ausgeboten werden; von den Königen und der Rechtspflege, von dem Ständeunterschied und dem Elend auf der einen, der üppigen Schwelgerei auf der andern Seite, und wie in den Märchen von den ungleichen Kindern Evas die entsetzliche soziale Ungleichheit noch christlich-fromm begründet wird, — von all dem wollen wir ganz schweigen. Höchstens wollen wir der sozialen Stellung der Juden erwähnen, welche in den Märchen ausschließlich zum Gegenstande der Verachtung und des rohesten Spottes gemacht werden. In dieser Hinsicht müssen die Grimmschen Märchen schlimmer als die grimmigste antisemitische Publikation wirken. — Der Hauptfehler der Märchen ist aber, daß ihnen überhaupt die moralische Grundlage fehlt."

Die schlimmsten Folgen aber schreibt in neuester Zeit Dr. G. Biedenkapp in der Vorrede zu „Was erzähle ich meinem Sechsjährigen" dem Märchengenuß zu: „Vor allem ist das Bedürfnis nach Zaubergetränken und Opiaten geweckt. Auf die Märchengenüsse folgen die Romangenüsse, auf die Romangenüsse die Halbweltgenüsse. Der Verstand ist von Jugend auf falsch geleitet; kein Wunder, wenn er immer wieder auf falsche Wege gerät, wenn er nach dem Genusse von Zauber- und Spukgeschichten nicht mehr gesund genug empfindet, sich die krankhaften Ausgeburten mißratener Romanschreiber vom Leibe zu halten."

Wir sehen also, zu allen Zeiten hat es den Märchen nicht an Gegnern gefehlt.

Fassen wir die Einwände zusammen, so ergeben sich folgende Punkte: 1. Die übermäßige Betonung der Phantasie, die Heranziehung des Wunders vor allem überspannt die Einbildungskraft des Kindes und lenkt es von den Realitäten des Lebens ab. — 2. Veraltete Vorstellungen aus der Menschheitvorzeit fördern den Aberglauben und nähren alte Vorurteile. — 3. Viele Märchengestalten erwecken Furcht. — 4. Die Grausamkeiten unterstützen die kindliche Roheit. — 5. Manche Märchen gefährden die kindliche Moral. —

Die Phantasie. Da müssen wir zunächst bemerken, daß das phantastische Spiel des Märchens durchaus dem Spiel des Kindes entspricht. Der Zusammenhang erklärt sich leicht: die Märchen stammen aus der Kindheitsepoche der Völker. Es gab eine Zeit, wo die Völker alles gleichmäßig belebt ansahen. Wälder und Berge, Feuer und Sterne, Flüsse und Quellen, Regen und Wind reden und hegen guten und bösen Willen. Dem Kinde aber ist noch heute die ganze Welt ein Wunder, auch das Alltägliche. Und wie das Märchen belebt es alles, spricht mit allem, mit der Puppe und mit dem Steckenpferd, mit dem Schemel und mit der Kleiderbürste.

Aber wenn auch dieses Spiel der Einbildung sehr weit gehen kann — wir selbst waren Zeuge, wie ein kleines Mädchen bitterlich weinte, als die Mutter ihre Puppe ihr aus dem Fenster zuwarf: „Puppe weh getan!" — so weit geht es nie, daß das Kind die Wirklichkeit darüber vergäße. Und wenn es eben noch von seinen leeren Puppentellerchen die herrlichsten Speisen genossen hat, so verschmäht es darum die Milch und das Brot nicht, das die Mutter im nächsten Augenblick bringt. Die Wirklichkeit ist zu stark, die realen Bedürfnisse sind zu kräftig — sie führen das Kind schnell genug aus dem phantastischen Spiel ins wirkliche Leben zurück. Und genau so ist es mit dem Märchen. Das Kind verwechselt das Märchen nicht mit dem Leben, wenn es auch

während des Erzählens eine kurze Zeit an die Wirklichkeit des Geschehens glaubt. Die verständigen Männer aber, die eine Überspannung der Phantasie fürchten, wollen wir daran erinnern, welche gewaltige Kraft der Phantasie innewohnt. Sie ist es nicht nur, die den Dichter macht, sie liegt nicht nur jeder Art künstlerischer Schöpfung zugrunde, sie ist in gewissem Grade an allen andern schöpferischen Erzeugnissen des menschlichen Geistes beteiligt, an den Erfindungen der Technik so gut wie an den Entdeckungen der Wissenschaft. Was wir als Denken zu bezeichnen pflegen, das ist bald Phantasie-, bald Verstandestätigkeit. Alle großen Forscher, alle großen Entdecker, alle, die hervorragend produktiv tätig sind — sie alle besitzen eine lebhafte Phantasie. Und das phantasiemäßige Gestalten des Kindes bedeutet zugleich seine erste produktive Geistestätigkeit — die aber sollen wir nicht hindern, sondern fördern. Es ist natürliche, kindlich naive Entdecker- und Dichterlust in den Kombinationen des Spiels wie des Märchens. — Und auch daran müssen wir erinnern, daß alle Religionen, die mohammedanische, die mosaische und nicht zuletzt die christliche Religion das Wunder in ihren Bereich ziehen.

Furcht und Aberglauben. Gewiß, ängstliche Kinder können durch Märchenerzählen und durch Märchenlesen zum Fürchten gebracht werden. Und wo nach der Seite hin eine krankhafte oder doch anormale Anlage vorhanden ist, muß man sehr überlegen, ob man Märchen erzählen resp. welche man auswählen will. Unsere Untersuchungen aber können bei den allgemeinen Betrachtungen nicht anormale Fälle in Betracht ziehen. Für uns kann es sich nur um frische und gesunde Kinder handeln. Und da meinen wir, daß kein Märchen wirkliche Furcht erregt, wenn nur sonst die Erziehung in richtigen Bahnen wandelt. Auch hier ist die Wirklichkeit wieder die stärkere: das verderbliche „Bangemachen" der Kinder ist es, das Angst und Furcht erweckt, das Drohen mit dem schwarzen Mann, das Klopfen an die Tür, das Einsperren in dunkle Räume und dgl. Das Märchen ist bei aller Gruseligkeit doch viel zu behaglich, viel zu

lustig, um wirkliches Gruseln zu erzeugen. — Und mit dem Aberglauben ist es nicht anders. Wenn nur im Haus keine abergläubischen Gebräuche herrschen, wenn das Kind nur an Vater und Mutter keine Beachtung abergläubischer Anschauungen bemerkt, wenn es die alte dumme Formel — wenn z. B. dreizehn bei Tisch sitzen — „es könnte doch sein“ nicht hört — welchen Aberglauben soll dann das Märchen wecken? Daß es Hexen, Riesen, Zwerge usw. gäbe? —

Roheit. Das Märchen ist oft roh — für unsern Geschmack. Für das Kind nicht, denn das Kind ist auch roh und grausam — durchschnittlich; nur Kinder und ganz rohe Bursche können Käfern Beine ausreißen. Wir wissen wohl, daß es viele Ausnahmen gibt, und diese Kinder fühlen sich oft durch die Grausamkeiten des Märchens verletzt. Es ist da fraglos erwünscht, eine Auswahl der Märchen zu treffen. Aber in den meisten Fällen entspricht z. B. die oft grausame Strafe dem Gefühl des Kindes, da das Verbrechen meistens auch ein furchtbares war. Wo aber das Gefühl herrscht, da ist es ein Zeichen von Kraft und von Gesundheit, und wir brauchen nicht überängstlich zu sein; die feineren milderen Züge des Gerechtigkeitsgefühls werden mit der wachsenden Lebenseinsicht sich ebenfalls entwickeln. Wo aber sonst im Märchen grausame Züge sich finden, hebt meistens ein versöhnender Ausgang die herbe Wirkung auf.

Moral. Hier müssen wir unterscheiden zwischen ethischen und „sittlichen“ Bedenken im engern Sinne. Man stößt sich daran, daß die Stiefmutter ein Scheusal ist, daß der Dummling die Prinzessin gewinnt, daß die Faule belohnt wird, daß die Nähnadel den Wirt sticht, und zwar „nicht in den Kopf“, daß die Frau ihm „gute Hoffnung zu einem Kinde gab“, daß sie „ein Mädchen zur Welt brachte“ u. a. m. — Zunächst bemerken wir, daß wir bereits ausgeführt haben, wie gerade das Märchen dem moralischen Empfinden des Kindes entspricht. Ziller sagt geradezu, „es erweitert das kindliche Bewußtsein durch seine Ausfüllung mit den schlichtesten und ursprünglichsten Anschauungen in sittlichen

Dingen und durch die sichere Erzeugung des ethischen Urteils und des religiösen Gefühls in den einfachsten der kindlichen Sphäre liegenden Verhältnissen.“

Was die angeführten speziellen Fälle betrifft, so ist zu bedenken, daß besonders die Gestalt der Stiefmutter eine tief lebenswahre ist. Gewiß gibt es viele Ausnahmen, wo die Stiefmutter wie eine rechte Mutter zu ihrem Kinde steht. Niemals wird ein solches Verhältnis durch ein Märchen gestört. Das Leben ist viel mächtiger als solche Phantasiegebilde. — Beim Dummling aber ist es ein feiner Zug des Märchens, daß er, der verachtete aber herzensreine Junge in seiner Einfalt die Aufgaben löst, und wenn Bearbeiter aus dem „Dummen“ den „Guten“ machen, so verkennen und verderben sie den Kern des Märchens.

Die „sittlichen“ Bedenken traten schon den Brüdern Grimm entgegen. Beim ersten Band hatten sie nur daran gedacht, daß den Kindern daraus erzählt werden könne. Als sie dann hörten, daß die Kinder gern selbst lesen, bestanden sie in der Vorrede zum 2. Band darauf, die Kinder gewähren zu lassen. Über die „bedenklichen“ Stellen sagen sie: „Wir suchen für ein Erziehungsbuch nicht jene Reinheit, die durch ein ängstliches Ausscheiden dessen, was Bezug auf gewisse Zustände und Verhältnisse hat, wie sie täglich vorkommen, und auf keine Weise verborgen bleiben können, erlangt wird, und wobei man zugleich in der Täuschung ist, daß, was in einem gedruckten Buche ausführbar, es auch im wirklichen Leben sei. Wir suchen die Reinheit in der Wahrheit einer geraden nichts Unrechtes im Rückhalt bergenden Erzählung. Dabei haben wir jeden für das Kinderalter nicht passenden Ausdruck in dieser neuen Auflage sorgfältig gelöscht. Sollte man dennoch einzuwenden haben, daß Eltern eine und das andere in Verlegenheit setze, und ihnen anstößig vorkomme, so daß sie das Buch Kindern nicht geradezu in die Hände geben wollten, so mag für einzelne Fälle die Sorge begründet sein, und sie können dann leicht eine Auswahl treffen: im ganzen, das heißt für einen gesunden Zustand, ist sie gewiß unnötig. Nichts besser kann

uns verteidigen, als die Natur selber, welche diese Blumen und Blätter in solcher Farbe und Gestalt hat wachsen lassen; wem sie nicht zuträglich sind, nach besonderen Bedürfnissen, der kann nicht fordern, daß sie deshalb anders gefärbt und geschnitten werden sollen. Oder auch, Regen und Tau fällt als eine Wohltat für alles herab, was auf der Erde steht, wer seine Pflanzen nicht hineinzustellen getraut, weil sie zu empfindlich sind, und Schaden nehmen könnten, sondern lieber in der Stube mit abgeschrecktem Wasser begießt, wird doch nicht verlangen, daß Regen und Tau darum ausbleiben sollen. Gedeihlich aber kann alles werden, was natürlich ist, und danach sollen wir trachten. Übrigens wissen wir kein kräftiges und gesundes Buch, welches das Volk erbaut hat, wenn wir die Bibel obenan stellen, wo solche Bedenklichkeiten nicht in ungleich größerem Maß einträten; der rechte Gebrauch aber findet nichts Böses heraus, sondern, wie ein schönes Wort sagt, ein Zeugnis unsers Herzens. Kinder deuten ohne Furcht in die Sterne, während andere, nach dem Volksglauben, die Engel damit beleidigen."

Wir stehen ganz auf dem Standpunkt der Brüder Grimm. Die angeführten Stellen betreffen Vorstellungen, die das Kind hat und die es haben darf. Und dann kommt hinzu, daß die Kinder viel zu sehr von der Handlung gefesselt werden, als daß sie sich lange bei solchen Stellen aufhalten sollten. Die allermeisten Kinder, vor allem die jüngeren, lesen über solche Stellen überhaupt hinweg, andere werden sich darüber amüsieren, aber einen schädlichen Einfluß vermögen sie nicht auszuüben, weil sie nicht geeignet sind, die Phantasie zu reizen. Besonders für schon verdorbene Kinder, die nach sexuellen Schilderungen suchen, die Gift auch aus den feinsten Blüten der Dichtkunst saugen, sind diese Stellen ganz ungefährlich; die verlangen stärker gepfefferte Sachen, die werden viel eher nach der Bibel, besonders nach bestimmten Kapiteln des alten Testaments greifen. —

Wenn jemand aus irgend einem bestimmten Grunde seinem Kinde dieses und jenes Märchen nicht lesen lassen

will, so kann man dagegen kaum etwas einwenden. Es muß jedem freistehen, eine Auswahl zu treffen. Auch wir halten die Gesamtausgabe der Grimmschen Märchen nicht geeignet für Kinder, schon darum nicht, weil es den Brüdern Grimm auf möglichste Vollständigkeit ankam, so daß manches weniger bedeutende Märchen und manche Wiederholung desselben Motivs in der Sammlung sich findet. Sie selbst haben 1825 eine Auswahl für Kinder getroffen; sie ist nicht mehr zu haben. Die weiteste Verbreitung dagegen hat die bekannte Auswahl von 50 Märchen gefunden, die Herman Grimm, Wilhelms Sohn, herausgegeben hat. Seitdem sind eine große Anzahl von Auswahlen gemacht worden.

Ganz anders muß unser Urteil lauten, wenn man sich nicht mit einer Auswahl begnügt, sondern wenn man die Märchen bearbeitet. Das geschieht besonders häufig in Lesebüchern. Häufig ist den Bearbeitern Grimms Ausdrucksweise zu gewöhnlich. Statt „süße Dirne“ setzen sie „liebes Mädchen“, für „in dem Wolf seinem Leib“ — „in des Wolfes Leib“, „was ist das Kind so schön“ — „wie ist das Kind schön“, „das junge zarte Ding“ — „das junge zarte Mädchen“, „ich habe den Jammer nach Hause gekriegt“ — „ich habe Sehnsucht nach Hause bekommen“, überhaupt wird das Wort „kriegen“ gern durch andere Ausdrücke ersetzt. Offenbar haben diese Bearbeiter kein Empfinden dafür, wieviel mit dem Ausmerzen des volkstümlichen Ausdrucks verloren geht. [Eingehend berichtet Wolgast in seinem „Elend unserer Jugendliteratur“ darüber, wie ein Bearbeiter Paul Arndt mit den Märchen umspringt.]

Eine Bearbeitung für moralische Zwecke nahmen Rein, Pickel und Scheller in ihrem Buch „Das erste Schuljahr“ vor. Sie wollten die Märchen benutzen, um ethische Gesichtspunkte an ihnen zu entwickeln und in klaren, knappen Sätzen herauszudestillieren. Sie änderten z. B. im süßen Brei, daß statt der Mutter das Kind daheim bleibt und den Topf zum Kochen bringt, damit der Satz herauskommt, „wir wollen nicht vergessen, was uns befohlen wird“. In

Frau Holle setzen sie für die Stiefmutter die rechte Mutter und verkehren damit den Sinn des Märchens. Es fehlt jetzt völlig das Motiv für die Lieblosigkeit der Mutter, und der „Jammer nach Hause“ verliert bedeutend an ergreifender Wirkung. Im Lumpengesindel ließen sie in dem Satz: „Die Nähnadel hatte ihn noch schlimmer und nicht in den Kopf gestochen“ den letzten Teil aus, wahrscheinlich weil sich die lustige Wendung nicht mit dem Ernst der Schule verträgt. Aber dann müßte das ganze Märchen heraus; denn es ist erzählt, um uns lachen zu machen, und nicht um uns zu lehren: 1. „Streite nicht mit deinen Kameraden“. 2. „Wir sollen nicht schimpfen.“ 3. „Füge niemand Schaden zu.“ 4. „Wir sollen uns vor schlechten Menschen hüten.“

Eine Pädagogik, die nur ernst und würdevoll dem Kind gegenübertritt, die das fröhliche Lachen beim ernsten Unterricht nicht kennt und duldet, die kann nie die richtige Stellung zum Märchen gewinnen. Das Märchen will erfreuen, und wir müssen so viel Freude ins Leben der Kinder bringen wie nur möglich. „Freude nährt auch, ist der Seele ein Lebensbrot, das ihre Kräfte und Säfte aus tiefster Quelle nährt für andere saure Arbeit“ (Hildebrand).

Gewiß kann auch das Märchen, wie jedes Kunstwerk, eine moralische Wirkung haben, aber dann ist sie unbewußt da. Wenn die Kinder befreit aufatmen, wenn die Unschuld erlöst ist und der Bösewicht seine Strafe empfangen hat, so liegt der moralische Erfolg in der ästhetischen Wirkung eingeschlossen, die Befriedigung und Festigung des Gerechtigkeitssinnes ist hier die ethische Folge. Da bedarf es eines Herausstellens besonderer „Sätze“ nicht, ganz im Gegenteil, man darf den Sinn, den „das Märchen in der Hülle des Wunderbaren birgt, dem Kinde nicht als einen abstrakten Moralsatz an den Kopf werfen“.

Das ist gewiß, wer die Kinder gewöhnt, alles unter moralischem Gesichtspunkte zu betrachten, auch das harmloseste und lustigste Märchen, der wird das ästhetische Empfinden mit Sicherheit ertöten.

Eine Auswahl und Bearbeitung ebenfalls nach ethischen Gesichtspunkten haben Georg und Lily von Gizycki vorgenommen. Die Auswahl stand ihnen frei, ihre Bearbeitung zeigt, daß sie nicht überall den tieferen Sinn des Märchens erfaßten. Sie verändern z. B. im treuen Johannes den Schluß, wo der König seine beiden Kinder tötet, um seinen treuen Johannes zu erlösen. Gerade dieser Zug im deutschen Märchen bedeutet eine Erweiterung und Vertiefung der indischen Grundlage: darin erst zeigt sich die höchste Treue, daß der König sein Liebstes opfert für seinen Freund. Das Grausige der Tat aber wird durch den versöhnenden Schluß gemildert. — In Frau Holle und in Der liebste Roland fehlt, daß die Frau die Häßliche und Faule viel lieber hatte, „weil sie ihre rechte Tochter war", damit aber fehlt das Motiv für das Vorziehen der Häßlichen. In Allerleirauh, wo der König seine eigene Tochter heiraten will, ist gesagt, die Königstochter „kam in die Gewalt eines Zauberers, der sie zu seiner Gemahlin machen wollte". Damit ist dem Schicksal des Mädchens viel von seiner Tragik genommen. — Inkonsequenterweise ist dagegen Aschenputtel das Stiefkind geblieben, und in „Der liebste Roland" lassen sie die Mutter ruhig ihrem Kinde den Kopf abschlagen. Warum dann die Änderung in den andern Märchen?

Am radikalsten in bezug auf Märchen ist Georg Biedenkapp. Er will „aus Gewissenhaftigkeit keines der üblichen logikverderbenden Märchen erzählen". Er will dafür Wirlichkeit geben, allerdings märchenhafte, staunenswerte, überwältigende Wirklichkeit. Zu diesem Zweck ersann Biedenkapp Geschichten: „Was erzähle ich meinem Sechsjährigen?" (Jena, Costenoble, 1903). Darin „findet sich gewissermaßen eine Urgeschichte der Kultur für Kinder erzählt". Die Geschichte vom Feuertier und vom Zündhölzchen, die Erfindung des Schiffes, Der Pflug und der Mörder, Vom Erfinder der Eisenbahn u. a. m. Im Jahre 1904 folgte „Sonnenmär", das Gesetz von der Erhaltung der Kraft für jung und alt erzählt (Leipzig, Brandstetter). Hier stellt

Biedenkapp dar, wie die Sonne das Prinzip alles Lebens auf der Erde ist.

Wir halten es gar nicht für übel, mit Kindern gelegentlich über solche natur- und kulturwissenschaftliche Dinge zu sprechen, aber in etwas anderer Weise als Biedenkapp. Weder werden ihm im ersten Buch Sechsjährige, noch viel weniger aber im zweiten Buch Sieben- bis Achtjährige zu folgen vermögen. Auch ist seine Darstellungsweise ungeschickt, seine Bilder sind oft verfehlt, seine Erklärungen häufig nur Feststellung des Tatbestandes. Wenn aber Biedenkapp gar meint, er könne durch seine Wirklichkeitserzählung die Märchen verdrängen oder ersetzen, so zeigt er, daß er die Macht der Poesie gänzlich verkennt. Wie armselig ist seine Erzählung in bezug auf die Sprache, die Handlung — wo überhaupt eine Handlung erkennbar ist — den Witz und den Humor gegen das Märchen! Vielleicht werden ihm die Kinder gerne zuhören, — wann hören Kinder nicht gerne zu, wenn man ihnen etwas erzählt — aber das selige innere Aufjauchzen wie beim Hören des Märchens lernen sie dabei nicht kennen. Wir aber wollen nicht vergessen, daß Natur und Welt nicht nur Gegenstand unserer Erkenntnis sind.

Noch einer Art von Bearbeitung müssen wir kurz gedenken. Zu der Zeit, als Grimms Märchen noch nicht „frei" waren, also vor 1889, kamen spekulative Verleger auf den Gedanken, Märchen von B. Grimm herauszugeben, wohlgemerkt von „B." Grimm, nicht „Brüder", B. konnte auch Bruno oder Berta heißen, Unbefangene allerdings dachten bei dem B. an Brüder Grimm. Inhaltlich bedeuteten diese Bücher eine grausame Verstümmelung der Grimmschen Märchen, eben deswegen aber durfte man sie drucken. Leider treiben auch heute noch in einigen Grossobüchern diese „Umarbeitungen" ihr Unwesen, wahrscheinlich weil die Platten einmal vorhanden sind.

Das Beispiel, das die Brüder Grimm mit ihren Märchen gaben, regte auch andere an, solche Sammlungen zu unternehmen, und nicht nur in Deutschland, auch in allen andern

europäischen und in vielen außereuropäischen Ländern wurden ähnliche Sammlungen veranstaltet. Schon im Jahre 1850 konnte Wilhelm Grimm schreiben: „Wie einsam stand unsere Sammlung, als sie zuerst hervortrat, und welche reiche Saat ist seitdem aufgegangen. Man lächelte damals nachsichtig über die Behauptung, daß hier Gedanken und Anschauungen enthalten seien, deren Anfänge in die Dunkelheit des Altertums zurückgingen: jetzt findet sie kaum noch Widerspruch. Man sucht nach diesen Märchen mit Anerkennung ihres wissenschaftlichen Wertes und mit Scheu an ihrem Inhalt zu ändern, während man sie früher für nichts als gehaltlose Spiele der Phantasie hielt, die sich jede Behandlung müßten gefallen lassen."

Von den Nachfolgern Grimms hat keiner auch nur entfernt die Bedeutung der Grimmschen Sammlung erreicht. Aus der großen Zahl von Sammlungen, die zum Teil nur örtliche Varianten bringen, heben wir nur die bedeutenderen hervor.

Märchen und Jugenderinnerungen von E. M. Arndt. Berlin, 1818. — Die Märchen lebendig erzählt, mit Ausschmückungen und Zusätzen.

Fabeln, Märchen und Erzählungen für Kinder von Karoline Stahl. Nürnberg, 1818. Die Märchen, einfach erzählt, sind größtenteils aus mündlicher Überlieferung geschöpft.

Frau Benedikte Neubert, Volksmärchen der Deutschen. 6 Bändchen. 2. Aufl. Lpz. 1840. Stark bearbeitet.

Heinr. Kletke, Almanach deutscher Volksmärchen. Berlin, 1839.

H. Kletke, Märchensaal aller Völker. 3 Bde. Berlin, 1845.

J. W. Wolff, Deutsche Hausmärchen. Göttingen, 1858.

Zingerle, Kinder- und Hausmärchen aus Süddeutschland. Regensburg, 1854.

Heinr. Pröhls, Kinder- u. Volksmärchen. Lpz. 1853.

Pröhls Märchen f. d. Jugend. Mit einer Abhandlg. für die Lehrer u. Erzieher. Halle, 1854.

In neuester Zeit hat Oskar Dähnhardt ein zweibändiges „Deutsches Märchenbuch" herausgegeben, das hauptsächlich solche Volksmärchen enthält, die sich bei den Brüdern Grimm gar nicht oder doch in wesentlich anderer Form finden.

Dähnhardt hat außer den vorgenannten Sammlungen noch Simrock, Haltrich, Kuhn und Schwartz, Müllenhoff, Sutermeister, Wisser u. a. benutzt.

In seinen „Naturgeschichtlichen Volksmärchen“ hat Dähnhardt außer deutschen auch Märchen aus Finnland, Lappland, Norwegen, Rußland, Dänemark, Frankreich, Ungarn, Serbien, Afrika, Nordamerika aufgenommen. Diese Märchen „wollen eine Deutung geben, warum eine Naturerscheinung entstanden oder warum sie gerade so entstanden ist, wie wir sie sehen.“

Die größte Beachtung nach Grimm hat Ludwig Bechstein gefunden: „Deutsches Märchenbuch“ 1845 und „Neues deutsches Märchenbuch“ 1856. Bechstein hat zum großen Teil dieselben Märchenmotive wie Grimm, aber er hat, von wenigen Fällen abgesehen, nicht so gut erzählt wie Grimm. Seine Sprache reicht an die Schönheit der Grimmschen nicht heran; er ist auch nicht so zurückhaltend gewesen in bezug auf eigene Zutaten. Ein Beispiel: Im „Aschenpüster mit der Wünschelgerte“ (zum Teil Aschenputtel entsprechend, zum Teil der Nymphe des Brunnens) fragt der Prinz: „Sagen Sie mir doch, mein lieber Geheimrat, wo liegt der Ort oder das Schloß Stiefelschmeiß?“ Der Geheimrat machte eine tiefe Verbeugung und antwortete: „Durchlauchtigster Prinz! Höchstdieselben geruhen? Stiefelschmeiß — o ja, das liegt — das liegt — in — in — fatal, nun fällt es mir im Augenblick nicht ein, wo es liegt. Sollte es wirklich so einen Ort oder ein Schloß dieses seltsamen Namens geben? Wo sollte selbiges liegen, Durchlaucht“? Der Prinz drehte dem Sprecher den Rücken zu und murmelte ärgerlich durch die Zähne: „Ich lasse diesem Geheimrat jährlich tausend Goldstücke Gehalt auszahlen, und nun weiß er nicht einmal, wo Stiefelschmeiß liegt! — Es ist schauderhaft!“ — Das ist nicht der Ton und die Sprache des Volksmärchens, das ist im Ton nicht naiv, in der Sprache nicht volkstümlich genug. Der Prinz des Volksmärchens hat keine Geheimräte. — Und dann vergleiche man, was Bechstein aus dem Rotkäppchen gemacht hat, und aus dem Armen und dem Reichen in den

drei Wünschen, welche Plattheiten besonders die Gespräche enthalten. Andere allerdings sind besser erzählt, die sieben Schwaben z. B. sind reicher ausgestattet als bei Grimm, und unter denen, die wir bei Grimm nicht finden, sind einige sehr feine Märchen, z. B. Der kleine Däumling, Das Schlaraffenland, Ritter Blaubart, Vom Schwaben, der das Leberlein gefressen, Der Schmied von Jüterbogk. Im allgemeinen aber scheint uns Bechstein überschätzt zu werden.

In unsrer Zeit hat sich ein Vorgang wiederholt, wie er sich zur Zeit der Brüder Grimm abspielte: Professor Wisser aus Eutin hat in Ostholstein auf dieselbe Art Märchen gesammelt wie die Brüder Grimm, und er hat, wie sie, das Glück gehabt, mustergültige Märchenerzähler und -erzählerinnen zu finden. Es waren einfache alte Leute, die ihren Märchenschatz aus der Jugend bewahrt hatten. Da war Frau Christine Schloer (geb. 1828 in Griebel), die ihre Märchen von der Schwester ihrer Mutter hatte. Frau Clementine Lembcke (geb. 1826 in Pansdorf) hat Wisser Geschichten erzählt, deren sie sich zum Teil noch aus ihrer Kindheit erinnerte. Von Männern nennt Wisser in erster Linie den Maurer Hünike (geb. 1825 in Neustadt, gest. 1905), Hans Lembcke in Lensahn, die Tagelöhner Johann Schütt und Fritz Wulf (geb. 1829 in Altenkrempe) und Wilh. Harms in Altenkrempe.

Die Märchenmotive sind allerdings nicht neu, aber die Form ist es: die Märchen sind in klassischem, ostholsteinischem Dialekt erzählt. Dadurch wird das Volkstümliche, das wir an Grimm so sehr schätzen, noch bedeutend erhöht, und die humorvolle Laune kommt mit noch größerem Behagen heraus. Wer, wie wir, den Dialekt als Nährboden unseres Schriftdeutsch und als charakteristischen Ausdruck der Stammeseigentümlichkeiten hochschätzt, und wer weiß, wie wenige Dialektschriftsteller nicht vom Hochdeutschen angekränkelt sind, wird der Sammlung Wissers ganz großen Wert beimessen. Bisher sind zwei kleine Bändchen erschienen: „Wat Grotmoder vertellt“ (Diederichs, Jena 1903, 2 Bde., à 0,75 ℳ). Eine große wissenschaftliche Ausgabe soll noch erscheinen.

Kunstmärchen.

Das erwachende Interesse an den Märchen rief nicht nur Sammlungen von Volksmärchen hervor, es regte auch Dichter an, Märchen zu schreiben.

Als sich der Sturm und Drang der jungen Dichter gelegt hatte, in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts, beginnt die neue Märchendichtung. Die Klassiker haben zwar sich nur vereinzelt daran beteiligt. Wieland z. B. schrieb den Stein des Weisen, Goethe die neue Melusine und den neuen Paris. Die Romantik dagegen vertieft sich in die alte Märchenwelt.

Schon vor den Brüdern Grimm gab Ludwig Tieck unter dem Namen Peter Leberecht seine „Volksmärchen" heraus. Wir werden ihrer bei den Volksbüchern wieder erwähnen (Seite 182). Neben den Nacherzählungen dreier Volksbücher enthalten die drei Bände auch zwei dramatisierte Volksmärchen: „Ritter Blaubart" und „Der gestiefelte Kater". Erwähnenswert ist, daß Speckter in seinen Anmerkungen zu seinen Bildern neben Perrault auf Tieck zurückgreift, zuweilen wörtlich. Avenarius benutzt dann wieder Speckter und Tieck, und auch in Falkes Epos finden wir zum Teil dieselben Gedanken wieder. — In seinen Volksmärchen hatte Tieck auch ein eigenes Märchen „Den blonden Eckbert", die märchenhafte Jugendgeschichte einer Frau, mehr eine Märchennovelle, wie Musäus' Märchen; Wirklichkeit und Märchen greifen ineinander. — Später (1812—1816) gab Tieck den „Phantasus" heraus, eine dreibändige Sammlung, in die er die meisten Stücke seiner „Volksmärchen" aufnahm. Außerdem enthält der Phantasus folgende eigene Märchen: Der getreue Eckart und der Tannhäuser, Der Runenberg, Liebeszauber, Die Elfen, Der Pokal. Alle Märchen sind gut erzählt, am besten die Elfen, in denen verschiedene Märchen- und Sagenmotive vom Walten der Elfen zu einem lieblichen Ganzen verwoben sind, ohne die sonst unvermeidlichen psychologischen und philo-

sophischen Reflexionen. Die Elfen und der blonde Eckbert sind es wert, der Jugend erhalten zu bleiben.

Die meisten Dichter der romantischen Periode haben Märchen geschrieben.

Zu derselben Zeit, als die Brüder Grimm sammelten, fing Clemens Brentano an, seine Märchen zu ersinnen. Er hatte mit den Volksliedern zugleich Märchen gesammelt, aus dem Munde des Volkes und wo er sie sonst fand. Aber als schöpferischer Dichter bekleidete er sie mit dem leuchtenden Strahlenkleide seiner Phantasie. So ruht der Grund seiner Dichtung auf älteren Märchen. Er fügte Motive aus verschiedenen Märchen zusammen und verband die Teile durch eigene Dichtung, die zum Teil stark von politischer Ironie durchsetzt ist. Ferner spinnt er den Faden oft ins Endlose und verliert sich in überkünstlichen Witz- und Wortspielen, in Allegorien und Wiederholungen. Er hat im ganzen 15 Märchen geschrieben, die aber nicht alle vollendet sind. Es sind die folgenden:

1. Das Märchen von dem Rhein und dem Müller Radlauf.
2. Das Märchen von dem Hause Staarenberg und den Ahnen des Müllers Radlauf.
3. Das Märchen vom Murmeltier.
4. Das Märchen vom Schneider Siebentot auf einen Schlag.
5. Das Märchen von dem Witzenspitzel.
6. Das Märchen von dem Myrtenfräulein.
7. Das Märchen von den Märchen oder Liebseelchen.
8. Das Märchen von dem Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen.
9. Das Märchen von Gockel, Hinkel und Gackeleia.
10. Das Märchen von den Rosenblättchen.
11. Das Märchen von Baron Hüpfenstich.
12. Das Märchen von Fanferlieschen Schönefüßchen.
13. Das Märchen von dem Dilldapp.
14. Das Märchen von Komanditchen (Fragment).
15. Das Märchen von Schnürlieschen (Fragment).

Die Zeit der ersten Dichtung dieser Märchen fällt in die Zeit um 1810. Doch erst 1838 erschien „Gockel, Hinkel und Gackeleia“, erst nach seinem Tode wurden die Märchen durch Guido Görres herausgegeben (1846). — Für unsere Jugend ist wohl nur noch der Gockel lesenswert, und zwar

würden wir die erste Form, wie Görres sie mitteilt, der jetzt geläufigen späteren Bearbeitung Brentanos vorziehen, wegen der größeren Kürze und Geschlossenheit.

1811 erschien Fouqués Undine. Die Idee des Märchens, wie die schöne Wasserfee, die keine Seele hat, mit der menschlichen Seele zugleich auch die menschlichen Leiden erhält, ist außerordentlich reizvoll, wie überhaupt die Romantiker reich an Ideen waren. Aber es fehlte der Wille — vielleicht auch das Vermögen — die Ideen künstlerisch durchzugestalten. An diesem Fehler leidet auch die Undine.

Auch E. T. A. Hoffmanns Märchen kranken am Mangel künstlerischer Gestaltung. Bei Hoffmann kommt noch das Exzentrische seiner Persönlichkeit hinzu, seine manchmal geradezu wahnwitzigen Phantastereien, ferner die Verzweiflung über die tiefe, bittere Disharmonie zwischen der Poesie und dem Leben, das daraus resultierende Streben, die Illusion im Kunstwerk gewaltsam zu zerstören und die Kunstform durch eingeschobene Episoden und Anmerkungen aufzulösen — durch alles das wird er für die Jugend unmöglich. Wir erwähnen seiner hier besonders wegen seines großen Einflusses auf Andersen.

Immermann hat in seinem Münchhausen ein Märchen erzählt, „Die Wunder im Spessart“, eine geistreich-ironische Verspottung der Philosophie, die das Leben vergißt. Für die Jugend ist es nicht gedacht. Eher schon ist „Der Sänger“ von Novalis, in dem sich seine ganze Begeisterung für Natur und Kunst ausspricht, für die reifere Jugend lesbar.

1814 erschien der Peter Schlemihl von Chamisso. Hier sind alte Märchenmotive neu und selbständig zu einer vorzüglichen Märchenerzählung durchgearbeitet. Die Geschlossenheit der Komposition, die Feinheit der Idee: ein Mensch ohne Schatten, ohne Ehre, muß unglücklich werden, das Hereinspielen persönlichen Schicksals: seines ruhelosen Wanderlebens in den Jahren des französischen Krieges, die psychologische Vertiefung der Charaktere — das alles hebt das Märchen weit über den Durchschnitt empor und läßt es noch heute lebendig wirken.

Auch Hauffs Märchen, die in den Jahren 1826—1828 als Märchenalmanach erschienen, werden von unsern Kindern noch heute gern gelesen. Hauff hat neben eigener Erfindung zum Teil Motive aus den Volksmärchen, zum Teil Motive aus dem arabischen Buch Tausend und eine Nacht geschöpft, dessen deutsche Ausgabe durch v. Habicht, v. d. Hagen und Schall 1824 begonnen hatte. Auch die Art, mehrere Märchen in einen Rahmen zusammenzufügen, stammt aus Tausend und einer Nacht. Im übrigen ist die Erzählung Hauffs Eigentum. Was seine Märchen so fesselnd macht, ist einmal die Art und Weise, die Ereignisse mit dem Schein der Wirklichkeit zu umkleiden, wodurch die Märchen zum Teil zu romantischen Erzählungen werden (z. B. die Errettung Fatmes), und dann die ungemein geschickte Verwertung aller abenteuerlichen Momente, um eine Spannung hervorzurufen — zuweilen grenzt dies Hinarbeiten auf Spannung schon ans Unkünstlerische. — Aber die Kinder lieben Hauff deswegen. Zu seinen besten Märchen gehören die einfacher erzählten, wie Kalif Storch, Zwerg Nase, das kalte Herz.

Den Höhepunkt im Schaffen von Kunstmärchen bedeutet der Däne Hans Christian Andersen (1805—1875). Er ist ausgegangen vom Volksmärchen. Die „Märchen für Kinder erzählt“, die 1835 in Kopenhagen erschienen, enthielten vier Stücke: Das Feuerzeug, Der große und der kleine Klaus, Die Prinzessin auf der Erbse, Die Blumen der kleinen Ida. Davon sind die drei ersten Nacherzählungen alter dänischer Volksmärchen. Er hat diese Märchen aber nicht, wie die Brüder Grimm, als erwachsener Mann im Volke gesammelt und nachgeschrieben, sondern es sind Kindheitserinnerungen, die er wiedergibt. Darin schon liegt begründet, daß seine Nacherzählungen einen viel subjektiveren Charakter tragen, daß sie vielmehr zu Nachdichtungen werden. Andersen hat später noch einige Volksmärchen und Volkssagen nacherzählt, im ganzen elf. Er hat verschiedentlich Motive aus Märchen und Volksliedern benutzt; so entstammt die Idee zum fliegenden Koffer einem Märchen aus

Tausend und einer Nacht, das Motiv zu des Kaisers neuen Kleidern ist spanischen Ursprungs. Aber immer mehr treten bei Andersen die stofflichen Entlehnungen zurück und die eigene Erfindung tritt an ihre Stelle. Damit aber werden seine Märchen immer mehr zum reinen Ausdruck seiner Dichterpersönlichkeit, und der Inhalt seines Lebens und seines Denkens, seine eigenen Anschauungen über Gott und die Welt werden auch zum Inhalt seiner Märchen. Wie er sein Verhältnis zum dänischen Volk sah, spiegelt „Der Gärtner und die Herrschaft“ wieder — wie die Herrschaft erst durch Fremde die Bedeutung ihres Gärtners erkennt, so erfährt Andersen in Dänemark erst dann Anerkennung, als das Ausland, besonders Deutschland, seinen Ruhm verkündet. — Seine bitteren Erfahrungen mit der Kritik lassen ihren Reflex in verschiedene Märchen hineinfallen, z. B. in „Des Gevatters Bilderbuch“ und in „Was man erfinden kann“. — Sein herbes Liebesschicksal — er liebte ein Mädchen, das einen andern erwählte — klingt in einer Reihe von Märchen nach; so läßt er z. B. in seinen Märchen die Liebenden nie zusammenkommen. — Durch dies Hineinspielen des persönlichen Moments werden einige Märchen direkt zu Geschichten, zu kleinen Novellen. Aber überall hat Andersen so erzählt, daß alles Persönliche abgestreift ist. Dadurch erlangen die Erlebnisse typische Bedeutung, so daß die Märchen und die Erzählungen zu Konfessionen im Goetheschen Sinne werden.

Das Zweite, durch das die Märchen ihr persönliches Gepräge erhielten, war, daß Andersen in ihnen Ideen gestaltete. Die selbstlose, aufopfernde Mutterliebe, die unendliche Liebessehnsucht, der Hochmut, der Dünkel, die Anmaßung, die Dummheit, die Herzensroheit — sie finden sich in seinen Märchen. Aber — und darin zeigt sich Andersens große poetische Kraft — sie sind nicht zu bloßen Abstraktionen, zu trockenen Allegorien geworden, sondern sie sind verkörpert, sie haben Gestalt gewonnen im Buchweizen, in der Seejungfrau, in der Prinzessin, in der Teekanne usw. Des Dichters Phantasie umkleidet alles mit einem reichen rea-

listischen Detail, ohne doch im allgemeinen die Klarheit der Idee zu beeinträchtigen.

Das dritte ganz Eigene ist Andersens Darstellungsweise. Und da ist das Hervorstechendste, das, was Andersen besonders eigentümlich ist, die häufige Anwendung der Ironie, bei der sich hinter des Dichters Worten ein ganz anderer Sinn verbirgt, als die Worte zu sagen scheinen. Wir begegnen ihr, schwächer oder stärker ausgeprägt, in den meisten Märchen, oft tritt sie nur in einer Wendung hervor, oft aber beherrscht sie den Ton des ganzen Märchens, wie z. B. im „unartigen Knaben", hinter dem sich Amor mit seinen Streichen verbirgt.

Die beiden letzten Eigenschaften der Andersenschen Märchen, der Ideengehalt und die ironische Darstellungsweise, machen, daß viele Märchen für Kinder schwer verständlich sind. Das erste, das Hinspielen persönlichen Schicksals, bildet kein Hindernis für das Verständnis. Wohl fügt die Erkenntnis, Ereignisse aus Andersens Leben bilden den Hintergrund, dem Genuß am Märchen einen neuen Reiz hinzu, aber das Fehlen dieses Reizes hindert nicht, daß wir uns an der Erzählung als solcher erfreuen.

Ähnlich allerdings ist es auch mit dem Ideengehalt und mit der Anwendung der Ironie. Wohl gehört zum vollen Verständnis des Märchens auch das Erfassen der Idee. Und wenn man die Ironie nicht empfindet, so ist des Dichters Absicht verfehlt. Aber es ist nicht notwendig, daß Kinder die Märchen voll ausschöpfen, wie sie in den Volksmärchen z. B. den mythischen Hintergrund nicht zu erkennen brauchen. Daß in des Kaisers neuen Kleidern die Macht der zur öffentlichen Meinung gewordenen Dummheit verspottet wird, daß das häßliche junge Entlein den Entwicklungsgang des Genies schildert, das brauchen Kinder nicht zu empfinden. Trotzdem können sie diese Märchen gern lesen, weil es für sie genügt, wenn sie den äußeren Gang der Handlung erfassen. Und das vermögen sie, und darum verfolgen sie mit Interesse das Schicksal des Entleins, und sie lachen aus

vollem Herzen über des Kaisers Kleider, die gar nicht da sind. Und sie freuen sich an der reichen Detailschilderung und an den vielen Personifikationen von Gegenständen ihrer täglichen Umgebung. Eine Reihe von Märchen allerdings geht über das Verständnis der Kinder hinaus — übrigens hat Andersen seine späteren Märchen auch gar nicht für Kinder geschrieben. — Leider werden sie von Erwachsenen viel zu wenig gelesen.

Wir brauchen hier nicht zu untersuchen, welche Märchen sich für Kinder eignen, da es eine ganze Anzahl guter Auswahlen aus Andersen für die Jugend gibt.

Die Zahl der Märchenerzähler seit Andersen ist eine außerordentlich große. Es sind jedoch nur verhältnismäßig wenige selbständige darunter, deren Märchen wirklich eine Bereicherung unsrer Literatur bedeuten.

Schon Storm sagte über die moderne Märchendichtung: „Das Märchen hat seinen Kredit verloren; es ist die Werkstatt des Dilettantismus geworden, der seine Pfuscherarbeit mit bunten Bildern überkleistert und in zahllosen Jugendschriften einen lebhaften Markt damit eröffnet; das Wenige aber, was von echter Meisterhand in dieser Dichtungsart geleistet ist, verschwindet in diesem Wuste.“

Wir können hier nur einige der hervorragenden Märchendichter erwähnen.

Der bedeutendste ist Theodor Storm (1817—1888). Er hat fünf Märchen geschrieben: Der kleine Häwelmann (1849) ist eine anspruchslose Märchenplauderei für die Kleinen. In Hinzelmeier (1850) steht Storm auf Andersens Schultern, er gestaltet in feiner Weise die Idee, daß alle Theorie grau ist und von des Lebens goldnem Baum abführt; bei aller Sehnsucht nach dem Glück vermag der Held es nicht zu erreichen.

1864 entstanden die „Märchen aus der Tonne“, die Regentrude, der Spiegel des Cyprianus und in Bulemanns Haus. Die Regentrude knüpft an alte Märchenmotive an; die Mächte des befruchtenden Regens und des dörrenden Sonnenbrandes haben körperliche Gestalt gewonnen. Aber diese

Märchenzüge sind nur der Einschlag in das Gewebe der Dorfgeschichte, die ganz als Wirklichkeitserzählung sich gibt. Noch stärker tritt der Novellencharakter hervor im Spiegel des Cyprianus, der schon stark den Chronikstil zeigt, in dem Storm in späteren Novellen sich als Meister beweist. — Bulemanns Haus dagegen ist mehr im Ton der Gespenstergeschichten erzählt, an denen Storms Heimat so reich ist. — Alle drei gehören zu unsern köstlichsten Märchenerzählungen.

Auch Eduard Mörike, Storms Freund, hat vier Märchen geschrieben: Der Schatz (1836), Der Bauer und sein Sohn (1839), Die Hand der Jezerte (1841) und Das Stuttgarter Hutzelmännchen (1853). Sie sind weniger bekannt geworden, als sie es verdienen. Es sind nicht eigentlich Märchen, sondern mehr Märchennovellen, in denen sich nach Art der Romantiker Wirklichkeitserzählung und Berichte über wundersame Erlebnisse in seltsamster Weise mischen. Beim „Schatz" überwiegt die Wirklichkeitserzählnug so sehr, daß das Märchenhafte als phantastischer Spuk und Traum gedeutet werden kann, während Das Stuttgarter Hutzelmännchen, in dem die Historie von der schönen Lau eingeschlossen ist, mehr Züge des Volksmärchenhaften aufweist, so daß z. B. Storm annahm, Mörike habe vorhandene Sagen künstlich verwoben, worauf Mörike antwortete: „Mit Ausnahme dessen, was in den Noten ausdrücklich angeführt wird, ist alles frei erfunden; zum wenigsten hielt ich's bis jetzt dafür."

Noch ein dritter bedeutender Dichter, Ludwig Anzengruber, (1839—89) hat das Gebiet des Märchens betreten in den „Märchen des Steinklopferhans": Er verfolgt in den drei Märchen ausgesprochenermaßen eine didaktische Absicht, aber diese Absicht ist so mit „ganz sakrischen Finessen" verdeckt, sie ist so in der künstlerischen Form aufgelöst, daß sie nicht stört. Der Steinklopferhans, dieser prächtige, kluge, menschenkundige Kerl, den wir aus den „Kreuzelschreibern" kennen, erzählt die Märchen jedesmal als Exempel auf einen praktischen Fall, der im Dorf passiert ist. In

„Vom Hans und der Gretl“ rät er, mit dem Heiraten nicht zu lang zu warten. „Die G'schicht von der Maschin'“ soll den auf landwirtschaftliche Maschinen erbosten Landarbeitern zeigen, daß diese Maschinen für sie ein Segen sind, und die packend erzählte „Versuchung“ zeigt, wie auch der ehrlichste Mensch nicht sicher ist vor dem Fall, wenn die Versuchung zu schlimmer Stunde und in entsprechender Form an ihn herantritt.

Erwähnt sei hier noch Friedrich Hebbel, der als einziges Märchen schon 1843 seinen „Rubin“ schrieb.

Von Marie Petersen, die 1859 starb, hat sich die „Prinzessin Ilse“ (1850) erhalten, während die „Irrlichter“ (1854) nur selten noch gelesen werden. Prinzessin Ilse ist die symbolische Personifikation eines Flußlaufes. Das Märchen ist liebenswürdig erzählt, die Naturschilderungen besonders des Anfangs von poetischer Kraft, aber die Handlung ist unbedeutend und in dem Bestreben, alles Mögliche hineinzutragen, das Werden der Kultur, der Industrie usw., wird die Erzählung zu breit und unser Interesse erlahmt. Ein allerdings nur leises Moralisieren gereicht dem Ganzen auch nicht zum Vorteil.

Zu unsern bedeutenderen Märchenerzählern wird meistens auch Robert Reinick (1805—1852) gezählt. Nach unserm Empfinden verdient er das Lob nicht, das man ihm spendet. So feinsinnig und poetisch er in den besten seiner Lieder ist, so banal und poesielos sind fast alle seine Märchen. Selbst die Märchen, die zu seinen besten zählen und die in einzelnen Partien, in einzelnen Schilderungen den Dichter zeigen — wie die Schilfinsel, eine Hühnerwirtschaft — als Ganzes sind sie uninteressant, und oft verdirbt er die Wirkung noch durch Moralisieren. Auch seinem ersten und besten Märchen, der Wurzelprinzessin (1848), fehlt die Tiefe, um uns stärker zu fesseln.

Den vollen, echten Märchenton traf Volkmann-Leander (1830—1889) mit seinen „Träumereien an französischen Kaminen“ (1871). Der Verfasser, der bedeutende Chirurg Richard Volkmann, schrieb dieselben, als er

1870 vor Paris lag und nach der Arbeit des Tages an den Kaminen der verlassenen französischen Landhäuser von der fernen Heimat und den Seinen träumte. In einfacher, vornehmer Sprache erzählt er uns von Himmel und Hölle, vom verrosteten Ritter, vom Wunschring, vom Pechvogel und Glückskind, und immer hören wir ihm gerne zu, weil uns der tiefere Sinn anspricht, den Kunst und Lebensklugheit in das buntschillernde Gewand des Märchens kleidete; Kinder aber werden von der interessanten Handlung, von den Schicksalen des Helden gefesselt. Die Märchen Leanders dürfen sich unmittelbar neben die Stormschen stellen.

Auch die Märchen von Victor Blüthgen (geb. 1844), die „Hesperiden“, sind lesenswert. Die meisten seiner Märchen erinnern sehr stark an die Art Andersens. Blüthgen liebt es, wie sein Vorbild, Tiere und Gegenstände zu vermenschlichen und sie das Treiben der Menschen ironisierend nachleben zu lassen. Er personifiziert z. B. die alte Standuhr und die Hochzeitsstiefel; er schildert die Vergänglichkeit irdischer Schönheit im jungen Schmetterling, er verspottet die Selbsteingenommenheit der Menschen in der Kunstpuppe. In einigen Märchen steht sogar seine Erzählweise unter Andersens Einfluß. Einige wenige Märchen hat Blüthgen mehr im Ton der Volkssage erzählt, z. B. den Heidegeist, den wir zu seinen besten Märchen rechnen.

Ein fruchtbarer Märchenerzähler ist Rudolf Baumbach (1840—1905). Von ihm stammen Sommermärchen (1881), Erzählungen und Märchen (1885), Es war einmal (1889) und Neue Märchen (1896). Baumbach ist kein übler Erzähler, namentlich seine ersten Märchen zeichnen sich durch ihre anmutige Erzählweise aus. Die Märchen sind mehr kleine Novellen mit sagenhaften Motiven. Wie die meisten Märchenerzähler, zollt auch Baumbach Andersen seinen Tribut, nicht nur, indem er, wie in dem Märchen „Was der Kunstschlüssel erzählte“, dem leblosen Gegenstand die Erzählung in den Mund legt, sondern auch durch ironische Bemerkungen und kindliche Anspielungen, bei denen man bei Baumbach deutlich das Augenzwinkern nach dem

Erwachsenen hin merkt. „Faust war auf Erden Magister, und wegen einer gewissen Geschichte, die nicht hierher gehört, muß er noch dreitausend Jahre im Himmel Schule halten, ehe die großen Ferien für ihn beginnen.“ (Die Teufel auf der Himmelswiese.) „Jetzt sitzt sie (die Loreley), wie ich höre, auf einem Felsen im Rhein und hat ein Verhältnis mit einem Schiffer.“ (Der Fiedelbogen des Neck.) — Nirgends aber sind die Bemerkungen derart, daß nicht größere Kinder die Märchen lesen könnten.

Hans Hoffmann (geb. 1848 zu Stettin) hat zwei Bände Märchen geschrieben: „Bozener Märchen und Mären“ (1896) und „Ostseemärchen“ (1897). Er selbst nennt seine Märchen Novellen, und sicher hat er sie mehr für Erwachsene als für Kinder erzählt. Schon die Wahl mancher Themen läßt diesen Schluß zu, z. B.: Wie die Seekrankheit in die Welt gekommen ist („Der fliegende Weinhändler“), Wie die Schwiegermutter wegerzählt wird („Der arme Krebs“) u. a. Auch die Art, zu plaudern, der oft absichtlich lässige Stil, die leicht burschikose Ausdrucksweise, und vor allem die stark ironisierende Haltung der meisten Märchen fordern reifere Leser. „Sie schläft nur etwa so, wie eine Frau ohnmächtig wird, wenn ihr Mann ihr einen Wunsch versagt oder wenn ein anderer sie küssen will.“ (Prinzessin Meinetwegen.) „... einen Spezialarzt für Nerven weiter zu befragen: Und als er das getan hatte, war seine Silbertonne leer.“ (Plappermäulchen.) Hoffmann folgt hier dem Vorbild, das Musäus geschaffen hat.

Die letzten Jahre haben uns eine verhältnismäßig reiche Ausbeute an guten Märchenbüchern beschert.

Besondere Beachtung verdienen Rudolf Vogels „Frau Märe“ und „Glückskindle“. Vogel geht auf alte Mythen und Märchenmotive zurück, er behält die einfachen Märchenprobleme bei, aber er weiß sie so zu vertiefen, daß auch der Erwachsene ihm gern folgt. Dazu kommt die gute Sprache, die leicht und doch kraftvoll fließt.

Paul Geißler hat in dem „Buch von der Frau Holle“ (1903) Märchen gesammelt, die noch in verschiedenen Gegen-

den Deutschlands lebendig sind und die sich alle auf Frau Holle beziehen. Theodor Volbehr hat „Träumereien hinter dem Erdentag“ (1903) geschrieben, sechs Märchen mit wertvollem Inhalt. Die Sprache knapp, aber von großer Anschaulichkeit und großem Wohllaut. Die Schilderung ist manchmal etwas ausgedehnt, aber nie uninteressant. Und obgleich die Handlung nicht sehr lebhaft ist, interessiert sie doch, weil wir Anteil nehmen an dem Schicksal der handelnden Personen. Auch die „Goldenen Früchte aus Märchenland“ (1904) von Elisabeth Gnauck-Kühne sind gut erzählt, besonders die Naturschilderungen sind oft von intimem Reiz. Sie entnimmt ihre Stoffe der Natur, sie erzählt vom Dornbusch, vom Adler, von der Distel, von der Nachtigall, die sie vermenschlicht, das Menschentreiben leicht ironisierend.

Ebenfalls entnimmt der Däne Karl Ewald die Stoffe seiner „ausgewählten Märchen“ der Natur, wobei er bis zu den Quallen und Korallen hinabsteigt. Er offenbart in seinen Märchen ein reiches naturgeschichtliches Wissen, und es ist wohl seine Absicht, Kindern davon mitzuteilen. Aber er ist so sehr Dichter, daß in seinen besten Märchen die Absicht hinter der Märchenerzählung verschwindet. Er baut die Märchenform weiter aus, zu denen Andersen in den „Störchen“ und „den kleinen Grünen“ (Blattläusen) den Grund gelegt hat. Seine Tiere sind bei peinlicher Bewahrung ihrer charakteristischen Lebensumstände mit menschlichem Denken und Empfinden begabt. Auch das hat er mit Andersen gemein, daß seine Weltanschauung sich in einigen der Märchen widerspiegelt, z. B. in dem Storch und dem Regenwurm, wo der Storch den hochmütigen Edelmann, der Regenwurm den verfolgten Armen repräsentiert. Aber auch hier ist die Idee in der künstlerischen Form aufgelöst. Seine Sprache hat, besonders in den Schilderungen, dichterische Qualitäten, leider ist sie nicht überall frei von Geschmacklosigkeiten und Banalitäten. Wieviel davon aufs Konto der Übersetzung kommt, haben wir nicht feststellen können.

Mit besonderer Absicht für jüngere Kinder hat Ernst Dannheißer seine Miaulinamärchen (1902) erzählt. Wir können uns mit seiner Art nicht sehr befreunden. Um möglichst verständlich zu sein, erzählt Dannheißer in kurzen Sätzen; Nebensätze vermeidet er, wo es irgend geht. Dadurch bekommt sein Stil etwas ungemein Zerhacktes, und auch die Gedanken werden zerhackt. Wir glauben nicht, daß durch Dannheißers Art die Verständlichkeit wesentlich erhöht wird. Die Kleinen sprechen durchaus nicht in kurzen Sätzen, sie verbinden gern, wobei das „und da" eine große Rolle spielt.

Von bedeutenden modernen Dichtern besitzen wir nur vereinzelte Märchen.

Eine kleine, aber gute Auswahl neuerer Märchen bietet Emil Weber in seinen „Neuen Märchen". Wir finden u. a. darin das ergreifende „Märchen von den zwei Rosen" (1886) von Ernst v. Wildenbruch im Stil der Märchennovelle und das „Märchen vom Maulwurf" von Richard Dehmel, in dem er das Sehnen nach dem Licht schildert.

Es ist nicht unsere Absicht, alle die zahlreichen Märchenbücher der letzten Jahre zu charakterisieren oder auch nur zu registrieren. Die meisten verdienen ihr Los, möglichst schnell der Vergessenheit anheimzufallen. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß gerade so sehr viele Märchen geschrieben werden. Es geschieht nicht nur aus Spekulation, durch den guten Klang des Titels „Märchen" die Eltern zum Kauf zu locken. Wir haben Gelegenheit gehabt, verschiedentlich Märchenmanuskripte durchsehen zu können. Fast immer versicherten die Verfasser resp. die Verfasserinnen, die Märchen hätten die Probe bereits bestanden, sie seien Kindern erzählt und die hätten mit großem Vergnügen zugehört. Wir setzen nicht den mindesten Zweifel in diese Versicherung, weil wir aus eigener Erfahrung wissen, wie vergnügt Kinder sind, wenn man ihnen irgend welche Geschichten oder Märchen erzählt. Aber etwas anderes ist es, wenn solche eigenen Märchen aufgeschrieben sind, wenn dem toten Buchstaben der belebende Hauch der Rede, wenn der Reiz persönlicher Beziehung zwischen Erzähler und Hörer

fehlt; bei weitem nicht immer hat dann das Märchen die Kraft, in der fremden Seele lebendig zu werden. Das bißchen Wunder allein tut's beim Märchen denn doch nicht. Es muß schon eine „feine Künstlerhand" sein, die die Worte zusammenfügt.

Die meisten Märchenerzähler und -erzählerinnen sind zu „gebildet"; es leben zu viel Reminiszenzen in ihnen: Gestalten und Situationen und sogar bestimmte Wendungen aus Grimm und Andersen drängen sich vor, oder auch aus Tausend und einer Nacht oder aus Hauff, zuweilen auch aus Musäus und Leander. Und dann wird der Dilettant zu leicht verführt, die Freiheit des Märchens zu benutzen, um sich von Kunst- und Stilgesetzen zu befreien. Verhältnismäßig am besten gelingen meistens die Märchen, in denen alte Märchenstoffe, Kindheitserinnerungen, wiedererzählt und dabei verändert und umgedichtet werden, wie es in neuester Zeit Theodor Krausbauer getan hat in „Aus meiner Mutter Märchenschatz". Aber seine Märchen können den Vergleich mit den Brüdern Grimm nicht entfernt aushalten.

Wir meinen, wohl müssen Kinder Märchen lesen. Sie müssen Märchen von Grimm kennen lernen und von Andersen. Und dann müssen sie ein paar Märchen unserer besten Dichter lesen. Und wenn dann noch das eine oder andere Märchen mit tieferer Symbolik, mit feinerer Psychologie hinzukommt, so genügt das vollkommen. Mit dem zunehmenden Alter muß das Kind über die Sage hinüber zur Wirklichkeitserzählung kommen, wenn auch daneben das Märchen nicht ganz verschwinden sollte.

Märchen: Zeittafel.

Mitte des 16. Jh. 1001 Nacht zusammengestellt.
1550 Die Nächte des Straparola.
1637 Der Pentamerone des Basile.
1697 Charles Perrault (1633—1703), „Erzählungen meiner Mutter Gans".
ca. 1700 Gräfin Aulnoy (1650—1705), „Feenmärchen".
1704 ff. Übertragung von 1001 Nacht ins Französische durch Galland.

1782 Musäus, Volksmärchen der Deutschen.
1791 Vulpius, Ammenmärchen.
1811 Fouqué, Undine.
1812 Büsching, Volksagen, Märchen und Legenden.
1812 Brüder Grimm, Kinder- u. Hausmärchen I. Bd.
1815 Brüder Grimm, Kinder- u. Hausmärchen II Bd.
1812—1817 Tieck, Phantasus.
1814 Chamisso, Peter Schlemihl.
1824 ff. v. Habicht, v. d. Hagen u. Schall, deutsche Ausgabe von 1001 Nacht.
1826—1828 Wilh. Hauff, „Märchenalmanach". 3 Teile.
1835 Hans Chr. Andersen, „Märchen für Kinder erzählt". (Enthält 4 Märchen.)
1836 E. Mörike, Der Schatz.
1838 Brentano, Gockel, Hinkel u. Gackeleia.
1839 Mörike, Der Bauer und sein Sohn.
1842 H. Chr. Andersen, „Märchen" (1. größere Sammlung).
1845 Ludwig Bechstein, Deutsches Märchenbuch.
1846 Brentano, Märchen.
1848 Reinick, Wurzelprinzessin.
1849 Storm, Der kleine Häwelmann.
1850 Storm, Hinzelmeier.
1850 Marie Petersen, Prinzessin Ilse.
1853 E. Mörike, Das Stuttgarter Hutzelmännchen.
1853 Otfried Mylius, Das Glasmännchen.
1854 Marie Petersen, Irrlichter.
1856 L. Bechstein, Neues deutsches Märchenbuch.
1859 Th. Benfey, „Pantschatantra", fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen u. Erzählungen.
1864 Storm, Märchen a. d. Tonne.
1871 Volkmann-Leander, Träumereien an französischen Kaminen.
1873 Reinick, Märchen-, Lieder- u. Geschichtenbuch. (Nach seinem Tod [1852] zusammengestellt).
1878 Blüthgen, Hesperiden.
1881 Baumbach, Sommermärchen.
1885 Baumbach, Erzählungen u. Märchen.
1885 Seidel, Wintermärchen.
1886 Wildenbruch, Humoresken und anderes (Märchen v. d. zwei Rosen).
1889 Baumbach, Es war einmal.
1892 Paschali, Die silberne Glocke.
1896 Baumbach, Neue Märchen.
1896 Dehmel, Gedichte und Märchen.
1902 Vogel, Glückskindle.

1902 **Dannheißer**, Miaulina.
1903 **Geißler**, Das Buch v. d. Frau Holle.
1903 **Volbehr**, Träumereien hinter dem Erdentag.
1904 **Gnauck-Kühne**, Goldene Früchte aus Märchenland.

Märchen: Literatur.

Köhler, Reinhold, „Aufsätze über Märchen und Volkslieder". Berlin, 1894, Weidmannsche Buchhdlg.
Inhalt: Über die europäischen Volksmärchen. Eingemauerte Menschen. St. Petrus, der Himmelspförtner. Die Ballade v. d. sprechenden Harfe. Von Glück und Unglück. Das Hemd des Glücklichen.

Köhler, Reinhold, „Kleinere Schriften zur Märchenforschung". Weimar, 1898, Emil Felber.
Aufsätze über einzelne Märchenstoffe, Rezensionen u. dgl.

Benfey, Theodor, „Pantschatantra", fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. 1. u. 2. Teil. Leipzig, 1859. Mit sehr ausführlicher Einleitung.

Benfey, Theodor, „Kleine Schriften zur Märchenforschung". 2. Aufl. 1894.

Scherer, Jacob Grimm. 1865.

Jacob Grimm, Selbstbiographie in „Kleinere Schriften". I. Bd.

Wilh. Grimm, Selbstbiographie in „Kleinere Schriften". I. Bd.

Brandes, Georg, „Andersen" in Moderne Geister. 1897.

Höller, Guido, „Hans Christian Andersen und seine Märchen". Leipzig, 1905, E. Wunderlich.

Aufsätze über Märchen.

Ernst Linde, „Zur ästhetisch-pädagogischen Würdigung und Behandlung der Märchen". (In „Kunst und Erziehung", Leipzig, Fr. Brandstetter, 1905.) In Form einer Polemik gegen Rein, Pickel und Scheller bringt L. ausgezeichnete Bemerkungen über die ästhetische Bedeutung der Märchen.

Jacob Loewenberg, „Unsere Volksmärchen" (Pädagogische Reform. Hamburg, 1896, Nr. 3 u. 4). Eine vorwiegend ästhetische Würdigung.

C. J. Krumbach, „Grimms Märchen [in Lesebüchern] mit den Quellen verglichen". (In „Geschichte und Kritik der deutschen Schullesebücher". Leipzig, Teubner, 1896.)

O. Willmann, „Volksmärchen und Robinson als Lehrstoffe". („Pädagogische Vorträge". Leipzig, 1905, 4. Aufl.)

Franz Reuleaux, „Deutung und Bedeutung der Volksmärchen". (Westermanns Monatshefte, 1898, 4. Bd., S. 43.) Geht besonders auf die mythologische Bedeutung ein.

Friedrich von der Leyen, „Zur Entstehung des Märchens". Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen. Bd. CXIII, S. 249, 1905). Ableitung der Märchen aus dem Urzustand der Völker.

Arthur Bonus „Zur Biologie der Märchen". (Preußische Jahrbücher, Februar 1905). Eine Zusammenfassung des Standes der Märchenforschung.

Die Volkssage.

Volkssage und Märchen gehören eng zusammen. Beide verbinden das Natürliche und Begreifliche mit dem Unbegreiflichen. Das Märchen ist im allgemeinen poetischer, die Sage historischer. Dann hat die Sage noch das Besondere, daß sie an etwas Bekanntes und Bestimmtes anknüpft, an einen geschichtlichen Namen oder an einen bestimmten Ort. Danach unterscheiden wir im allgemeinen historische Volkssagen und Ortssagen.

Die historischen Volkssagen sind nur noch Trümmer von dem großen Schatz uralter deutscher Volkspoesie. Fast jede Gegend in Deutschland hat den Untergang des größten Teiles ihrer alten landschaftlichen Heldenpoesie zu beklagen. Viel ist zugrunde gegangen durch die Völkerwanderung und durch die fortwährenden Kriege zwischen den einzelnen Stämmen. So sind die meisten Sagen des edlen Gotenstammes fast alle verloren. Ebenso geht es mit den Sagen der Sachsen, Westfalen und Friesen; hier hat besonders die grausame Bezwingung durch Karl den Großen und die gewaltsame Christianisierung mit ihrer Zerstörung aller Altertümer der Vorzeit und der Geringschätzung aller heidnischen Sitten und Sagen viel vernichtet. Wohl bilden sich, mit Karl beginnend, um die Person der Fürsten neue Sagenkreise. Aber sie zeigen sich mehr vereinzelt, auf das herrschende Haus, auf einzelne Könige oder mächtige Fürsten, oft anekdotenartig beschränkt. Und besonders die Kaisersage versiegt fast schon nach den Ottonen, nur noch um Friedrich Barbarossa und Rudolf von Habsburg und Maximilian ranken sich vereinzelte Sagen.

Die örtlichen Sagen haben mehr Lebenskraft bewiesen als die historischen; sie sind es, die noch heute vielerorts

lebendig sind. Ihre Überlieferung und ihre Neubildung wurde begünstigt durch die Fortdauer der Orte, auf die sie sich bezogen. Um alles, was die Natur eines Ortes Ungewöhnliches besitzt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied. „Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Felsen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entspringt bald eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigentümlichkeit jedes dieser Gegenstände begründet, und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist. Wie mächtig das dadurch entstehende Band sei, zeigt an natürlichen Menschen jenes herzzerreißende Heimweh.“ (Brüder Grimm.)

Die Volkssagen wurden lange Zeit hindurch von den Gebildeten ebensowenig beachtet wie die Heldensagen. Aber mit dem wiedererwachten Interesse für die letztere am Anfang des 19. Jahrhunderts fand auch die Volkssage wieder Beachtung.

Musäus war einer der ersten, der durch die Nacherzählung einiger echter Sagen in seinen „Volksmärchen der Deutschen“ (1782—1784) auf die Sagen hinwies. Diese Volksmärchen enthalten folgende Stücke: Rübezahl (fünf „Legenden“: Rübezahl und Emma, Rübezahl und das Hirschberger Schneiderlein, Rübezahl und der Bauer [zu Dank bezahlt], Rübezahl und der Glashändler, Rübezahl und die Gräfin), Melechsala, Der geraubte Schleier, Stumme Liebe, Der Schatzgräber, Die Bücher der Chronika der drei Schwestern, Richilde, Rolands Knappen, Liebestreue, Ulrich mit dem Bühel, Die Nymphe des Brunnens, Libussa, Die Entführung, Dämon Amor.

Nur einige dieser Stücke haben Sagencharakter, besonders Rübezahl; die meisten sind romanartig und enthalten nur märchen- und sagenhafte Partien. Musäus hat die Stoffe aus dem Munde alter Frauen und Kinder und eines alten Soldaten gesammelt; er hat ihnen aber in der Form ganz seinen Charakter aufgeprägt. Er liebt es, seine Erzählung in breitem Strom dahinfließen zu lassen, seine Sprache ist zuweilen von absichtlicher Umständlichkeit, er verweilt

gern bei Episoden und malt sie langatmig aus; er gefällt sich in auffallenden Bildern und ungewöhnlichen Redewendungen, und er, der Gymnasialprofessor in Weimar, der seit 1763 bis zu seinem Tode 1787 dem dortigen schöngeistigen Kreise angehörte, er, der schon zwei satirische Romane verfaßt hatte, er verleugnete seine satirisch-komische Ader und seine Ironie auch in seinen Volksmärchen nicht. Diese eingefügten ironischen und literarischen Anmerkungen, die witzigen Andeutungen auf das klassische Altertum und auf Umstände der Zeit, die mannigfachen psychologischen und moralischen Reflexionen und die vielen ungewöhnlichen Fremdwörter waren ganz auf das Publikum seiner Zeit berechnet. Als Beispiel eine kleine Auslese aus dem Rübezahl: Portogetractat, Condominium, Olims Zeiten, Considente, Kontemplationsgeist, Adspekten, Kaprise, Stratagem, Inkulpat, brevi manu, Malifikant, Rhadamant, Pönitenziarius, abnegoziieren, Asmodi, Parochus, Curantin, Entrevue, Palimodie, Epopee usw. „Rübezahl, der das Riesengebirge traun berühmter gemacht hat als die schlesischen Dichter allzumal“, „das Bild der Schönen in seiner Imagination zu fixieren“, „Sie bildete die eine Rübe zu einer Cyperkatze um, so schön und zutätig, als weiland Fräulein Rosaureus Murner war“, (Rübezahl verzählt sich zum drittenmal), „und das war eben nicht zu verwundern. Ein Mädchenideal kann den besten arithmetischen Kopf verwirren, und selbst dem infallibeln Kästner soll's ehedem unter gleichen Umständen begegnet sein, sich verrechnet zu haben“, „daß ihr liebes Hausvieh an der Indigestion des Königs Midas gestorben sei“, usw. in großer Zahl.

Diese Anmerkungen haben mit dem Wesen der Sage nichts zu tun; und jede Zeit darf sich das Recht nehmen, diese willkürlichen Interpolationen herauszulassen, da das bei Musäus in fast allen Fällen ohne Gewaltsamkeit und ohne daß der Charakter geändert wird geschehen kann. Besonders wenn es sich um Ausgaben für die Jugend handelt, müssen wir solche Bearbeitungen wünschen, da die Lesbarkeit dadurch ohne Frage erhöht wird. Schwieriger schon

ist es, die Volksmärchen, in denen Musäus in bezug auf die Liebe sehr deutlich wird, wie z. B. in Rolands Knappen und im geraubten Schleier, so zu kürzen, daß keine Verstümmelung daraus wird.

Am meisten Freunde haben von jeher die Rübezahllegenden gehabt. Eine behutsame Bearbeitung bieten die Jungbrunnen-Ausgaben, sowie Schaffsteins Volksbücher, und Louis Thomas, Rübezahl (Berlin, H. Meidinger). Auch andere Volksmärchen von Musäus sind häufig für die Jugend bearbeitet worden. „Die Nymphe des Brunnens“ finden wir z. B. in Gerlachs Jugendbücherei, in Schaffsteins Volksbüchern und im Jungbrunnen; „Stumme Liebe“ und „Libussa“ sind ebenfalls in der Jungbrunnensammlung. Bei Schaffstein finden wir außerdem noch „Rolands Schildknappen“, „Der geraubte Schleier“, „Die Bücher der Chronika der drei Schwestern“; aber diese Stücke sind so stark gekürzt, daß sich starke Bedenken gegen diese Bearbeitungen erheben.

Musäus Volksmärchen fanden großen Anklang, besonders Wieland lobte sie sehr und meinte, ebenso wie Musäus selbst, auch die Jugend würde sie ohne Schaden lesen können.

Mit dem Anfang des 19. Jahrhunderts wurde das Interesse für Volkssagen lebhafter. 1800 erschien die Otmarische Sammlung der Harzsagen; 1815 gab Wyß ein Dutzend Schweizersagen heraus, die er in größere Gedichte umdichtete.. Ferner erschienen 1812 eine Sammlung Sagen von Büsching und 1814 von Gottschalk, bis endlich die Brüder Grimm ihre weitumfassende Sammlung „Deutsche Sagen“ herausgaben. Der erste Band, der die Ortssagen enthält, erschien 1816, der zweite Band mit den historischen Sagen 1818.

Grimms Sagen zeichnen sich besonders durch ihre Treue aus. Sie stammen sowohl aus schriftlichen Quellen als auch aus mündlicher Überlieferung. Zum Teil sind die Sagen bearbeitet. So sind einige historische Sagen Übersetzungen aus dem Lateinischen, andere sind prosaische Auflösungen gereimter Quellen, zum Teil sind sie auch aus mehrfachen Quellen zusammengefügt. Als Ganzes ist die Sammlung sehr

reichhaltig, daß nicht viele Menschen alle Sagen lesen werden. Dazu kommt, daß manche Sagen inhaltlich nicht viel bieten, teilweise auch sind sie dem Inhalt nach sehr gleichmäßig. Für denjenigen, der sich für die Sagen interessiert, ist das nur von erhöhtem Interesse, aber für die weitere Verbreitung der Sammlung im Volke und unter der Jugend bedeuten die genannten Umstände ein Hindernis. Es kam so weit, daß, während die Grimmschen Märchen jeder kannte, die Grimmschen Sagen bis auf einige klägliche Reste in Lesebüchern fast verschollen waren. Die letzten Jahre mit ihrem wieder erwachenden Sinn für Volkspoesie haben auch hier eine Wendung zum Bessern gebracht. In der Hamburgischen Hausbibliothek erschien 1902 eine reiche Auswahl in einem Bande (Janssen-Hamburg), die sich schnell verbreitet hat. Leider haben ein paar Sagen, die geschlechtliche Dinge berühren, vielfach verhindert, daß Kinder das Buch in die Hände bekamen. Eine kleine Auswahl meist historischer Sagen speziell für Kinder bietet A. Otto (Wiegand-Hilchenbach, 1902; jetzt bei Benzinger, Stuttgart).

Nach der Sammlung der Brüder Grimm sind eine große Zahl von Sammlungen erschienen, die Ortssagen verschiedener Landschaften enthalten. Besonders waren es Bechstein und Müllenhoff, die Sammlungen von besonderer Bedeutung brachten. Wir zählen am Ende des Abschnitts eine Anzahl dieser Sammlungen auf, da es durchaus erwünscht erscheint, daß aus ihnen eine Auswahl getroffen werde für die Jugend der verschiedenen Gegenden. Zum Teil ist das in den letzten Jahren bereits geschehen. Hierher gehören:

Lund, Schleswig-Holsteinische Sagen. Eine Auswahl aus Müllenhoffs Sagen (Liebscher-Siegen).

Aus fränkischen Gauen, Sage und Dichtung. (Würzburg, 1903, H. Stürtz.)

Trautmann, Fr., Münchener Stadtbüchlein (Augsburg, 1904, M. Seitz.)

Lehmensick, Thüringer Sagen (bei Bredt).

Fick, Die schönsten Sagen aus Rheinland und Westfalen (Benzinger-Stuttgart).

Kossebeer, Hildesheimer Rosen (Gerstenberg).

Exner, Schlesische Sagen (Priebatsch-Breslau, 1905).
Zöhrer, Österreichisches Sagen- und Märchenbuch (Prochaska-Wien).

Leider wird bei solchen Auswahlen für die Jugend nicht immer nach dem Grundsatze verfahren, daß der Abdruck getreu nach den betreffenden Quellen geschehen sollte. In fast allen Fällen bedeutet eine Änderung auch zugleich eine Verwässerung und Verschlechterung, vor allem, wenn die Änderung aus besonderer Rücksicht auf die Jugend geschieht. Wenn man glaubt, daß sich eine Sage für Kinder aus irgend einem Grunde nicht eignet, so möge man auf dieselbe verzichten, aber nicht sie ändernd verschlechtern. (Ausnahmen siehe bei Musäus und den Volksbüchern.) Etwas anderes ist es natürlich, wenn ein Dichter den Sagenstoff zu einer Darstellung benutzt.

Sagensammlungen.

Karl Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein und Lauenburg. Kiel, 1845.
A. Kuhn u. W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen u. Gebräuche. Leipzig, 1848.
L. Frahm, Norddeutsche Sagen von Schleswig-Holstein. Altona, 1890.
Karl Simrock, Rheinsagen. Bonn.
J. Milenowsky, Volksmärchen aus Böhmen. Breslau, 1853.
Joh. Nepomuk, Ritter v. Alpenburg, Deutsche Alpensagen. Wien, 1861.
E. L. Rochholz, Schweizersagen a. d. Aargau. Aarau, 1856.
Ant. Peter, Sagen u. Märchen, Bräuche u. Volksaberglaube aus Österr.-Schlesien. Troppau, 1864.
Adalb. v. Herrlew, Die Sagen des Spessarts. Aschaffenburg, 1851.
A. Schöppner, Sagenbuch der Bayrischen Lande. 3 Bde. München, 1852.
Friedr. Panzer, Bayrische Sagen u. Bräuche. Beitrag zur deutschen Mythologie. 2. Bd. München, 1848.
Friedr. Schönwerth, Aus der Oberpfalz, Sitten u. Sagen. 3 Teile. Augsburg, 1857, 1858, 1859.
Ludw. Bechstein, Der Sagenschatz des Frankenlandes. Würzburg, 1842.
W. Binder, Schwäbische Volkssagen, Geschichten, Märchen. Stuttgart, 1845.

Aug. Stöber, Oberrhein. Sagenbuch. Straßburg, 1842.
W. Binder, Allemannische Volkssagen, Geschichten und Märchen. Stuttgart, 1842.
J. Boader, Sagen des Neckartales, der Bergstr. u. d. Odenwaldes. Mannheim, 1843.
Aug. Stöber, Die Sagen des Elsaßes. Augsburg, 1858.
Jos. Ad. Marquier, Die Sagen am Bodensee. Konstanz, 1809.
Ernst Meier, Deutsche Volksmärchen aus Schwaben. Stuttgart, 1863.
Anton Birlinger, Aus Schwaben. Sagen, Legenden, Aberglauben, Sitten, Rechtsgebräuche, Ortsneckereien, Lieder, Kinderreime. 2 Bde. Wiesbaden, 1844.
Bernh. Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden. Karlsruhe, 1851.
Ewald Victoria Dietrich und A. Testor, Die romantischen Sagen des Erzgebirges. Annaberg, 1821.
Ferd. Backhaus, Die Sagen der Stadt Leipzig. Leipzig, 1844.
J. G. Th. Gräße, Der Sagenschatz des Königreichs Sachsen. Dresden, 1855.
W. Börner, Volkssagen aus dem Orlagau. Altenburg, 1838.
Selt, Sagen aus Breslaus Vorzeit.
Goedsche, Schlesischer Sagen-, Märchen- und Legendenschatz. Meißen, 1839.
Gräße, Sagenbuch des preußischen Staates. Glogau, 1871.
Büsching, Sagen und Geschichten aus dem Schlesierlande und von der Burg Kinsberg. Breslau, 1824.
Haupt, Sagenbuch der Lausitz. Leipzig, 1862.
Ernst Willkomm, Sagen u. Märchen a. d. Oberlausitz. Hannover, 1843.
Ludw. Bechstein, Thüringer Sagenbuch. 2 Bde. Wien u. Leipzig, 1858.
L. Bechstein, Der Sagenschatz u. d. Sagenkreise des Thüringerlandes. 4 Tl. Hildburghausen, 1835, 36, 37, 38.
Aug. Witschel, Sagen aus Thüringen. Wien, 1846.
K. Chr. Schmieder, Frau Holle, Hessisches Volksmärchen vom Meißnerberge. Kassel, 1825.
J. W. Wolf, Hessische Sagen. Göttingen u. Leipzig, 1853.
Herm. v. Pfister, Sagen u. Aberglauben aus Hessen-Nassau. Marburg, 1885.
Ad. Kuhn, Sagen, Gebräuche und Märchen aus Westfalen. Leipzig, 1859.
H. Stahl, Westfälische Sagen u. Geschichten. 2 Bdchen. Elberfeld, 1831.

J. Krüger, Westfälische Volkssagen-Erzählungen. Wiesbaden, 1855.
P. Bahlmann, Münsterländische Märchen, Sagen, Lieder u. Gebräuche. Münster, 1898.
Aloys Schreiber, Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwald u. den Vogesen.
J. D. Temme, Die Volkssagen der Altmark. Berlin, 1839.
W. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen-Gebräuche aus dem Spreewald. Leipzig, 1880.
A. Kuhn, Märkische Sagen u. Märchen. Berlin, 1843.
J. D. Temme, Die Volkssagen v. Pommern-Rügen. Berlin, 1840.
O. Knoop, Volkssagen a. d. östlichen Hinterpommern, Posen, 1885.
Otto Knoop, Sagen u. Erzählungen aus d. Provinz Posen. 1893.
F. Leibing, Sagen u. Märchen des Bergischen Landes.
Otto Schell, Bergische Sagen. Elberfeld, 1897.
D. F. Karl, Danziger Sagen. 2 Hefte. Danzig, 1843/44.
C. Schuster, Sagen des Harzes. Hannover, 1832.
K. Seifart, Sagen, Märchen, Schwänke u. Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim. Göttingen, 1854.
H. Pröhle, Sagen des Harzes. Leipzig, 1859.
H. Harrys, Volkssagen, Märchen, Legenden Niedersachsens. Celle, 1862.
L. Strakerjahn, Aberglauben und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. 2 Bd. Oldenburg, 1867.
Fr. Studemund, Mecklenburgische Sagen. 3 Hefte. Parchim, 1820, 22, 23.
A. Niederhöster, Mecklenburgs Volkssagen. 4 Bde. Leipzig, 1857.
K. Bartsch, Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Mecklenburg. 2 Bde. I. Bd.: Sagen u. Märchen. Wien, 1879.
C. P. Hansen, Friesische Sagen u. Erzählungen. Altona, 1858.
Otto Beneke, Hamburgische Geschichten u. Sagen. Hamburg, 1854.
Otto Koch, Hamburgs romantische Vorzeit, Novellen u. Sagen v. d. Entstehung Hamburgs. 2 Bde. Hamburg, (o. Jahr).
Georg Listmann, Sagenbuch der freien Reichsstadt Frankfurt am Main. Frankfurt a. M., 1856.
Karl Enslin, Frankfurter Sagenbuch. Frankfurt a. M. 1861.
H. Asmus, Lübecks Volkssagen, Legenden, Märchen. Lübeck (o. Jahr).
E. Deneke, Lübische Geschichten u. Sagen. Lübeck, 1852.
W. Hertz, Deutsche Sage im Elsaß. Stuttgart, 1872.

Die Volksbücher.

Eine eigentümliche Stellung nehmen die Volksbücher ein. Volksbücher heißen nicht darum so, weil sie jenen niedern Ständen allein gehören, die man mit dem Namen des Volkes vorzugsweise beehrt, sondern weil sie, ohne Ausschließung eines Standes, der Gesamtheit des Volkes gefallen wollen. Nach keiner Seite hin hat die Literatur eine allgemeinere Verbreitung gewonnen, als indem sie den Kreis der höheren Stände durchbrach und zu den unteren Klassen übertrat, unter ihnen wohnte und Leben von ihrem Leben wurde. Görres sagt von ihnen: „Wie sehen wir nicht jedes Jahr in der höheren Literatur die Geburten des Augenblicks wie Saturn seine Kinder verschlingen, aber diese Bücher leben ein unsterblich unverwüstlich Leben, viele Jahrhunderte hindurch haben sie Hunderttausende, ein ungemessenes Pub ikum beschäftigt; nie veraltend sind sie, tausend und tausendmal wiederkehrend, stets willkommen; unermüdlich durch alle Stände pulsierend und von unzählbaren Geistern aufgenommen und angeeignet, sind sie immer gleich belustigend, gleich erquicklich, gleich belehrend geblieben, für so viele Sinne, die unbefangen ihrem inwohnenden Geiste sich geöffnet. — So weit deutsche Zungen reden, sind sie überall vom Volke geehrt und geliebt; von der Jugend werden sie verschlungen, vom Alter noch mit Freude der Rückerinnerung belächelt. Man glaube nur nicht, das ein Schlechtes für sich diese Prüfung der Menge und der Zeit bestehen könne; es kann mit unterlaufen, von dem Guten durchgeschleppt, aber nimmer sich für sich selbst allein behaupten."

Man kann die Volksbücher nach keiner Seite hin abgrenzen. Sie enthalten historische Sagen, Lokalsagen, Schwankbücher, Rätselbücher, Kräuterbücher, Wetterbücher. Ebenso mannigfaltig ist ihre Entstehung. Die Form, in der sie uns überliefert ist, stammt zum allergrößten Teil aus dem 15. Jahrhundert. Als 1440 die Buchdrucker-

kunst erfunden wurde, da wurde eine herrliche Blüte am Baum deutscher Volkspoesie geknickt: die mitschaffende Phantasie des Volkes in Volkslied und Sage wurde mehr und mehr ertötet, indem Lieder und Sagen fixiert wurden. Dadurch mußte ihr Leben matter werden, weil das Lebendige der mündlichen Tradition immer mehr fortfiel und dafür das stumme, einsame Lesen an die Stelle trat. Allerdings wurde dafür die Verbreitung eine allgemeinere, da sie durch die „fliegenden Blätter, gedruckt in diesem Jahr", durch alle Lande getragen wurden.

Nicht alle Volksbücher haben für uns das gleiche Interesse. Die kleine Gruppe der Arznei-, Traum- und Wetterbüchlein hat für uns nur noch kulturhistorische Bedeutung; z. B. „Bauern Praktika oder Wetterbüchlein, wie man die Witterung eines jeden Jahres eigentlich erlernen und erfahren mag. Durch Henricum von Uri. Gedruckt in diesem Jahr." — Wir werden auf diese Bücher nicht allzu hochmütig herabsehen, wenn wir bedenken, welcher Aberglauben in bezug auf Wetter- und Traumdeuterei noch in unsrer Zeit herrscht.

Eine bedeutungsvolle Gruppe bilden die Schwankbüchlein: Die Schildbürger, Die sieben Schwaben, Der Pfaff von Kahlenberg, Eulenspiegel und Dr. Faust. Die Streiche und Schwänke dieser Bücher gehören verschiedenen Zeiten an. Sagenhafte und historische Narren und Schälke zogen magnetisch an, was, zu ihrem Wesen passend, von Narren- und Schalksstreichen herrenlos umherstreifte. Auch aus bestehenden Werken wurde einzelnes aufgenommen, z. B. aus dem „Decamerone" des Boccaccio und aus dem „Pfaffen Amis" des Stricker. Die einzelnen Streiche aber sind dann von einer ordnenden Hand zu einem Ganzen zusammengefügt, besonders meisterhaft in den Schildbürgern (und im Reineke Fuchs, den man mit hierher zählen mag).

Die umfangreichste Gruppe bilden die Ritterromane, die zum größten Teil aus dem Französischen, zum Teil auch aus dem Niederländischen stammen. In dem Zeitalter der Erfindungen kam der Bürgerstand immer mehr empor, das Rittertum sank immer mehr zurück. In dieser Zeit ver-

suchten die vornehmen Stände, namentlich einige hochgestellte Frauen, das Rittertümliche wenigstens in der Literatur zu erhalten, indem sie teils ältere deutsche Dichtungen in Prosa auflösten, wie Tristan und Wigoleis, teils Ritterromane aus fremden Sprachen übersetzten, namentlich aus dem Französischen, wo die Auflösung der Heldengedichte in Prosa schon früher begonnen hatte. So übersetzte Otto von Diemeringen 1484 die „Reise des Montevilla", Thüring von Ruggeltingen 1456 die „Melusine", Gräfin Elisabeth von Nassau-Saarbrück übertrug „Loher und Maller" und „Hug Schapler", Eleonore von Österreich (1448—1480) übersetzte „Pontus und Sidonie", alles aus dem Französischen.

Alle diese Volksbücher wurden in fliegenden Blättern besonders auf Messen und Märkten verkauft. Da jedermann sie drucken durfte, da aber der den meisten Absatz hatte, der sie am billigsten anbot, so gerieten die Volksbücher bald in eine große Verwahrlosung, innerlich und äußerlich. Spekulierende Händler besorgten die zahllosen Auflagen, die Konkurrenz veranlaßte Kürzungen, um sie zu verbilligen.

„Schon die ersten Ausgaben hatten Druckfehler enthalten; an ihre Verbesserung dachte man nicht, die folgenden Auflagen, welche jene zugrunde legten, fügten neue hinzu, Versehen häuften sich auf Versehen und bald begann, da inzwischen auch mancher Ausdruck, manche Wendung veraltet war, das Verständnis überall zu hapern. Da kein Herausgeber da war, suchten Setzer und Druckherr, so gut sie konnten, nachzuhelfen und entfernten sich oft nur noch mehr vom ursprünglichen Sinne. Noch durch andere Tore brach das Verderbnis herein. In katholischen Ländern ließ man auf Rom, Mönchtum und Heilige nicht schelten; in protestantischen galt alles Wunderbare für heillosen Aberglauben und noch ehe die blaue Tinte der Staatszensur ihre Verheerungen anzurichten begann, hatte der konfessionelle Eifer schon manches Opfer geschlachtet. Fast noch schlimmer wütete neuerdings die Schere der modernen Prüderie, der geschworenen Feindin der Volksliteratur." (Simrock.)

Dazu kam, daß die Volksbücher von den Gebildeten gar nicht beachtet wurden. Wie bei den Helden- und Volkssagen trat auch bei den Volksbüchern um die Wende des 18. Jahrhunderts ein Umschwung ein. Vorher schon hatten Wieland und Goethe auf Stoffe der Volksbücher zurückgegriffen, um sie zu selbständigen Dichtungen umzuschaffen, Wieland in seinem Oberon, in dem er neben dem französischen Roman Huon de Bordeaux auch Motive aus Shakespeares Sommernachtstraum benutzte, Goethe im Faust und besonders im Reineke Fuchs, den er getreu dem alten niederdeutschen Gedicht nachdichtete. Ludwig Tieck war dann der erste, der 1797 unter dem Namen Peter Lebrecht in seinen Volksmärchen einige der Volksbücher nacherzählte. Er brachte die Heymonskinder, die schöne Magelone und die Schildbürger. — Schlegel wies in seinen Vorlesungen auf die Volksbücher hin. Görres endlich schrieb 1807 eine begeisterte Würdigung voll feiner Bemerkungen in seinem Buch „Die teutschen Volksbücher“. Aber man beachtete die Volksbücher nach wie vor nicht sehr. Aurbacher brachte 1827 in seinem Volksbüchlein eine Nacherzählung der sieben Schwaben, sowie eine Darstellung des ewigen Juden und des Faust. Gustav Schwab gab 1836 seine deutschen Volksbücher heraus, in denen er 12 der Sagen wiedererzählte, indem er sie mit Rücksicht auf die Jugend leicht veränderte und kürzte. Erst Karl Simrock machte 1839 Ernst mit der Wiederherstellung der Volksbücher. Ihm war, da er selbst seinen Plan verraten hatte, Oswald Marbach zuvorgekommen, doch waren in dessen Sammlung die umfangreicheren Sagen in Rücksicht auf den Preis gekürzt worden.

Simrocks Sammlung umfaßt 57 Stücke, nach den echtesten Ausgaben hergestellt. Er selbst meint von ihnen: „Es ist eine gesunde, dem Volke gemäße Nahrung, die wir ihm reichen, sie kann niemand gefährlich werden, auch nicht der zarten Jugend. Gefährlicher ist dieser eine zu ängstliche Hut vor Dingen, die natürlich und darum doch nicht zu umgehen sind; werden sie als natürlich und sich von

selbst verstehend behandelt, so geben sie keinen Anstoß mehr. So lange wir es nicht für nötig finden, die Bibel, die Klassiker, die in der Schule gelesen werden, ja selbst das Ave Maria und andere katholische Kindergebete zu kastrieren, dürfen wir uns auch über das Unheil, das die Volksbücher anrichten könnten, beruhigen".

Auch Simrocks Sammlung hat nicht den Erfolg gehabt, den er von ihr erhoffte. Wir werden uns darüber nicht wundern. Das Interesse, das wir Erwachsenen an den meisten Volksbüchern nehmen, ist vorwiegend ein historisches und kulturhistorisches. Uns interessiert die Stellung, die Kaiser Karl in den Heymonskindern und im Ritter Malagis seinen Vasallen gegenüber einnimmt, uns interessiert die Geschichtsverschiebung, die Verknüpfung verschiedener historischer Tatsachen und Begebenheiten im Herzog Ernst und im Friedrich Rotbart, uns interessieren die Berichte, die Montevilla von seinen Reisen ins heilige Land gibt, uns interessieren die sittlichen Zustände und Anschauungen, die sich in den Schwänken und in den Ritterromanen widerspiegeln. Aber die außerordentliche Häufung von Kämpfen und Abenteuern, die sich in vielen Büchern in ermüdender Gleichförmigkeit wiederholen, vermag uns auf die Dauer nicht zu fesseln.

Hier nimmt allerdings die Jugend eine andere Stellung ein. Sie kennt so leicht keine Ermüdung, wenn es sich um Kampf und Abenteuer handelt. Die rasche Handlung reißt sie fort, trotz der häufigen Reden der Ritter. Ob auch das Gefüge der Handlung oft willkürlich ist, indem die Abenteuer lediglich aneinander gereiht erscheinen, die Jugend liest die Bücher gern. Und die ungebrochene Leidenschaft, die in ihnen herrscht, die Einfachheit der Charaktere und Motive, die wir bei den Sagen ganz allgemein hervorheben können, macht die Volksbücher zu einer vorzüglichen Lektüre für die Jugend.

Allerdings mit Einschränkungen: nicht alle Volksbücher eignen sich für Kinder. Wir sind durchaus der Meinung Simrocks, daß man bei „natürlichen Dingen" nicht allzu

ängstlich sein darf. Aber wie die Literatur des Mittelalters in bezug auf geschlechtliche Dinge oft von hanebüchener Derbheit war, so bieten auch die Volksbücher zum Teil Szenen, die dem Decamerone nichts nachgeben (siehe Tristan und Isolde, die sieben Meister u. a.), und die Schwänke gehen auch Zoten nicht aus dem Wege. Wir können der Jugend daher die Volksbücher nur mit Auswahl geben; es sind auch nicht alle Bücher der Erneuerung wert.

Man hat auch versucht, durch **Bearbeitungen** einige Volksbücher für die Jugend zu retten. Wir möchten dazu bemerken: Bei den Sagen, deren Struktur deutlich zeigt, daß sie zusammengetragen sind, wie Eulenspiegel, Faust, Schildbürger, läßt sich nichts dagegen sagen, wenn der Herausgeber einzelne Abenteuer **ganz** fortläßt. Auch bei einigen Ritterromanen lassen sich einzelne Partien herausheben, ohne daß das Ganze leidet. Man kann sich auch damit einverstanden erklären, daß einzelne Ausdrücke gemildert werden. Aber wenn durch die Änderung eine direkte Abschwächung der Handlung und besonders der Motive eintritt, so dürfen wir eine solche Behandlung der Sagen nicht gutheißen. Wir wählen zur Illustration eine Sage, die, was Gefüge und Motivierung der Handlung betrifft, zu den feinsten gehört, **Genovefa**. Wir vergleichen die Darstellung bei Simrock, Schwab und Klee (aus dem „Buch der Abenteuer" 25 Sagen). Wir heben nur die Hauptstellen heraus, kleinere Kürzungen und Milderungen im Ausdruck übergehen wir:

Simrock.	Schwab.	Klee.
Weil der Graf bei seiner Abreise dem Hofmeister Golo seine Liebste anbefohlen hatte, und er täglich um sie war und ihr aufwartete, siehe, da gab ihm der leidige Satan gar unkeusche Gedanken gegen sie ein, und entzündete sein Herz mit so großer	Weil der Graf bei seiner Abreise seine geliebte Genovefa dem Hofmeister Golo anempfohlen hatte, der täglich um sie war, und ihr aufwartete; siehe da entzündete der Böse das Herz dieses jungen Dieners mit einer unlautern Liebe gegen seine Ge-	Weil der Graf bei seiner Abreise seine geliebte Genovefa dem Hofmeister Golo anempfohlen hatte, der täglich um sie war und ihr aufwartete, siehe da erfüllte der Böse das Herz dieses jungen Dieners mit einer unziemlichen Liebe gegen seine Gebieterin, so

Simrock.

Begierde, daß er endlich der Gräfin seinen bösen Willen entdeckte, und sie zur Unkeuschheit anzureizen suchte. Sobald die keusche Frau dies bemerkte, sprach sie mit gar zornigen Worten zu ihm: Schämst du dich nicht, du leichtfertiger Diener, ein Solches an mich zu begehren, um das Ehebett deines Herrn so schändlich zu beflekken? Ist denn dies die Treue, die du ihm versprochen hast? und dies der Dank, so du ihm für seine Liebe erweisest? Sei nur nicht so keck, dergleichen mir mehr zuzumuten, sonst will ich gewiß machen, daß dich deine Torheit gereuen soll.

Mit dieser Tyrannei war der gottlose Golo noch nicht zufrieden, sondern stürmte mit einigen seiner Gesellen in das Zimmer der Gräfin, und sagte, er habe nun lange genug zugesehen, was für verdächtige Gemeinschaft sie mit dem Koch gehabt habe, könne aber dies Übel nicht länger erdulden, wofern er bei seinem Herrn bestehen wolle: darum solle sie als eine, die das Ehebett ihres Herrn befleckt, in ein Gefängnis geworfen und nicht eher als bis auf Befehl

Schwab.

bieterin, und erfüllte es mit solcher Begierlichkeit, daß er endlich nicht länger an sich halten konnte, sondern auf allerlei Weise anfing, der Gräfin seinen bösen Willen merken zu lassen. Sobald die unschuldige Frau dies bemerkte, sprach sie mit zornigen Worten zu ihm: „Schämst du dich nicht, leichtfertiger Diener, dir solche Gedanken kommen zu lassen, und ist dies die Treue, die du deinem Herrn versprochen hast, das der Dank, den du ihm für seine Liebe erweisest? Wenn dich deine Torheit nicht gereuen soll, so wage nicht mehr von solchen Dingen zu mir zu reden!“

Mit dieser Grausamkeit war der ruchlose Golo noch nicht zufrieden, sondern er stürmte mit einigen seiner Helfershelfer in das Zimmer der Gräfin, und rief ihr zu, daß er ihrer verdächtigen Gemeinschaft mit dem Koche Drago nun genug zugesehen habe, und, wenn er vor seinem Herrn bestehen wollte, dieses Ärgernis nicht länger dulden könne. Darum sollte auch sie, die den Bund der Ehe gebrochen, ins Gefängnis gelegt und vor weite-

Klee.

daß er sich endlich nicht länger enthalten konnte, der Gräfin seine Schlechtigkeit merken zu lassen. Sobald die unschuldige Frau dies gewahr wurde, sprach sie mit zornigen Worten zu ihm: „Schämst du dich nicht, leichtfertiger Diener, dir solche Gedanken kommen zu lassen. Ist dies die Treue, die du deinem Herrn versprochen hast, das der Dank, den du ihm für seine Liebe erweisest? Wenn dich deine Torheit nicht gereuen soll, so wage nicht mehr von solchen Dingen zu mir zu reden!“

Mit dieser Grausamkeit war der ruchlose Golo noch nicht zufrieden, sondern er stürmte mit einigen seiner Helfershelfer in das Zimmer der Gräfin und rief ihr zu, daß er ihrer verdächtigen Gemeinschaft mit dem Koche Drago lange genug zugesehen habe und um der Treue willen zu seinem Herrn dieses Ärgernis nicht länger dulden könne. Darum sollte auch sie, die den Bund der Ehe gebrochen, ins Gefängnis gelegt und vor weiterer Verfügung

<table>
<tr><th>Simrock.</th><th>Schwab.</th><th>Klee.</th></tr>
<tr><td>des Herrn Grafen herausgelassen werden.
Hier war nun erbärmlich anzusehen, wie diese hochgräfliche Frau, so in dem achten Monat schwanger ging, ohne das geringste Verbrechen, ja wegen verteidigter Keuschheit von ihrem eigenen Diener gefangen geführt und in einem festen Turm verriegelt wurde.</td><td>rer Verfügung des Grafen nicht aus demselben entlassen werden. So wurde die hohe Gräfin, die im achten Monat schwanger ging, ohne Verbrechen begangen zu haben, vielmehr wegen Verteidigung ihrer Unschuld, von ihrem eigenen Diener, der ihr zum Schutze beigegeben war, gefangen geführt und in einen festen Turm verriegelt.</td><td>des Grafen nicht aus demselben entlassen werden. So wurde die hohe Gräfin, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, von ihrem eigenen Diener, der ihr zum Schutze beigegeben war, gefangen geführt und in einen festen Turm gesperrt.</td></tr>
<tr><td colspan="2">Der Diener erzählte ihm nämlich ausführlich, was für verdächtige Gemeinschaft die Gräfin mit dem Koch die ganze Zeit über gehabt und wie der Hofmeister sie allein mit ihm in der Kammer überrascht habe.</td><td>Der Diener erzählte ihm nämlich ausführlich, daß die Gräfin mit dem Koch die ganze Zeit über eine verdächtige Gemeinschaft gehabt und der Hofmeister sie allein mit ihm in ihrem Gemache überrascht habe.</td></tr>
<tr><td>In diesem Gefängnis habe sie zwar einen Sohn geboren, das Kind aber werde von allen Hofbedienten keinem andern, als dem Koch zugeschrieben. Der Graf fragte, von welcher Zeit her seine Gemahlin das Kind geboren habe; der Diener aber sprach fälschlich, es wäre erst ein Monat verlaufen, wiewohl sie vor zwei Monat geboren hatte. Weil denn der Graf schon im elften Monat hinweg war, und die Gräfin erst vor einem Monat geboren hatte,</td><td>Hier im Kerker habe sie einen Sohn geboren und alles im Schlosse wisse, wessen das Kind sei. Der Graf fragte, zu welcher Zeit die Gräfin das Kind geboren habe, da sprach der Diener fälschlich, es sei erst ein Monat verflossen, wiewohl sie schon vor zwei Monaten geboren hatte.</td><td>Hier im Kerker habe sie einen Sohn geboren.</td></tr>
</table>

Simrock.	Schwab.	Klee.
so mußte der Graf ja handgreiflich schließen, das Kind wäre nicht von ihm, sondern einen Monat nach seiner Abwesenheit empfangen worden.		
Da sahe er mit Augen, wie die Gräfin dem Koch mit den Händen über die Wangen strich, und mehrmals einen freundlichen Kuß gab. Hierüber wurde der Graf sehr schamrot und erwartete angstvoll, was zum drittenmal heraus kommen würde. Als er aber nach den vorigen Zeremonien wiederum in den Spiegel sah, wurde er mit großem Verdruß gewahr, daß der Koch mit seiner Frau schändlicher Weise sündigte.	Da mußt er mit eigenen Augen schauen, wie die Gräfin mit kosenden Händen dem Koch über die Wangen glitt, und wiederholt ihm einen zärtlichen Kuß auf die Lippen drückte. Darüber wurde der Graf sehr schamrot, und wartete mit Angst, was zum drittenmal in dem Spiegel erscheinen würde. Als er nun nach den alten Zeremonien zum letztenmal in den Spiegel sah, ward er zu seinem Entsetzen gewahr, daß der Koch mit seiner Gemahlin schändlicher Weise sündigte.	Da mußte er mit eigenen Augen schauen, wie die Gräfin mit ihren Händen dem Koch über die Wangen glitt und wiederholt einen zärtlichen Kuß gab. Darüber wurde der Graf sehr rot, er glaubte genug gesehen zu haben, und wollte nicht abwarten, was der Spiegel ihm das drittemal zeigen würde.

Vergleichen wir die drei Darstellungen, so fällt uns sofort auf, daß Klee, der in Rücksicht auf die Jugend am stärksten kürzt, doch nicht alles vermeiden kann, was sich auf die sündige Liebe Golos bezieht; er kann es nicht, weil er sonst die ganze Geschichte zerstört hätte. So charakterisiert sich seine Bearbeitung sofort als Halbheit — eine Beobachtung, die wir bei derartigen Bearbeitungen fast immer machen können. — Schlimmer als die Halbheit aber ist, daß Klee den grausamen Befehl des Grafen, Genovefa töten zu lassen, nur halb motiviert: es fehlt die wichtige Aussage des Dieners, Genovefa habe erst vor einem Monat geboren, und dann genügt ihm schon, daß Genovefa den Koch küßt. — Wie ganz anders wirkt die plastische Darstellung Simrocks;

lückenlos schließt sich der falsche Beweis. Wir begreifen, daß der Graf zu seinem Entschluß kommt. Auch Schwab läßt kein Beweisstück aus. Wir meinen, will man einem Kinde die Genovefa lesen lassen, und wir halten das für ganz unbedenklich, so soll man ihm das Ganze geben (Simrock oder Schwab); hat man dagegen Bedenken, so gebe man ihm keine Halbheiten, sondern enthalte ihm das Buch ganz vor.

Bemerkenswert ist übrigens, daß nicht nur Simrock und Schwab besonders darauf hinweisen, daß mancher der Jugend wegen Bedenken haben könne, sondern daß auch Klee von seiner Bearbeitung noch sagt, „möglicherweise nimmt aber die moderne Zimperlichkeit und Heuchelei doch noch an dem oder jenem Anstoß, worüber ein unverdorbenes Gemüt, ohne Schaden zu nehmen, hinwegliest“.

Schwab hat im ganzen 15 Sagen herausgegeben; von denen sind folgende ohne Bedenken für Kinder lesbar: Der gehörnte Siegfried, Die schöne Magelone, Der Arme Heinrich, Das Schloß in der Höhle Xa Xa, Die Schildbürger, Die vier Heymonskinder, Herzog Ernst, Doktor Faustus, Fortunat. Außerdem enthalten seine Volksbücher Hirlanda, Genovefa, Griseldis, Robert der Teufel, Kaiser Oktavian, Die schöne Melusine.

Schwabs Volksbücher sind verschiedentlich für die Jugend bearbeitet worden; doch will uns keine derselben, die uns bekannt geworden, gefallen. Die Gründe sind dieselben, die wir bei Klee angeführt.

Heute, wo wir wieder mehr geneigt sind, auf die Quellen zurückzugehen, werden wir der Jugend auch manche Volksbücher wieder ungekürzt geben. Vielleicht empfiehlt es sich, die umfangreichen Sammlungen in die einzelnen Bücher aufzulösen. Verschiedene dieser Volksbücher sind vorzüglich geeignet, den Übergang vom Märchen und von der Volkssage zur dichterischen Erzählung zu vermitteln.

Zur Orientierung lassen wir eine kurze Übersicht der Volksbücher folgen, die Simrock herausgegeben hat.

Volksbücher.

Reineke Fuchs. Übertragung des niederdeutschen Gedichts, das 1498 zuerst in Lübeck erschien, so treu, wie die Umformung in hochdeutsche Reime es zuläßt. Alle derben Stellen mitgegeben, aber nirgend roh und unfein. Für Kinder nicht geeignet: nicht nur die derben Stellen, auch Ausführungen über die Pfaffen.

Soltaus Übertragung ist ganz ähnlich. Einige Stellen etwas milder. Nichts gekürzt.

Goethes Dichtung ebenfalls eng an den Urtext angelehnt: Nur daß hier der größere Dichter das Umgießen in eine neue, dichterisch überragende Form ermöglichte.

Dr. Faust. Daß Faust gegen das Ende des 15. und Anfang des 16. Jh. wirklich existiert habe, geht aus einer Menge historischer Zeugnisse von Augenzeugen hervor. Lebte gleichzeitig mit Paracelsus, scheint sein Freund gewesen zu sein, ebenso wie von Cornelius Agrippa. [Melanchthon und Conrad Geßner z. B. gedenken seiner.] Älteste Ausgabe 1587. Verfasser unbekannt.

Doctor Johannes Faust. Puppenspiel in 4 Aufzügen.

Die nächste Quelle Goethes. Von Simrock zusammengestellt aus verschiedenen Quellen. Der Dialog, die Ausführung überhaupt, die Verse gehören größtenteils S., der sich aber im Allgemeinen eng an seine Quelle gehalten hat.

Till Eulenspiegel. „Echter, vierschrötiger, gediegener Bauernwitz, ein Kapital von Spaß und Scherz, das immerfort in der Nationalbank stehen bleibt, aus der dann jede Generation ihre Interessen zieht." Sukzessives Entstehen in verschiedenen Zeiten, wie ein Scherbenberg zusammengetragen, von einem einzelnen geordnet. Schwänke aus dem Pfaffen Amis und dem Kalenberger werden aufgenommen. Im ganzen Eulenspiegel erscheint der landstreichende Witz personifiziert dargestellt. 1483 zuerst im Plattdeutschen erschienen. Diese Ausgabe scheint sich nicht erhalten zu haben. Älteste bekannte Ausgabe hochdeutsch von 1519. 1350 soll Eulenspiegel gestorben sein.

Der märkische Eulenspiegel, Hans Clauerts kurzweilige Geschichte. Durch Bartholomeus Krüger, Stadtschreiber zu Trebbin. Nicht so interessant wie das vorige Buch.

Salomon und Markolf. Wechselreden beider, Salomons von hochtrabender Weisheit, Markolf voll erlesener Plumpheit und Derbheit.

Die Schildbürger (in weiteren Ausgaben das Lalenbuch genannt). Mannigfacher als der Eulenspiegel. Zote nicht gescheut, aber nicht aufdringlich. Mit großer Virtuosität durchgeführt. Voll Witz und treffender Ironie. Älteste bekannte Ausgabe von 1597. Ein Teil der Geschichten ist in den Volksmärchen von Peter Leberecht (Tieck), Teil 3, bearbeitet.

Die sieben Schwaben. Bei Simrock in Versen nach Ludwig Aurbacher, der in seinem Volksbüchlein (1827) die Abenteuer der sieben Schwaben der alten Volkssage vorzüglich nacherzählt hat.

Genoveva. Das geschlossenste und am meisten ausgerundete; stellenweise ganz vollendet. Das Volksbuch ist gearbeitet nach der Schrift des Pater Ceriniers: „L'innocence reconnue". Bei Grimm (Bd. II) bedeutend kürzer und weniger plastisch, aus einer alten Fraunkirchner Handschrift.

Die schöne Magelone. Aus dem Französischen. Die deutsche Übersetzung von Veit Warbeck (1535) gibt das Jahr 1454 für die Zeit der Verfertigung des Werkes an.

Melusina. Ein Feengedicht von Jean d'Arras nach einer alten Lokalsage um 1387 in lateinischer Sprache; 1500 zuerst in Paris gedruckt. Im 15. Jh. in französische Prosa aufgelöst von Nodot, aus dieser Umarbeitung ist dann das Volksbuch hervorgegangen. 1456 ins Deutsche übersetzt durch Thüring von Ruggeltingen aus Bern.

Peter Dimringer von Staufenberg. In Versen. Melusinenmotiv. Der Ritter verbindet sich mit einer Fee; er muß ihr aber versprechen, nie eine Frau zu nehmen. Er bricht das Versprechen und stirbt. Auch bei Grimm (Deutsche Sagen II) nach dem altdeutschen Gedicht Erkenbolds aus dem 14. Jahrh. in Prosa übertragen.

Hirlanda, die über die Bosheit triumphierende Unschuld. Nach einem französischen Geschichtschreiber. Spielt um 1220 in der Bretagne.

Markgraf Walther (Griseldis). Die bekannte Geschichte Walthers, der eine Bäuerin zur Ehe nahm. Volksbuch ist Abdruck eines älteren deutschen Werkes, kommt beinahe wörtlich mit der gleichnamigen Novelle des Boccaz überein.

Von der geduldigen Helena. Roman gründet sich auf ein älteres Gedicht: Der König von Frankreich will seine eigene Tochter zur Ehe haben. Sie flieht und muß viel Drangsal erdulden. Das Volksbuch ziemlich verändert.

Gismunda. Die Tochter des Fürsten zu Salerno, eine junge Witwe, liebt einen Jüngling, den sie heimlich zu sich kom-

men läßt. Der Vater bemerkt den Umgang, der Jüngling Guiscardus wird getötet, Gismunda nimmt Gift.

Der gehörnte Siegfried. Die bekannte Jugendgeschichte Siegfrieds. Ziemlich spät entstanden, wahrscheinlich erst am Ende des 17. Jh. oder am Anfang des 18. Jh. Das zugrunde liegende Gedicht ist um 1540 zuerst gedruckt; eine Handschrift existiert davon nicht.

Die vier Heymonskinder. Der Kampf zwischen Reynold im Bunde mit seinem Roß Bayard, seinem Schwert Florenberg, seinen drei Brüdern und seinem Vetter Malagis mit Karl dem Großen. Die Dichtung ist dem Geist der Zeit gefolgt: Karl hatte mit einer starken Opposition der fränkischen Barone zu kämpfen, als er den Gedanken faßte, ein okzidentales Kaisertum zu gründen. — Das deutsche Volksbuch sowie das französische viel gelesen, beide sind ausgegangen von einem alten französischen Gedicht.

Ritter Malagis. Malagis ist der Oheim der Heymonskinder. Sehr lang und verwickelt. Zugrunde liegt ein niederländisches Gedicht des 13. oder 14. Jahrhunderts.

Fierabras. Karls des Großen abenteuerliche Kämpfe in Spanien gegen den Sarazenenkönig Fierabras. Diese Erzählung entnommen einem Gedicht.

Kaiser Octavianus. Seine Gemahlin, des Ehebruchs beschuldigt, wird verbrannt. Hauptinhalt die unendlichen abenteuerlichen Kämpfe der Söhne. — Französischen Ursprungs. — Von Tieck bearbeitet.

Herzog Herpin von Bourges. Zeigt den Charakter der alten Wildheit und Rauheit der Vasallen und Barone. Hauptfigur Herpins Sohn Löw, der einen toten Ritter, der beim Wirt Schulden halber im Rauch gehangen, auslöst und nun von ihm auf das wirksamste unterstützt wird.

Historie von Hugschapler, der seiner kühnen und ritterlichen Taten wegen, obwohl er von seiner Mutter Metzgersgeschlechts gewesen, zuletzt in Frankreich zu einem König erwählt und gekrönet ward. Die sagenhafte Geschichte des Hugo Capet, durch die Herzogin Elisabeth v. Lothringen aus dem Französischen übersetzt.

Wigoleis vom Rade. Ein junger Held (Sohn des Artusritters Gawein) von edelster Gemütsart, der auszieht, eine bedrängte fürstliche Jungfrau an einem Zauberer und Unhold zu rächen. Gedicht von Wirnt von Grafenberg, 1472 prosaisch bearbeitet, 21 Jahre später gedruckt.

König Eginhard von Böhmen. Entführung von Kaiser Ottos Tochter Adelheid aus dem Kloster durch Eginhard, verbunden mit Zaubergeschichten und Riesenkämpfen.

Der Finkenritter, wie der dritthalbhundert Jahr, ehe denn er geboren ward, viel Land durchwandert.

Thedel Unversährt. Seine tapferen männlichen und ritterlichen Taten und wunderbarliche Geschichten.

Ritter Galmy, von der züchtigen Liebe, so er zu seiner Herzogin getragen hat, welche er in Mönchsgestalt von dem Feuertod erlöst hat und zuletzt zu einem gewaltigen Herzog in Britannien erwählt ward.

Graf von Schafgotsch, der den 23. Juli 1635 zu Regensburg unschuldigerweise enthauptet worden ist.

König Apollonius von Tyrus. Beginnt mit der sündhaften Liebe des Antiochus zu seiner Tochter. Erzählung voll von Abenteuern und wunderbaren Schicksalswendungen: Apollonius Gattin, auf einer Seefahrt scheinbar gestorben, von ihrem Gemahl in verschlossenem Sarg dem Meer anvertraut, in fremdem Land vom Scheintod erweckt, bleibt als Priesterin der Diana ihrem Gatten bis zur Wiedervereinigung treu. Die Tochter kommt in ein Freudenhaus, in dem sie doch ihre Keuschheit bewahrt.

Tristan und Isolde. Das Volksbuch bearbeitet nach dem Gedichte Eilharts von Oberge, nicht aus dem französischen Roman (Goedeke).

Der arme Heinrich. War kein eigentliches Volksbuch, war aber unter die Volksbücher aufgenommen. Nach dem Gedicht Hartmanns v. d. Aue.

Oberon oder Hug von Bordeaux. Niederländisches Volksbuch. Stoff durch Wielands Gedicht bekannt.

Der Schwanenritter. Auch bei Grimm getreu nach dem Volksbuch.

Flos und Blankflos. Flos, der Sohn des Königs von Spanien, wird mit Blankflos, der Tochter eines Christen, zusammen erzogen. Blankflos wird verkauft an den Admiral von Babylonien; hier befreit sie Flos.

Pontus und Sidonia. Historie von dem edlen Pontus, des Königs Sohn aus Galizien und der schönen Sidonia, Königin von Britannien. Durch Eleonore v. Österreich (1448—1480) übersetzt aus einer französischen Handschrift.

Des engländischen Ritters Herrn Hansen von Montevilla Reise nach Palästina, Jerusalem, Ägypten, Türkei, Judäa, Indien, China, Persien und andere fern abgelegene Königreiche und Länder. Berühmtes Volksbuch; von bedeutendem Einfluß auf andere Bücher, z. B. Herzog Ernst. Montevilla begann seine Reise 1322, er war 12 Jahre unterwegs, 1355 schrieb er seinen Bericht. Auch für uns muß

ein eigener Reiz auf einer Reise liegen, die vor bald 600 Jahren nach dem gelobten Lande ging.

Fortunat und seine Söhne. Roman spielt vor 1453, da Konstantinopel noch nicht in den Händen der Türken ist. Ursprung der Sage steht nicht fest. Das deutsche Volksbuch ist aus dem Französischen übersetzt.

Herzog Ernst. Ausgegangen von einem Gedicht aus dem Ende des 12. Jahrh., mit gleichem Namen und Inhalt; Inhalt nahe verwandt mit den fabelhaften Sagen, wie sie vom Alexander und den älteren orientalischen Traditionen ausgegangen. Etwas monoton durch die ziemlich gleichartige Weise der Abenteuer. Beeinflußt durch die Reise des Montevilla. Geschichtliche Unterlage: merkwürdige Vermischung verschiedener Bestandteile: „eine Folge der Zeit und der Personen nach getrennter, aber in Geist und Wesen gleichartiger Geschichten aus der Periode des sächsischen und fränkischen Kaiserhauses hat sich durch die bindende Kraft der Sagendichtung zur einzigen, scheinbar Gleichzeitiges umfassenden Handlung verschmolzen“ (Uhland).

Friedrich Barbarossa. Friedrich Barbarossa erobert Jerusalem, wird vom Sultan beim Baden gefangen genommen und ein Jahr gefangen gehalten, dann frei gelassen nach Deutschland. Interessant als Beispiel, wie die Sage in phantastischer Weise mit den geschichtlichen Tatsachen umgeht.

Heinrich der Löwe. In Reimen. Von Grimm in Prosa aufgelöst.

Ahasverus. Nur die Idee gut, das Geschreibe selbst gibt nur einen ganz kurzen Bericht.

Bruder Rausch (der Teufel), was Wunder er getrieben hat in einem Kloster, darin er 7 Jahr seine Zeit verbracht und gedienet hat in eines Kochs Gestalt. In Versen.

Die sieben weisen Meister; wie Pantianus der Kaiser zu Rom seinen Sohn Diocletianum den sieben weisen Meistern befiehlt, die sieben weisen Künste zu lernen, und wie derselbe hernach durch seiner Stiefmutter Untreue siebenmal zum Galgen geführt, aber allweg durch schöne Gleichnisse der Meister vom Tode errettet und ein gewaltiger Kaiser zu Rom ward. Lustig und nützlich wider der Weiber Untreue zu lesen. Sehr alt. Schon im Mittelalter weit verbreitet. Enthält „Gleichnisse“, die stark an den Decamerone erinnern.

Äsops Leben und Fabeln. Schon Luther schätzte diese Fabeln und übersetzte eine Anzahl: „Etliche Fabeln aus Esopo von D. M. L. verdeutscht sampt einer schönen Vorrede, von rechtem nutz und brauch desselben Buchs, jederman, wes Standes er auch ist, lustig und dienlich zu lesen.

1530." Es wäre wohl nützlich, eine Auswahl für die Jugend zu treffen; auch vielleicht die Lebensbeschreibung gekürzt. Verschiedene finden sich im Reineke Fuchs wieder.

Eine schöne merkwürdige Historie des heiligen Bischofs Gregorius auf dem Stein. Heiligenlegende, Ödipusmotiv; von Hartmann von der Aue als episches Gedicht behandelt.

Die heiligen drei Könige. Legendarisch.

Zauberer Virgilius. Zu Romulus und Remus Zeit.

Wahrhaftige Beschreibung des Jüngsten Gerichts in Tal Josaphat. In Reimen, ganz in der drastischen Art, wie das Volk sich das jüngste Gericht vorstellte.

Meister Lucidarius, von den wunderbaren Dingen der Welt. Nur noch kulturhistorisch wertvoll: Ansichten über die Schöpfung und den Bau der Welt (Lucidarius bedeutet Erleuchteter). Gehört zu den ältesten und berühmtesten Volksbüchern; in fast alle Sprachen der Welt übersetzt.

12 Sybillen Weissagungen. Prophezeiungen, die zum Teil auf die Zeit deutbar sind, zum Teil sich auf das jüngste Gericht beziehen.

Lebensbeschreibung des Heiligen Cristophori. Die bekannte Legende.

Büttner-Handwerksgewohnheiten, worin die Ordnung, welche beim Schleifen der Gesellen beobachtet wird, enthalten ist.

Der Huf- und Waffenschmieder-Gesellen Handwerks-Gewohnheit.

Das deutsche Kinderbuch. Bekannte Sammlung von Kinderreimen und Kindergedichten: Ammenscherze, Schoß- und Knieliedchen, Buchstabierscherze, Wiegenlieder, Kindergebete, Kinderpredigten, Allerlei Lieder und Reime, Verkehr mit der Natur, Nachahmungen, Spielreime, Jahreslieder, Neckmärchen und Gedächtnisübungen, Sprechübungen.

Die deutschen Volkslieder.

Das deutsche Rätselbuch. 3 Teile. (475 + 235 + 526 Rätsel.)

Sprichwörter (12396 Stück). Sie sind der seit 1000 Jahren angehäufte Schatz, zu dem das Volk seinen gesunden Verstand, seine Sinnes- und Anschauungsweise, seine Rechtsgewohnheiten und Lebenserfahrungen, ja einen Teil seiner Lebensschicksale in goldenen Sprüchen ausgeprägt hat. Schon Goethe wies entschieden auf die Spruchweisheit des Volkes hin.

Einige Volksbücher hat Simrock nicht; dahin gehören:

Der sogenannte Clausnarr (eine geschichtliche Persönlichkeit: bei mehreren sächsischen Kurfürsten um 1500). Schwänke, vielfach unbedeutend. 1551 zuerst im Druck.

Der visierliche Marcolphus. Vorgänger Eulenspiegels, aber gröber und unflätiger.

Pfaff vom Kalenberge. Von Philipp Franckfurter. Eine Schwanksammlung, ähnlich dem Pfaffen Amis. Hat Schwänke mit italienischen Schwanksammlungen gemein.

Schloß in der Höhle Xaxa. Stammt aus dem Orient. Nicht vom Volk ausgegangen, aber die „Grazie des Wunderbaren“ hat das Volk den Fremdling gern adoptieren lassen.

Unsers Herrn Jesu Kinderbuch. Das Buch ist eines der sogenannten Apokryphischen, und schon M. Polonius, der um 1260 lebte, führt es als ein allgemein Gelesenes an. Luther ereiferte sich gegen diese Legende so sehr, daß er den Urheber solcher Lügen und Ärgernisse für wert hält, mit einem Mühlstein am Hals im tiefen Meer ersäuft zu werden.

Orendel und Breide. Eine Heiligenlegende von der Erwerbung des heiligen Rockes zu Trier.

Richard Ohnefurcht. Normannisch wie Robert der Teufel, Richard ist dessen Sohn. Deutsche Sage vom Junker Rechenberger ähnlich.

Loher und Maller. Abenteuer Lohers, des Sohnes Karls des Großen. Sehr langatmig.

Robert der Teufel. Mutmaßlich älteste Überlieferung einer lateinischen Prosa des französischen Dominikanermönches Etienne de Bourbon, der kurz nach der Mitte des 13. Jh. starb. Im Französischen gibt es poetische und prosaische Darstellungen der Sage, darunter das Volksbuch. Die Sage ist oft bearbeitet. Uhland versuchte sie zu einem epischen Gedicht zu gestalten; Schwab nahm diese Versuche auf. Dramatisiert von Holtei und Raupach; Oper von Scribe-Meyerbeer.

Volkssagen und Volksbücher: Zeittafel.

1782 Musäus, Volksmärchen der Deutschen.
1797 Ludwig Tieck (Peter Leberecht), Volksmärchen.
1807 Görres, Die teutschen Volksbücher (eine Würdigung).
1809 Büsching und v. d. Hagen, Buch der Liebe (enthält Tristan und Isolde, Fierabras, Pontus und Sidonia.)

1811 **v. d. Hagen**, Narrenbuch (enthält die Schildbürger, Salomon und Markolf, Der Pfarrer von Kalenberg, Peter Sen).

1816 **Brüder Grimm**, Deutsche Sagen. I. Band.

1827 **Aurbacher**, Ein Volksbüchlein (mit den sieben Schwaben).

1836 **Gustav Schwab**, Buch der schönsten Geschichten und Sagen (Späterer Titel: Die deutschen Volksbücher). 2 Bände (I. Band: Siegfried, Magelone, Hirlanda, Genofeva, Griseldis, Robert der Teufel, Schildbürger. II. Bd.: Octavian, Heymonskinder, Melusina, Herzog Ernst, Fortunat).

1839 ff. **K. Simrock**, Deutsche Volksbücher nach den echtesten Ausgaben (57 Stück).

Literatur.

Bobertag, Dr. F., „Geschichte des Romans und der ihm verwandten Dichtungsgattungen in Deutschland". (Bis zum Anfang des 18. Jh.) 2 Bde. Breslau, 1876.

Im ersten Band eingehende Nachrichten über die Volksbücher.

Scherer, Wilh., „Die Anfänge des deutschen Prosaromans". Straßburg, 1877.

Eine eingehende Kritik des Bobertagschen Buches.

v. d. Hagen, „Die ältesten Darstellungen der Faustsage". Berlin, 1844.

Gräße, „Der Tannhäuser und der ewige Jude". Dresden, 1861.

Nowack, Marie, „Die Melusinensage, ihr mythischer Hintergrund, ihre Verwandtschaft mit andern Sagenkreisen und ihre Stellung in der deutschen Literatur". Freiburg i. B. 1886.

Tardel, Herm., „Die Sage von Robert dem Teufel in neueren deutschen Dichtungen und in Meyerbeers Oper".

(Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Band XIV.) Berlin, 1900.

Seuffert, Bernh., „Die Legende von der Pfalzgräfin Genofefa". Würzburg, 1877.

Bechstein, Ludw., Über den ethischen Wert der deutschen Volkssagen. 1837.

Eine kurze Abhandlung.

ROLAND

Monatsschrift für freiheitliche Erziehung in Haus und Schule

Herausgegeben von einer Vereinigung Bremischer Lehrer

Jedes Heft 24 Seiten — Halbjährlich 2 Mark

Der Roland tritt für eine [illegible] Erörterung aller Erziehungsfragen, für eine freiheitliche Umgestaltung des gesamten Schul- und Erziehungswesens ein. Er sucht dem Gedanken der weltlichen Schule Geltung zu verschaffen. Alle neuen Gedanken auf dem Gebiete des Erziehungswesens sollen [illegible] erörtert und wenn sie es wert sind gefördert werden.

HAMBURGISCHE HAUSBIBLIOTHEK

Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde, der Patriotischen Gesellschaft und der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung

DEUTSCHE SAGEN. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Auswahl. 14. Tausend. In Leinwand gebunden 1 M.

UNSER ELTERNHAUS. Von Paul Hertz. 17. Tausend. In Leinwand gebunden 50 Pfg.

ULI DER KNECHT. Von Jeremias Gotthelf. 2. Tausend. In Leinwand gebunden 1 M. 50 Pf.

FRIEDRICH HEBBEL: Meine Kindheit — Gedichte. Auswahl von Gustav Falke. 8. Tausend. In Leinwand geb. 50 Pf.

ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE. Von Otto Ludwig. In Leinwand gebunden 1 M.

HEINRICH STILLINGS JUGEND, JÜNGLINGSJAHRE UND WANDERSCHAFT. Eine wahrhafte Geschichte von ihm selbst erzählt. In Leinwand gebunden 1 M.

DIE URGROSSELTERN BEETS. Von Emma Elise Hertz geb. Beets. In Leinwand gebunden 50 Pf.

AUSGEWÄHLTE GEDICHTE. Von Gustav Falke. In Leinwand gebunden 1 M.

DER OBERHOF. Von Karl Immermann. In Leinwand gebunden 1 M. 50 Pf.

HEINRICH VON KLEIST: Prinz Friedrich von Homburg — Der zerbrochene Krug. In Leinwand gebunden 50 Pf.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg

JUGENDBÜCHER

OTTO SPECKTERS KATZENBUCH. Mit Gedichten von Gustav Falke. 20. Tausend. Gebunden 50 Pf.

OTTO SPECKTERS VOGELBUCH. Mit Gedichten von Gustav Falke. 15. Tausend. Gebunden 1 M.

BRÜDERCHEN UND SCHWESTERCHEN. Ein Bilderbuch von Otto Speckter. 10. Tausend. Gebunden 1 M.

WILHELM HEY, AUSGEWÄHLTE FABELN. Mit Bildern von Otto Speckter. Ausgewählt vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. Gebunden 50 Pf.

GRIMMS MÄRCHEN. Auswahl in drei Bänden. Ausgewählt vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. Jeder Band 128 Seiten, gebunden 50 Pf.

KAJAKMÄNNER. Erzählungen grönländischer Seehundsfänger. Ausgewählt vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. Gebunden 1 M.

AUS HEIMAT UND KINDHEIT UND GLÜCKLICHER ZEIT. Geschichten aus der Stadt Bremen von H. Scharrelmann. 7. Tausend. Gebunden 1 M. 20 Pf.

HEUTE UND VOR ZEITEN. Bilder und Geschichten von H. Scharrelmann. Gebunden 1 M. 50 Pf.

BÜCHER VON H. SCHARRELMANN:

HERZHAFTER UNTERRICHT. Gedanken und Proben aus einer unmodernen Pädagogik. Mit Buchschmuck vom Verfasser. 8. Tausend. Gebunden 3 M.

WEG ZUR KRAFT. Des herzhaften Unterrichts zweiter Teil. Mit Buchschmuck vom Verfasser. 6. Tausend. Gebunden 4 M. 50 Pf.

IM RAHMEN DES ALLTAGS. 300 Aufsätze und Aufsatzthemen für das 1. bis 8. Schuljahr. 10. Tausend. Geb. 3 M. 50 Pf.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN JUGENDLITERATUR

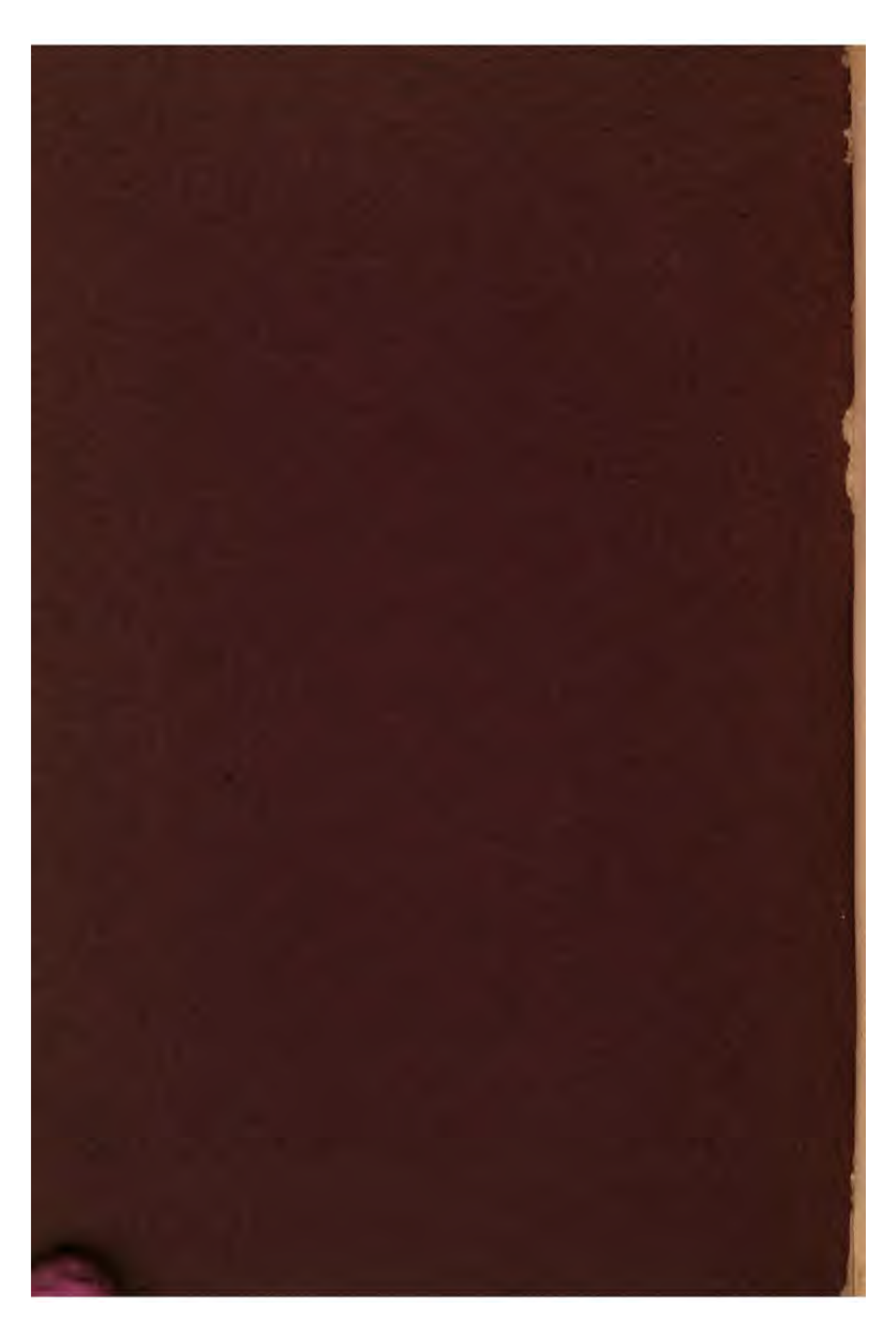
IN MONOGRAPHIEN

VON

HERM. L. KOESTER

II. TEIL

HAMBURG □ [illegible]
ALFRED JANSSEN



GESCHICHTE DER DEUTSCHEN JUGENDLITERATUR

GESCHICHTE DER DEUTSCHEN JUGENDLITERATUR

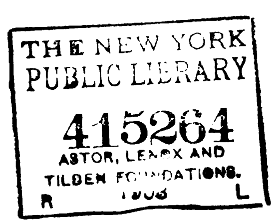
IN MONOGRAPHIEN

VON

HERM. L. KÖSTER

II. TEIL

HAMBURG 1908
ALFRED JANSSEN


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
415264
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R L

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.

Vorrede.

Der 2. Teil der Geschichte der Jugendliteratur schließt sich, obgleich er ganz selbständig ist, unmittelbar an den 1. Teil an. Wie an das Kind nacheinander das Bilderbuch, der Kinderreim, das Kinderlied, das Märchen, die Sage herantreten, so sind im ersten Teil diese Abschnitte der Jugendliteratur nacheinander behandelt. Mit der Göttersage setzt der 2. Teil ein. Ich möchte hier eine Anmerkung einfügen. Der 1. Teil ist auch von germanistischer Seite anerkennend beurteilt worden. Nur der Abschnitt über das Volkslied wurde als unzulänglich bezeichnet. Vom germanistischen Standpunkt aus ist dieser Vorwurf gewiß berechtigt. Aber ich möchte doch zu erwägen geben, daß das Volkslied in einer Geschichte der Jugendliteratur nur einen beschränkten Raum beanspruchen durfte. Nur insoweit das Volkslied für die Jugend von Bedeutung ist, kam es in Betracht. Wenn ich einige historische und ästhetische Ausführungen hinzufügte, so geschah es, um dem Abschnitt eine gewisse Rundung zu geben.

Auch das Kapitel über die Götter- und Heldensage kann den Germanisten nicht befriedigen. Für meinen Zweck waren die Sagenbearbeitungen für die Jugend die Hauptsache. Die Ausführungen über die Sagen als Quellen der Bearbeitungen mußten auf das Notdürftigste beschränkt werden.

Die Erzählung, die sonst in der Geschichte der Jugendliteratur fast allen Raum zu beanspruchen pflegt, habe ich verhältnismäßig kurz behandelt. Die Mängel der spezifischen Jugendschrift sind im letzten Jahrzehnt so oft und so geschickt dargelegt, daß ich mehr zusammenfassend verfahren konnte. Nur da, wo bei einem Schriftsteller neue Gesichtspunkte auftreten, bin ich eingehender gewesen.

April 2, 1908 . 53e



Besondere Sorgfalt habe ich auf die Zeittafel dieses Abschnitts verwendet. Ich habe auch hier auf Vollständigkeit verzichtet, weil sonst die Tafel überladen worden und die Übersichtlichkeit verloren gegangen wäre. Ich habe möglichst das erste Auftreten der Jugendschriftsteller bestimmt und dann aus jedem Jahr etwa ein Werk verzeichnet, so daß ein Blick in die Zeittafel genügt, um festzustellen, welche Schriftsteller einen Zeitraum beherrscht haben. Trotz der gedrängten Kürze enthält dieser Abschnitt eine Fülle an Material.

Eingehender wieder habe ich die Geschichte der Kritik dargestellt, weil es eine solche Geschichte noch nicht gibt, und weil es schon jetzt unmöglich ist, manche Schriften, die zu ihrer Zeit Bedeutung hatten, sich zu verschaffen. Mit den Jahren wird das immer schwieriger werden. Mir haben besonders die Comeniusbibliothek in Leipzig, die Bibliothek des Würzburger Lehrervereins und das Archiv der vereinigten deutschen Jugendschriftenausschüsse gute Dienste getan.

Meine ursprüngliche Absicht, in einem letzten Abschnitt eine zusammenfassende Übersicht zu liefern, mußte ich aufgeben, da ich zu viel hätte wiederholen müssen. Vor allem aber stellte sich bei näherer Untersuchung heraus, daß die Beziehungen zwischen der Jugendliteratur einerseits und der Literaturgeschichte und Zeitgeschichte andererseits nicht so innige und vielseitige waren, wie ich ursprünglich angenommen hatte. Wohl ist die Jugendliteratur durch die verschiedenen Zeitströmungen beeinflußt worden, besonders in den Stoffen, aber große Gruppen von Jugendschriften zeigen heute noch dasselbe Gesicht wie bei ihrem ersten Auftreten. Ich habe das Notwendigste der Zeitgeschichte in die beiden letzten Abschnitte eingefügt. — Möge der 2. Teil die gleiche freundliche Aufnahme finden, wie der 1. Teil.

Im September 1907. Herm. L. Köster.

Inhalt.



Göttersage.

Neben der Volkssage, die wir im 1. Band behandelt haben, lassen sich noch zwei Gruppen von Sagen unterscheiden: die Göttersage und die Heldensage, ohne daß die Scheidung der drei Gruppen eine strenge wäre.

Eine eigentliche deutsche oder germanische zusammenhängende Göttersage haben wir nicht. Aus der alten Heidenzeit besitzen wir keine Aufzeichnungen. Die ältesten bedeutsamen Nachrichten über Götterverehrung der Germanen finden wir in Tacitus' Germania (98 oder 99 n. Chr.). Er berichtet über die Götter, indem er die entsprechenden römischen Götternamen benutzt. Da aber das Wesen der einzelnen germanischen und römischen Götter sich nicht deckt, so sind Tacitus' Angaben nicht absolut zuverlässig. Als später die germanischen Stämme nacheinander zum Christentum bekehrt wurden, war es vor allem die Göttersage, die damit dem Untergange geweiht war. Wir finden in Deutschland nur noch Spuren, vor allem in den Volks- und Heldensagen, ferner im Aberglauben, in Gebräuchen, in Ortsnamen u. a. (Siehe vor allem J. Grimm, Deutsche Mythologie. Göttingen 1835, 4. Aufl. Berlin 1875—1878. Ferner K. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie, mit Einschluß der nordischen. 6. Aufl. Bonn 1887. Golther, Germanische Mythologie 1895).

Eine reiche Göttersage, die mit der germanischen ganz nahe verwandt ist, hat dagegen der Norden. Ja, es geht aus den in der Edda genannten Örtlichkeiten und aus ihrem ganzen Inhalt hervor, daß die Göttersage aus Deutschland nach dem Norden gekommen ist, hier aber ihre eigentümliche Ausprägung erhalten hat.

Daß gerade der Norden und speziell Island die Göttersage in reicherem Maße bewahrt hat, liegt zum Teil mit daran, daß in Island das Christentum erst spät festen Fuß faßte (um 1050). Im Jahre 874 hatten sich die ersten norwegischen Edlen auf Island angesiedelt. Der Absolutismus des heimischen Königs Harald Harfagr trieb viele der edelsten und ältesten Geschlechter des norwegischen Adels dort auf das ferne Asyl des Heidenglaubens und der Normannenfreiheit. Ihre Mythen und Sagen nahmen sie mit, in mündlicher Überlieferung pflanzten sie dieselben fort, wahrscheinlich in hergebrachten poetischen Formen. Doch ging sicher manches verloren, manches wurde verändert. Die Skalden der christlichen Zeit benutzten dann die Reste für ihre Lieder. Diese Skaldenlieder sind im 12. oder 13. Jahrhundert gesammelt. Der isländische Bischof Brynjulf Sveinsson fand 1643 die Handschrift, die er fälschlicherweise dem isländischen Geistlichen und Gelehrten Sämund Sigfusson zuschrieb. Diese Sammlung ist die ältere oder die Sämunds-Edda. Ihre Götter- und Heldenlieder sind vielfach fragmentarisch, mit aushelfenden prosaischen Zusätzen versehen.

Aus dem 13. Jahrhundert stammt die jüngere oder die Snorre-Edda von Snorri Sturluson (geb. 1178, 1241 in Island ermordet). Sie stellt in prosaischen Auszügen zusammen, was die älteren Lieder von den Göttern gesungen.

Für die Jugend kommen die Lieder der Edda nicht in Betracht, da sie dem Verständnis zu große Schwierigkeiten bieten. Für sie können nur zusammenfassende Bearbeitungen der Göttersage in Frage kommen. An solchen Bearbeitungen ist kein Mangel.

Interessant ist, daß bald nach der Herausgabe der Eddalieder durch v. d. Hagen und die Brüder Grimm sich Jugendschriftsteller des Stoffes bemächtigten: Amalie Schoppe bearbeitete „Die Götter und Helden des Nordens“ 1822 für die Jugend. Im allgemeinen hat allerdings die Heldensage als Stoff den größeren Reiz auf die Bearbeiter ausgeübt. Erst in neuerer Zeit finden wir häufigere

Bearbeitungen der Göttersage. Eine der ersten bietet E. Falch in seiner Deutschen Göttergeschichte (1878). Die Bearbeitung zeichnet sich aus durch die Treue, mit der die vorhandenen Berichte benutzt sind. Falch selbst sagt: „Ich ließ mich nicht verleiten, klaffende Lücken in unserer Göttergeschichte künstlich auszufüllen, obwohl ich mir Mühe gab, die Erzählungen so zu gestalten, daß dieselben nicht allzusehr den jugendlichen Leser stören. Wir können nämlich — davon bin ich überzeugt — das Vorhandensein von Lücken in unserer deutschen Mythologie schmerzlich bedauern, aber nicht ändern, wenn wir nicht anders eine Anzahl von deutschen Göttergeschichten erhalten wollen, die alle mehr oder minder das Gepräge ihrer Bearbeiter tragen". — Uns scheint der Standpunkt Falchs der richtige zu sein. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß bei seiner Art der Darstellung manche Partien für jugendliche Leser reichlich kahl und trocken erscheinen, besonders im Anfang, wo die ungewohnten Namen der nordischen Mythologie sich zuweilen häufen; doch entschädigen dafür die eigentlichen Göttergeschichten.

Auch Gustav Schalk hat im ersten Teil seiner Nordisch-germanischen Götter- und Heldensagen (1881) die Göttergeschichte ohne besondere Ausschmückung erzählt, doch ist seine Darstellung im ganzen reicher als bei Falch, allerdings ist sein Stil nicht ganz frei von Gewaltsamkeiten.

Sehr ausführlich stellt Wilh. Wägner die nordisch-germanischen Götter und Helden dar (im 2. Bande von Unserer Vorzeit). Er geht über das hinaus, was die Jugend interessiert; er gibt neben der Darstellung zugleich die Erklärung. Dadurch bekommt sein Vortrag etwas Zwiespältiges (z. B. „Ehe wir den erzählenden Skalden weiterhören, müssen wir einige Bemerkungen einschalten"). Uns scheinen wissenschaftliche Erörterungen in einer Schrift, die „für Jugend und Volk" bestimmt ist, nicht gut am Platze.

Auch J. Nover gibt in seinen Nordisch-germanischen Götter- und Heldensagen (Schulausgabe 1880) außer der

Darstellung der Göttergeschichte zugleich eine Deutung, die teilweise sehr anfechtbar ist (siehe Elfenglauben!) Nover zieht auch unsere Märchen und Sagen und Gebräuche und die Mythen anderer Völker, sowie die dichterische Gestaltung von Sagen heran. Unter dem Bestreben, möglichst viel des Wissenswerten zu bieten, hat die Darstellung leiden müssen.

Ähnlich ergeht es Hermine Möbius in ihrer Deutschen Göttersage (1891). Sie versucht wie Nover die Sage zu deuten; auch bei ihr sind die Deutungen zum Teil sehr anfechtbar, mehr noch ihre Beziehungen auf die Geschichte; die sprachliche Darstellung zeigt starke Anklänge an den „papiernen Stil“.

Albert Richter hat im 2. Bande seiner „Götter und Helden“ die nordischen Sagen dargestellt. Die drei ersten Teile, die Auskunft über den Ursprung der Götter, Riesen und Menschen, die Sage von der Entstehung der Stände, sowie die Aufzählung von den Kleinodien der Götter, sind wenig gelungen, dagegen sind die eigentlichen Göttergeschichten einfach und anschaulich erzählt.

Bemerkenswert ist noch Frieda Amerlan, Aus Urväter Tagen (1890), eine Darstellung der eddischen Götter- und Heldensagen. Frieda Amerlan vermeidet das Aufzählen der Götter usw., sie geht gleich zur Darstellung des Götterdramas über. Es gelingt ihr, den Zusammenhang zu geben; allerdings opfert sie dafür Thors Fahrten, die sie später für sich erzählt.

Aus neuester Zeit stammt Dr. Adolf Lange, Deutsche Götter- und Heldensagen (II. A. 1903). Langes Göttersagen sind wissenschaftlich angelegt; Lange gibt eine Götterlehre, wobei er scharf zwischen der nordischen Mythologie und dem, was sich auf deutschem Boden über die Germanengötter noch feststellen läßt, unterscheidet. Langes Ausführungen sind interessant, eignen sich aber mehr für Erwachsene — frühestens für die reifere Jugend. Seine im ganzen einfache Sprache wirkt in den zu häufigen Wortumstellungen ein wenig manieriert.

Heldensage.

Während die Göttersage in Deutschland nur Spuren aufweist, zeigt sich die Heldensage bei uns in reicher Ausgestaltung.

Wann die Heldensagen entstanden sind, läßt sich mit Bestimmtheit nicht sagen. Ziemlich sicher aber haben wir ihren Ursprung in der Zeit der Völkerwanderung zu suchen. Helden aus der Urgermanenzeit, wie z. B. Armin, treten nicht in die Heldensage ein. Neben dem historischen Hintergrund macht sich noch ein mythischer geltend. Die Riesen, die Zwerge, die Drachen, die Meerjungfrauen, die Walküren weisen uns weit zurück in die alte Göttersage, während uns die große Zahl historischer Namen den Einfluß der geschichtlichen Entwicklung auf die Sage erkennen läßt.

Der Streit, ob die Heldensage aus der älteren Göttersage entstanden ist, wonach die Helden, welche die Dichtung in geschichtlichem Scheine auftreten läßt, ursprünglich Götter waren, d. h. sinnbildlich aufgefaßte Ideen über Erschaffung und Fortdauer der Welt — oder ob die erste Grundlage die geschichtliche Wahrheit ist, nur mit freier Phantasie ausgebildet und durch Zutaten des Mythischen und Wunderbaren geschmückt — dieser Streit ist für unsere Untersuchung von keiner Bedeutung. Die moderne Forschung neigt der letzteren Auffassung zu.

Wir haben uns die Entstehung der Heldensage nicht so zu denken, als ob die einzelnen Sagenstoffe sogleich eine zusammenhängende Heldensage bildeten. Erst allmählich schließen einzelne Sagen zu einem Kreise zusammen, verbunden durch die Person des Helden. Später gehen auch verschiedene Sagenkreise Verbindungen miteinander ein: Dietrich tritt z. B. im Nibelungenliede auf, Siegfried und Kriemhild in der Dietrichsage (Rosengarten). Sogar das Bestreben, alle Sagen miteinander in Verbindung zu bringen, fehlt nicht: in der nordischen Thidrekssaga (Vilkinasaga) ist der Versuch gemacht, den ganzen sächsischen Sagenkreis (Siegfried) um die Person Dietrichs zu gruppieren.

Auch hat die Heldensage nicht gleich als Epos Gestalt gewonnen, sondern die Taten der Vorfahren wurden in kurzen epischen Liedern besungen. So wie sich die Sagen zu Kreisen zusammenschlossen, so fügten sich die Lieder wohl zu Liederzyklen zusammen, doch ist es sehr unwahrscheinlich, daß das Epos sich aus Einzelliedern zusammensetzte; wohl aber ist aus den Einzelliedern manches ins Epos hinübergenommen. Am frühesten bildete sich bei den Angelsachsen, die zuerst zur Ruhe kamen, das Epos aus: das Beowulflied.

In Deutschland geschah die Gestaltung der Heldensage im Epos spät, erst Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts, als die Pflege des Gesanges und der Dichtkunst in die Hände ritterlicher Sänger gelangte. Aus früherer Zeit, aus dem Althochdeutschen, stammt nur ein einzelnes Lied, das Hildebrandslied (8. Jahrh.).

Wohl war, als die Aufzeichnung begann, der Sagenstoff abgeschlossen. Wie sehr aber dieser Stoff durch die Dichter umgestaltet wurde, läßt sich nicht mehr feststellen. Ganz fraglos hat das Mittelalter, das seinen Charakter wie keine andere Zeit in der Poesie ausprägte, starken Einfluß auf die Gestaltung des Epos ausgeübt. Der Glanz des Kaiserhofes, die Romantik des Rittertums mit all seiner Sehnsucht nach Abenteuern in Ritterkampf und Frauenminne, die Derbheit der Zeit und ihre Mystik mit dem stark ausgeprägten Wunder- und Aberglauben — alles das spiegelt sich im Epos wider.

Aber so sehr auch jeder bewegtere Zeitraum der Geschichte, nicht nur das Mittelalter, beim Durchgang der Sage einen Einfluß auf dieselbe ausübt — eins bleibt: die Gesinnung, die in einem Volke lebt. Die Lebensansicht, die sich durch Jahrhunderte bildet, die modelt in der poetischen Überlieferung sowohl die gewaltigsten einzelnen Helden als auch die einzelnen historischen Tatsachen nach sich um.

Hierin liegt zugleich der Gehalt und die Kraft, vermöge deren die Gebilde der Volkspoesie durch viele Geschlechter unvertilgbar fortbestehen: ihnen sind die Grundzüge des

Volkscharakters wahr und ausdrucksvoll vorgezeichnet. Naturanschauungen, Charaktere, Leidenschaften, menschliche Verhältnisse treten hier in voller Größe hervor. So erhalten sie einen Inhalt, der Züge aufweist, die zu allen Zeiten und Herzen sprechen. Solche Dichtungsinhalte lassen sich schwerlich von einem einzelnen erfinden. Denn der einzelne kann aus seiner Zeit und aus seinem Milieu nicht heraus.

Nicht für alle Sagenstoffe trifft das Vorstehende in gleich hohem Grade zu, manche Stoffe haben ihren Zeitcharakter stärker bewahrt. Aber im allgemeinen haben doch die Sagengestalten typischen Wert erhalten. Das Individuelle der epischen Gestalten ist nicht etwa das Werk einer ängstlichen Bildnismalerei nach geschichtlichen Originalen, sondern es ist das Werk des poetischen Triebes, der Ideen und allgemein menschliche Verhältnisse in sichtbaren und lebendigen Gestaltungen darstellt.

Der Einfachheit der Charaktere entspricht die Einfachheit der Motive. Das Höchste für den Ritter ist seine Ehre, seine höchste Pflicht die Treue. Jeder verläßt sich ohne weiteres auf das Wort des andern, auch wenn es vom Feinde kommt; Treubruch wird nur von den schlimmsten Verrätern geübt.

Dieser ganze Charakter der Sage, besonders das Romantisch-Heldenhafte in ihr, macht den Inhalt der Sage auch für die Jugend so sehr geeignet. Hier findet die Jugend alles, wofür sie sich begeistert, hier kann sie lieben und hassen von ganzem Herzen. Für komplizierte Charaktere hat die Jugend meistens noch keinen Sinn, und den Widerstreit der Motive in der Seele des Helden versteht sie kaum. Ihr ist rasches Handeln ohne langes Schwanken gemäß, so, wie in der Sage fast alles Handlung und fast nichts Reflexion ist, die Sage charakterisiert durch Handlung, sie liebt und verurteilt durch Handlung.

Die Heldensage dauerte lebendig fort bis zum 15. Jahrhundert. Mit dem Sinken des Rittertums begann auch das Interesse für die Heldensagen zu schwinden. Im Jahre 1472

stellte noch der Schreiber Kaspar von der Roen eine Reihe der Heldengedichte zusammen in der „Dresdener Handschrift“, gewöhnlich das „Heldenbuch“ genannt. Die Gedichte sind hier „bearbeitet“. „Kaspar hat, wie es scheint, für gemeine Bänkelsänger gearbeitet und sein Geschäft wie ein Tagewerk betrieben“ (W. Grimm). — Im 16., 17. und 18. Jahrhundert geriet die Heldensage immer mehr in Vergessenheit.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war es Bodmer, der zuerst wieder die Aufmerksamkeit auf die Heldensage lenkte, indem er 1757 „Chriemhildens Rache“ und die „Klage“ herausgab. Ihm folgte Chr. H. Myller, ebenfalls ein Schweizer, der 1782 zum erstenmale aus der Handschrift „Der Nibelungen Liet“ veröffentlichte. Beide hatten keinen sehr großen Erfolg. Bezeichnend ist, daß Friedrich II. dem Myller antwortete, er würde ein solches Buch aus seiner Bibliothek hinauswerfen. Erst die romantische Schule rief eine andere Auffassung hervor. Als F. H. v. d. Hagen 1807 das Nibelungenlied zum ersten Mal übersetzte und unermüdlich für die Verbreitung tätig war,und als dann andere, darunter die Brüder Grimm, Karl Lachmann, Ludwig Uhland, A. Raßmann und Karl Simrock sich mit der Heldensage beschäftigten, wurde das Interesse ein allgemeineres, und nach und nach wurden auch die übrigen Heldensagen neu herausgegeben und vielfach übertragen und bearbeitet. Bis in unsere Zeit hinein hat sich ein lebhaftes Interesse erhalten, besonders für die Nibelungen und für Gudrun.

Bemerkenswert ist besonders das „Deutsche Heldenbuch“ (Berlin 1866—73), herausgegeben von O. Jänicke, E. Martin, A. Amelang, K. Müllenhoff und J. Zupitza, das in 5 Teilen die meisten Epen im Mittelhochdeutschen bringt.

Der Hauptinhalt der Heldensage ist auch über den skandinavischen Norden verbreitet. Während die deutsche Heldensage durch das Christentum modifiziert ist, gehört die nordische noch dem heidnischen Altertum an. Die Hauptquellen für die nordische Heldensage sind die

beiden Edden (siehe S. 2); daneben treten folgende prosaischen Sammlungen:

1. Die Völsungasaga aus dem 13. Jahrhundert (ca. 1260 aufgezeichnet). Sie bietet die Geschichte des ganzen Völsungengeschlechts, hauptsächlich auf Grund von Eddaliedern, doch bietet sie mehr als die Eddalieder Sämunds. (Übersetzt von Edzardi, Stuttgart 1880).

2. Die Vilkinasaga (Thidrekssaga) aus dem 13. Jahrhundert (ca. 1250 aufgezeichnet). Als Quellen sind in ihr selbst angegeben „alte Gesänge und Erzählungen deutscher Männer“. In ihr ist der Versuch gemacht, den ganzen sächsischen Sagenschatz (von Siegfried) in die Sage von Thidrek (Dietrich) einzufügen und das Ganze chronologisch zu ordnen. (Übersetzt von Raßmann in Heldensagen, Band 2).

Hier sei bemerkt, daß in neuester Zeit Richard von Kralik die gesamte deutsche und nordische Götter- und Heldensage zu einem großen zusammenhängenden Epenzyklus vereinigt hat [einschließlich des Beowulfliedes]. Da das sechs Bände umfassende Werk für die Jugend nicht in Betracht kommt, wollen wir hier auf den interessanten Versuch nicht näher eingehen.

3. Die Nornagestssaga aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts; sie enthält deutsche Heldensagen.

Die nordischen Quellen sind häufig von Bearbeitern der deutschen Heldensage benutzt, um Lücken auszufüllen. Wir werden im folgenden die einzelnen Sagenkreise und ihre Darstellungen einer näheren Betrachtung unterziehen.

Das Nibelungenlied (Die Nibelungensage).

Der Dichter des Nibelungenliedes hat es verstanden, eine große Reihe von Tatsachen geschickt zu ordnen und zu verknüpfen. Er führt uns sicher von einem Geschehen zum andern. Außerdem besitzt das Lied einen Reichtum an Charakteren, deren Gestaltung nur einem Künstler gelingt.

Darum übt die Nibelungensage immer aufs neue ihren Reiz auf uns aus, und jedes deutsche Kind muß sie kennen

lernen. Es ist jedoch keineswegs gleichgültig, in welcher Form das geschieht.

Nahezu ausgeschlossen ist das Gedicht als Ganzes. So gewaltig die poetische Kraft des Werkes ist, so läßt sich doch nicht verkennen. daß ihm schwere Mängel anhaften. „Wir entdecken einen bereits gestörten Organismus und eine hier und da verletzte, nur flüchtig wieder vereinigte Oberfläche. Eingeschobene Personen, zugefügte einzelne Strophen und größere Stücke, unnötige Wiederholungen, Unverständliches, selbst bare, durch keine Erklärung zu beseitigende Widersprüche lassen sich nachweisen" (Grimm).

Ferner werden Kämpfe und Feste, Waffen und Kleidung in dem Liede in ermüdender Breite und Häufung geschildert, und das Grausige häuft sich am Ausgang des Liedes dergestalt, daß der beabsichtigte Eindruck des Erhabenen wenigstens bei dem Leser von heute kaum erreicht wird. Es wird nur wenige geben, die das ganze Gedicht durchlesen, ohne zu erlahmen. Vor allem werden Kinder die Kraft dazu nicht haben. Ermüdend wirkt auch die Gleichförmigkeit der strophischen Gliederung, so schön die Nibelungenstrophe an sich ist.

Man hat daher verschiedentlich versucht, das Nibelungenlied zu kürzen oder prosaisch wiederzugeben, indem man bei der prosaischen Wiedergabe meistens an jüngere Leser dachte. Bei diesen Bearbeitungen ist die Frage, was echt und was eingeschoben ist, von keiner Bedeutung, ebensowenig die Frage, welche der Handschriften den Vorzug verdient. Das sind Fragen, die den Philologen interessieren. Bei einer Bearbeitung zum Zweck der Jugendlektüre kann es sich nur darum handeln, durch Kürzung die ermüdenden Wiederholungen der Schilderungen zu vermeiden, so daß der Aufbau klarer hervorspringt und die Handlung mehr zu ihrem Rechte kommt.

Die meisten Bearbeiter haben auch geglaubt,einzelne Stellen ändern oder ganz fortlassen zu müssen, und zwar die Brautnacht, den nächtlichen Kampf Siegfrieds mit Brunhild und den Streit der beiden Königinnen vor dem Münster.

Wir halten diese Sorge für unnötig, oder doch für übertrieben. Gewiß können die betreffenden Stellen so übertragen sein, daß man bedenklich werden könnte, sie Kinder lesen zu lassen. Aber die meisten uns bekannten Übertragungen sind so zart, daß Kinder sie ruhig lesen dürfen. Und dann ist gerade bei den genannten drei Stellen das Interesse am Ausgang des Streites auf das höchste gespannt, es sind Szenen größter dramatischer Lebendigkeit, so daß hier die Phantasie gar nicht zum Verweilen kommt. Auf keinen Fall aber können wir es gut heißen, die entsprechenden Strophen ganz fortzulassen oder sie so zu ändern, daß die Motive verschoben werden. Das erscheint uns als Sünde wider den heiligen Geist des Gedichts; gerade diese Stellen sind für den Fortgang der Handlung von so großer Bedeutung, daß sie unmöglich entbehrt werden können..

Die beste Art, jüngeren Kindern die Sage darzubieten, ist die mündliche Wiedergabe. Da ersetzt die lebendige Rede den Mangel, der bei der Übertragung in Prosa immer entstehen muß. Die vielen prosaischen Übertragungen leiden meistens daran, daß die sprachliche Darstellung dem gewaltigen Stoff nicht genügt, vor allem dann nicht, wenn der Übertragende besonders kindlich sein wollte.

Die prosaischen Bearbeitungen der Nibelungensage sind verschiedener Art. Einige schließen sich eng an das Nibelungenlied an, während andere von dem ergänzend einfügen, was nordische Quellen und das bekannte Volksbuch Der gehörnte Siegfried über Siegfried berichten. Drittens gibt es Darstellungen, welche sich ganz auf die nordische Sage beschränken.

Es ist keine Frage, daß unser Nibelungenlied in bezug auf Siegfrieds Jugend große Lücken aufweist; offenbar setzt der Dichter die Kenntnis der Jugendgeschichte Siegfrieds voraus. Es läßt sich daher nicht viel dagegen einwenden, wenn in der prosaischen Bearbeitung die Jugend etwas ausführlicher dargestellt wird. Notwendig aber ist es nicht, und eine gar zu weitgehende Einfügung bleibt immer gewagt, einmal weil die Einheitlichkeit des Stoffes gefährdet wird,

und dann wegen des Zwiespalts, der im Kinde entsteht, wenn es später das Epos — sei es auch in einer Kürzung — liest, und daß jedes Kind dazu komme, ist doch unser Wunsch.

Die Darbietung der nordischen Sage aber neben der deutschen halten wir nicht für erwünscht, wenigstens nicht für jüngere Kinder, da die eine Darstellung leicht das Bild der andern verwischt. Von den sehr bedeutenden Abweichungen seien nur erwähnt, daß Brünhild Siegfrieds Braut ist, die ein Zaubertrank ihn vergessen läßt, so daß er der Gemahl Gudruns (d. i. Kriemhilds) werden kann — und daß Gudrun sich im 2. Teil auf die Seite ihrer Brüder stellt und sie furchtbar rächt, als Atli (Etzel) sie aus Golddurst töten läßt. In reiferem Alter möge die nordische Gestaltung als Ergänzung und Vergleich hinzutreten.

Wir wollen im folgenden einige der bedeutenderen Bearbeitungen kurz betrachten.

Als im Anfang des 19. Jahrhunderts das Interesse am Nibelungenlied anfing, allgemeiner zu werden, ging man bald daran, das Lied für die Jugend nutzbar zu machen. Von J. H. Voss wird berichtet, daß er das Nibelungenlied in seiner Schule zu Eutin im Auszuge lesen ließ. Aus dem Jahr 1815 stammt eine mittelhochdeutsche Schulausgabe von Aug. Zenne. Daß Amalie Schoppe den Stoff 1822 für die Jugend bearbeitete, erwähnten wir bereits bei der Göttersage. Aus den dreißiger Jahren stammen die Schulausgabe von Nicol und die prosaische Übertragung von F. A. Finger.

Bis auf unsere Tage hat sich die Prosabearbeitung von Ferdinand Bäßler, Der Nibelungen Not, aus dem Jahre 1843 lebendig erhalten. Bäßlers Bearbeitung ist in mancher Beziehung typisch: er hat sich eng an das Nibelungenlied angeschlossen, doch läßt er z. B. die Brautnacht ganz aus, er läßt den Kampf im Brautgemach als dritte Kraftprobe schon in Island sich abspielen. Seine Sprache ist ziemlich nüchtern, trotz seines Bestrebens, alte Wortformen zu benutzen; diese Formen wirken in Bäßlers sonstiger Sprache befremdend.

Daß Jugendschriftsteller wie Franz Hoffmann — und später Oskar Höcker — sich den wirkungsvollen Stoff nicht entgehen ließen, nimmt nicht wunder.

Einer großen Beliebtheit erfreut sich die Übertragung von K. W. Osterwald (1848). Seine Darstellung, eng an das Nibelungenlied angeschlossen, ist sehr ausführlich. Seiner Sprache aber fehlt Kraft und Eigenart; sie ist matt und reich an Plattheiten.

Der erste, der die Jugendgeschichte Siegfrieds einfügt, ist Ferdinand Schmidt (1852). Überflüssigerweise läßt er noch die Geschichte von Wieland dem Schmied und Dietrichs Kampf mit Ecke als Episoden vorhergehen. Die Sprache Schmidts ist im allgemeinen einfach, doch ist auch er vor Plattheiten nicht bewahrt geblieben.

Eine sehr breite Darstellung bringt Albert Richter in seinen Deutschen Heldensagen des Mittelalters (1867). Obgleich Richters Übertragung gut lesbar ist, wenn auch der Ausdruck nicht selten „prosaisch" geworden ist, meinen wir doch, daß wir heute einer so ausführlichen Prosadarstellung nicht mehr bedürfen. Denn ein Kind, das Richters Darstellung in sich aufnehmen kann, vermag auch eine gute poetische Bearbeitung des Epos, die wir heute besitzen, zu lesen. —

Seit der Mitte der siebziger Jahre finden wir häufiger beide Darstellungen — die nordische und die deutsche — nebeneinander. Die Vollendung von Richard Wagners Nibelungenring(1874) und die allgemeine Anerkennung, die er inzwischen gefunden hatte, war wohl die Hauptursache dieser Erscheinung. Nach unserer Kenntnis war Wilh. Wägner der erste, der im 1. Bande von Unserer Vorzeit (1874) die Niflungen nach den nordischen Quellen erzählte, allerdings stark gekürzt.

Im 2. Bande erzählt Wägner die „Nibelungen" nach dem Nibelungenlied und der Klage, die Jugend Siegfrieds aus dem hörnen Siegfried ergänzend. Er hat wesentliche Züge geändert. Vor allem ist Kriemhild zu sehr verlieblicht. Die Sprache ist matt. — In der Schulausgabe hat W. die Dar-

stellung stark gekürzt; da sind z. B. die Szenen im Schlafgemach ganz ausgelassen.

Auf Wägner folgte 1875 Albert Richter, der in seinen Göttern und Helden eine Darstellung der nordischen Sage gab, ebenfalls stark gekürzt.

Eine Darstellung der Nordischen Heldensage bieten ferner J. Nover in den „Nordisch-germanischen Götter- und Heldensagen“ (1880) und G. Schalk in seinem Buche gleichen Titels (1881). Nover hat die „Niflungen“ stark gekürzt und in papiernem Stil erzählt; auch Schalk hat „Siegfried und die Nibelungen“ sehr beschnitten, doch ist seine Sprache besser.

Später (1900) hat G. Schalk in den „Großen Heldensagen“ die Nibelungensage erzählt im Anschluß an das Nibelungenlied. Die Jugendgeschichte Siegfrieds ist eingefügt; die Vorgänge in der Hochzeitsnacht sind so kurz erwähnt, daß nur der sie versteht, der die Vorgänge schon kennt. Die Sprache ist im ganzen gut; doch finden sich immer noch viele flache Stellen.

Eine ganz neue Art der Bearbeitung bietet Heinrich Keck in der „Iduna“ (1881). Im ganzen sich an das deutsche Epos anschließend, ergänzt er Lücken durch die nordische Überlieferung. Die Gruppierung des Stoffes aber, die Ausgleichung von Widersprüchen, die psychologische Motivierung einzelner Tatsachen — das alles hat sich Keck als sein dichterisches Recht vorbehalten. Uns scheint, als ob Keck sein dichterisches Recht zu weit ausgedehnt habe. Er hat die nordische Sage gar zu stark hineingeflochten. Er hat manches geändert, wozu ihm das Recht fehlt: er hat den Charakter Gunthers sowohl als den Hagens umgezeichnet. Gunther z. B. will, als er Brünhilde sieht, den Kampf selbst versuchen; Hagen verhindert es durch einen Schlaftrunk; Hagen aber schürt den Zorn der Brunhild noch mehr an. Auch sonst sucht Keck über das Nibelungenlied hinaus psychologisch zu motivieren; aber es gehört die dichterische Kraft eines Hebbel dazu, um das zu können. — Auch daß Keck die Sage von Walther und Hildegunt als Lied Volkers ein-

flicht, scheint uns nicht wohlgetan, da die Nibelungensage schon umfangreich und mannigfaltig genug ist.

Bruno Busse hat 1904 eine Neubearbeitung von Kecks Iduna herausgegeben. Er hat die direkt entstellenden Veränderungen wieder ausgemerzt und sich mehr auf die deutsche Sage beschränkt. — Trotzdem meinen wir, daß eine so umfangreiche Prosabearbeitung nicht notwendig ist. (Siehe Richter, Seite 13).

Kecks Pfaden folgen Rich. Weitbrecht und Frida Amerlan, die beide eine Verbindung der nordischen Sage mit dem Nibelungenliede bringen; Weitbrecht im „Deutschen Heldenbuch“ (1887), wobei er die Szenen in und nach der Hochzeitsnacht wesentlich ändert, — Amerlan in ihrem Buch „Aus Urväter Tagen“ (1890), in dem sie außerdem die Wölsungensage unter Vermeidung der ärgsten Greueltaten ansprechend erzählt. — Uns sagt die Verquickung der Sagen nicht zu, und für Kinder halten wir sie wenig geeignet.

Eine zweifache Bearbeitung hat dann wieder Gotthold Klee in seinen „Deutschen Helden“ (1883). Die erste Bearbeitung benutzt als Quellen die Edda und die Völsungasaga und sucht überall das Echteste zu geben. In seinen Kürzungen und Hinzufügungen ist Klee ziemlich vorsichtig gewesen. Für die zweite Bearbeitung ist nicht nur das Nibelungenlied benutzt, sondern für die Darstellung von Siegfrieds Kindheit und Jugend auch die Thidrekssaga. Später hat Klee, z. B. in dem Abschnitt, wie Siegfried den Nibelungenhort gewann, das Nibelungenlied und das Siegfriedlied kombiniert. An verschiedenen Stellen hat Klee Eigenes hinzugefügt, wenn auch nicht wesentlicher Art.

Auch Emil Engelmann bringt 1889/90 in „Germanias Sagenborn“ beide Darstellungen. Auch er ist vorsichtig in seiner Bearbeitung; seine Sprache überragt die meisten der andern Bearbeiter.

Eine neuere Bearbeitung bietet Hermine Möbius, Die Nibelungensage (1892). Möbius hat sich fast immer nach der Simrockschen Übersetzung gerichtet, nur die Jugendgeschichte ist nach nordischen Quellen dargestellt. Ein

Vorzug ist die gedrängte Fassung des 2. Teils und die starke Kürzung des Blutbades am Schluß. Weniger sagt uns die Darstellung in der Brautnacht zu, und am wenigsten behagt uns die Sprache, die sehr oft platt und süßlich wird.

Adolf Lange gibt in seinen Götter- und Heldensagen (II. A. 1903) beide Darstellungen. Er erzählt die Wölsungensage unter Milderung der ärgsten Greuel, bei der Nibelungensage schließt er sich eng an das Nibelungenlied an, unter Vermeidung alles „sittlich Anstößigen“. Seine Sprache ragt nicht besonders hervor; die häufigen Wortumstellungen wirken als Manier. (Beisammen saßen Brunhild und Kriemhild — Nicht sollst du mir verargen — Freundlich bitte ich dich — Nicht lasse ich sie usw.).

Aus neuester Zeit stammen die Bearbeitungen von E. Falch, Die Sage von den Wölsungen und Niflungen (1904) und die Nibelungensage (1905). Ähnlich wie die Göttersagen hat Falch die Wölsungensage kurz und knapp erzählt, die Wirkung dem Stoff überlassend. Die Bearbeitung der Nibelungensage rechtfertigt Falch im Vorwort damit, daß die vorhandenen Bearbeitungen zu langatmig seien. Falch gibt daher den Gesamtinhalt in gedrängtester Kürze. Uns will scheinen, daß diese Bearbeitung durch das Ausschalten jeglicher Kleinmalerei und das Zusammendrängen der Hauptzüge zu inhaltreichen langen Sätzen dem Original doch zu wenig gerecht wird; das Ganze erhält geradezu die Form eines Referats; dadurch kann die Jugend unmöglich gepackt werden.

Wenn wir zusammenfassen, kommen wir zu dem Schlusse, daß keine der uns bekannten Prosadarstellungen völlig genügt. Den Bearbeitern fehlt die dichterische Kraft, um auch der Prosa poetischen Schwung zu verleihen. Es scheint uns auch nicht vorteilhaft zu sein, die verschiedenen Sagen zu dicken Bänden zu vereinigen.

Darstellungen in gebundener Rede.

Von den uns bekannten Übertragungen, die das Nibelungenlied in gekürzter Form wiedergeben, scheinen uns die von Freytag, Legerlotz und Engelmann die wertvollsten zu sein.

Ludwig Freytags erste Übertragung erschien 1879. Er legte seiner Übersetzung den Text zugrunde, den Karl Lachmann als den kürzesten und ältesten bezeichnet. (Handschrift A, Hohenems-München.) Lachmanns Text hat 2316 Strophen, von denen er jedoch 725 als unecht bezeichnete. Diese ließ Freytag fort, so daß seine Übersetzung nahezu 1600 Strophen zählt. Bei der zweiten Auflage 1885 hat Freytag jedoch die unechten Strophen mit aufgenommen. Dadurch hat das Gedicht an Lesbarkeit verloren, und es kommt frühestens für die reifere Jugend in Betracht.— Die Sprache Freytags ist stark modernisiert; wenn sie darum auch die Kraft und die Eigenart des Nibelungenliedes nicht so wiedergibt wie z. B. Legerlotz, so gewinnt sie dafür an einigen Stellen an Deutlichkeit.

Freytag hat auch eine Schulausgabe „zum Gebrauch an höheren Mädchenschulen“ herausgegeben. Sie ist ein wörtlicher Abdruck der Textausgabe; nur der Zwist zwischen Gunther und Brunhild ist ganz kurz in Prosa wiedergegeben, wobei die Motive bei Brunhild verschoben sind: der Argwohn, Gunther sei nicht der starke Held, fehlt. Ferner fehlt die Art der Überwindung, und der Streit der Königinnen ist entsprechend gekürzt. Das ist ein ganz unmögliches Verfahren; dadurch wird ja die Aufmerksamkeit der „höheren Mädchen“ auf die fehlenden Stellen hingelenkt, abgesehen davon, daß gerade an den betreffenden Stellen so wenig wie möglich fehlen darf, während die ausführlichen Beschreibungen der Rüstungen usw. gern stark gekürzt werden dürfen.

Emil Engelmann, das Nibelungenlied für das deutsche Haus, nach den besten Quellen bearbeitet, erschien 1886. — Engelmann hat die Strophenform aufgegeben und das ganze Gedicht im Hildebrandstone übertragen. Dadurch erlangt er größere Freiheit der Sprache. Zugrunde liegt die Handschrift C (Hohenems-Laßberg) mit ihren 38 Gesängen, doch hat Engelmann am Anfang und Ende der Gesänge kleine Verschiebungen eintreten lassen und dadurch eine größere Geschlossenheit der Gesänge erreicht. Ferner sind Weitschweifigkeiten, Wiederholungen und unbedeutende Verse ausgemerzt; an einzelnen Stellen finden sich kleine Zusätze, die zuweilen den Zusammenhang deutlicher machen. Dem

neuhochdeutschen Ausdruck und Satzbau ist im allgemeinen keine Gewalt angetan, Ausnahmen werden bei solchen Übertragungen kaum vermieden werden können. Durch Aufnahme altertümlicher Formen und Wendungen hat sich E. bemüht, seiner Sprache Kraft zu verleihen.

Gustav Legerlotz, das Nibelungenlied, neu übertragen (1892). — Zugrunde liegt die Ausgabe des Textes von Fr. Zarncke (Handschrift C), die 2444 Strophen enthält. Davon hat Legerlotz 1765 ausgewähl . Durch die Kürzung hat das Gedicht ohne Frage gewonnen, nichts Wesentliches fehlt, man vermißt nur wenig, z. B. daß die Tarnkappe Zwölfmännerkraft verleihe. — Die Sprache Legerlotz' ist kraftvoll und reich an altertümlichen Ausdrücken, die der Sprache „einen altertümlichen Rost" geben. L. hat die Nibelungenstrophe angewendet, doch bindet er sich nicht sklavisch an sein Schema, sondern weicht hier und da vom regelmäßigen Aufbau ab.

Legerlotz hat auch zwei Schulausgaben des Liedes herausgegeben. Die eine enthält das Nibelungenlied allein (Velhagen und Klasing, 1 M.). Hier sind die Kürzungen weiter ausgedehnt: die Ausgabe umfaßt 982 Strophen. Die Kürzungen sind geschickt ausgeführt, der Auszug wirkt durchaus geschlossen. An 6 Stellen ist die Darstellung durch Prosa unterbrochen. Im allgemeinen gibt die Prosa den Inhalt treffend wieder; der Grund der Prosadarstellung ist durchweg Erlangung größerer Kürze: für Kinder ein Vorzug. Die Ereignisse in der Brautnacht sind wohl in Rücksicht auf ängstliche Eltern und Lehrer in Prosa gegeben. Allerdings hätte L. konsequenterweise dann auch später folgende Stellen nicht stehen lassen dürfen.

„Du selber häufest Schande auf deinen stolzen Leib:
Taugt jemals eine Buhlerin zu eines edlen Königs Weib?"
„Sie nannte mich die Buhle von Siegfried, ihrem Mann."
„Du habest dich gerühmet, ihr freier, stolzer Leib
Gehöre dir zu eigen."
„Soll Kuckucksbrut uns frommen?"

Uns zwar erscheinen diese Stellen unbedenklich, so daß wir den Auszug für empfehlenswert halten, etwa vom 12. Jahre an.

Dagegen will uns die zweite Schulausgabe, die mit einem Auszug aus Gudrun zusammengebunden und die für Mädchenschulen gedacht ist, nicht gefallen. Hier fehlt doch zu viel und zu Wichtiges. Es fehlt die Erzählung Hagens von Siegfrieds Taten, es fehlt der Streit in der Brautnacht und die Überwindung Brünhildens durch Siegfried; der Streit vor dem Münster ist durch ein paar Prosaworte abgetan. Das geht denn doch zu weit, selbst für Mädchenschulen — warum überhaupt einen Unterschied machen?

Von den vielen andern poetischen Bearbeitungen des Nibelungenliedes nennen wir noch Dr. G. Bornhak, Das Nibelungenlied, in der Sammlung deutscher Dicht- und Schriftwerke für höhere Töchterschulen (!), Karl Holdermann, Das Nibelungenlied (1891), (Meisterwerke der deutschen Literatur für höhere Lehranstalten), Karl Rehorn, Das Nibelungenlied (1899), eine Umarbeitung des vorigen, G. Rosenhagen, Das Nibelungenlied (1895), (Deutsche Schulausgaben). Sie alle können sich mit den vorgenannten Darstellungen nicht messen.

Endlich wollen wir noch die Neudichtung der Sage von Wilh. Jordan in seinem Epos „Die Nibelunge“ (1867—76) erwähnen. Wir schätzen das Epos nicht so hoch ein, wie von vielen Seiten geschieht, uns scheint Jordan zu sehr Rhetoriker zu sein. Der Jugend aber möchten wir sein Werk auch darum nicht geben, weil Jordan die Charaktere der Hauptpersonen wesentlich umgezeichnet hat, nach unserm Empfinden nicht zum Vorteil des Ganzen. — Die Schulausgabe, die Dr. E. Prigge besorgt hat, indem er große Partien in Prosa wiedergab, sagt uns noch weniger zu. Denn uns will scheinen, daß diejenigen, die diese gekürzte Ausgabe lesen, auch das ganze Epos bewältigen können.

Dramatische Gestaltung.

Seit der Neubelebung des Nibelungenstoffes hat eine Reihe Dichter versucht, ihn ganz oder teilweise dramatisch zu gestalten. 1808 schrieb Fouqué „Der Held des Nordens“ nach der nordischen Überlieferung, 1817—18 Uhland „Die Nibelungen“ (blieb Entwurf), 1824 Eichhorn „Chriemhilds Rache“, 1835 Raupach „Nibelungenhort“, 1856

Kopisch „Chriemhild“, 1862. Hebbel „Die Nibelungen“, 1875 Dahn „Rüdiger von Bechlarn“, 1877 Wilbrandt „Krimhild“, Geibel „Brunhild.“ Von allen diesen Dramen ist nur Hebbels Trilogie lebendig geblieben. Sie ist nach unserm Empfinden die machtvollste und künstlerisch vollendetste Gestaltung der Nibelungensage. Hebbel hat sich im ganzen eng an das Epos angeschlossen, er hat die Charaktere, besonders Siegfried, Hagen und Kriemhild, getreu der mittelalterlichen Dichtung nachgezeichnet.

Und doch ist das, was er geschaffen, etwas ganz Eigenes geworden. Er hat die Motive des Handelns psychologisch vertieft, so daß mit unerbittlicher Konsequenz die Handlung Szene um Szene sich aufbaut bis zur Katastrophe. Er hat dadurch zugleich die Charaktere in voller Klarheit und Deutlichkeit herausgearbeitet, und besonders hat er in Brunhild, die das Epos sehr stiefmütterlich behandelt, eine Gestalt von tragischer Wucht geschaffen. Das Schönste fast aber ist die Sprache mit ihrer Kraft und ihrer Prägnanz und ihrem Reichtum an treffenden Bildern. Ein Beispiel nur:

Im tiefen Norden, wo die Nacht nicht endet,
Und wo das Licht, bei dem man Bernstein fischt
Und Robben schlägt, nicht von der Sonne kommt,
Nein, von der Feuerkugel aus dem Sumpf —
Dort wuchs ein Fürstenkind
Von wunderbarer Schönheit auf, so einzig,
Als hätte die Natur von Anbeginn
Haushälterisch auf sie gespart und jeder
Den höchsten Reiz des Weibes vorenthalten,
Um ihr den vollen Zauber zu verleihn.
Du weißt von Runen, die geheimnisvoll
Bei dunkler Nacht von unbekannten Händen
In manche Bäume eingegraben sind;
Wer sie erblickt, der kann nicht wieder fort,
Er sinnt und sinnt, was sie bedeuten sollen,
Und sinnt's nicht aus, das Schwert entgleitet ihm,
Sein Haar wird grau, er stirbt und sinnt noch immer:
Solch eine Rune steht ihr im Gesicht!

Die Kinder, die das ganze Epos zu lesen vermögen, werden auch das Drama lesen können, zum mindesten die beiden

ersten Teile. Sie sind in einer Ausgabe bei Hendel gesondert gedruckt.

Es ist verschiedentlich die Meinung ausgesprochen, auch Richard Wagners Gestaltung der nordischen Sage im Nibelungenring käme als Lektüre für die reifere Jugend in Betracht. Wir sind der Meinung nicht. Wagners Darstellung bietet selbst Erwachsenen noch Schwierigkeiten. Wir meinen, Wagner zu lesen ist dann an der Zeit, wenn man ihn hören will. Nur ganz ungewöhnlich musikalisch begabte Kinder aber sind imstande, den Ring musikalisch zu genießen; der Ring erfordert reife Menschen.

Gudrun.

Die Gudrunsage reiht sich dem gewaltigen Stoff der Nibelungen würdig an. Daß das Gudrunlied nicht in gleichem Maße das Interesse der Philologen erregt hat, liegt zum Teil daran, daß es nur in einer einzigen Handschrift vorhanden ist, die Kaiser Maximilian zu Beginn des 16. Jahrhunderts anfertigen ließ im Ambraser Heldenbuch. Fr. H. v. d. Hagen gab das Lied nach dieser Handschrift 1820 zum erstenmal heraus.

Es zerfällt in drei Teile: 1. Hagens Raub durch den Greifen. 2. Hettels Werbung um Hilde, die Tochter Hagens, und den bedeutendsten dritten Teil, das eigentliche Gudrunlied, das die Schicksale Gudruns erzählt.

Auch das Gudrunlied fesselt uns durch eine lebhafte, festgefügte Handlung und durch eine Reihe plastisch gestalteter Charaktere. Daneben zeigt es ähnliche Mängel wie das Nibelungenlied: ermüdende Breiten und Wiederholungen und einige, wahrscheinlich durch Interpolation entstandene Widersprüche und Unklarheiten. Wir werden Einzelheiten bei den Bearbeitungen anführen. Unter den Bearbeitern begegnen wir zum Teil denselben Namen wie beim Nibelungenlied.

Ludwig Freytag bietet uns eine vollständige Übertragung: 1705 Strophen (1888). Die Übertragung ist gut

gelungen, wenn sich auch mancherlei Plattheiten, wohl veranlaßt durch die streng gebundene metrische Form, eingeschlichen haben. Aber wir haben das Bedenken, daß ein bei Kindern ungewöhnliches Interesse vorhanden sein muß, wenn es bei der Länge des Gedichts nicht erlahmen soll. Wir geben einer gekürzten Ausgabe den Vorzug.

Emil Engelmann, Das Gudrunlied für das deutsche Haus (1893). Die Bearbeitung entspricht der des Nibelungenliedes. Auch hier sind die kurzen Halbverse angewendet; die Sprache ist nirgends gezwungen, nirgends unklar. Die Kürzungen sind mit geschickter Hand ausgeführt: er kürzt die Beschreibung der Waffen, der fabelhaften Geschenke, der Kämpfe und der Kampfspiele; er kürzt ferner die Entführung Hildes, die Zwiesprache Gudruns mit dem Vogel; er läßt den lahmen Schluß (zwei Gesänge) ganz fort u. a. m. Ferner löst er sehr glücklich die Widersprüche und Unklarheiten des Originals: z. B. läßt er Hagen bei der Entführung Hildes bei den Buden verweilen; er läßt die seltsame Verwandtschaft Horands mit Hagens Kämmerer fort; er läßt Gudruns Gefährtin Hildburg aus Galizien stammen (im Gedicht ist es dieselbe, die mit ihrem Vater Hagen zusammen war); er läßt beim Wiedersehen Gudruns und Herwigs nicht die Vögel singen, sondern ihren Sang noch in der Kehle stocken (Gudrun und Hildburg fürchteten zu erfrieren); er läßt Ortwin beim zweiten Zug nicht 20 Jahre, sondern nur jung sein, usw. Alles in allem hat E. „eine geschlossene Dichtung hergestellt, die von alt und jung mühelos gelesen werden kann".

Gustav Legerlotz, Gudrun, Die Bearbeitung enthält 910 Strophen von 1705. Die Kürzungen sind denen Engelmanns ganz ähnlich, nur noch etwas weiter ausgedehnt. Den Widersprüchen des Originals geht L. aus dem Wege, indem er das Sichwidersprechende fortläßt. Bei der ganzen Bearbeitung hat nicht die literarische Kritik den Ausschlag gegeben, sondern künstlerisches Erwägen. In der Form hat L. sich eng an das Original angeschlossen; dabei hat er Gewaltsamkeiten der Sprache kaum vermeiden können. Im

ganzen stellt die Lektüre an dreizehnjährige Kinder keine zu hohen Anforderungen.

Auch vom Gudrunlied hat Legerlotz eine Schulausgabe veranstaltet, die im allgemeinen ein getreuer Abdruck der großen Ausgabe ist. Nur wenige Strophen sind ausgelassen. Dagegen sind größere Partien in Prosa gegeben. Nach welchen Gesichtspunkten diese Partien ausgewählt sind, konnten wir nicht erkennen. Da jedoch die Prosa gut lesbar ist, läßt sich dieser Auszug empfehlen (Preis 1 M.), wenn wir auch die vollständigere Ausgabe vorziehen.

Paul Vogt, Gudrun (1885). Diese Ausgabe gibt nur die von Müllenhoff als „echt" bezeichneten Strophen; das sind von 1705 nur 410. Wenn wir auch meinen, daß eine Ausgabe für die Jugend gekürzt werden muß und auch erheblich gekürzt werden kann, so darf doch nie die Klarheit des Gedichts eine Einbuße erleiden, und das ist hier der Fall: das Kind muß zu viel ergänzen. Es finden sich oft völlig unvermittelte Übergänge bei den verschiedenen Abenteuern; an andern Stellen entstehen direkte Unklarheiten und Unmotiviertheiten; z. B. fehlt die Werbung Siegfrieds um Gudrun, so daß sein Einfall in Herwigs Land ohne Motiv ist. — Bei der Werbung Hartmuts wird ihm Gudrun ohne allen Grund verweigert, u. a. m. — Wir meinen, der philologisch kritische Gesichtspunkt ist bei einer Ausgabe für die Jugend nicht der richtige.

Wir wollen nicht alle die verschiedenen Bearbeitungen des Gudrunliedes durchgehen, wie wir es beim Nibelungenliede getan haben. Die meisten Bearbeiter dort würden wir auch hier mit ihren Vorzügen und ihren Mängeln nennen müssen.

Die Dietrichsage.

Der dritte große Sagenkreis hat sich um Dietrichs Person gebildet. Von all den Heldensagen der reichbegabten ostgermanischen Stämme der Ost- und Westgoten, der Burgunder und Vandalen, hat nur die Heldensage der Ostgoten den Untergang des Volkes überdauert, indem sie zu den

Nachbarn drang und hier bewahrt wurde. An den Liebling des Volkes an der Donau und an der Elbe, an Dietrich von Bern (Theoderich d. Gr.), haben sich alle ostgotischen Sagenüberlieferungen angeschlossen. Die geschichtliche Wahrheit ging dabei allerdings verloren: König Ermanerich (375) wird zu Theoderichs Oheim, König Attila (Etzel) wird zu seinem Schutzherrn, obgleich Attila 453 starb, als Theoderich noch gar nicht geboren war (455).

Die Dietrichsage setzt sich aus einer Reihe von Heldengedichten zusammen, die zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Verfassern niedergeschrieben sind. Es fehlt ein großes zusammenhängendes Gedicht, wie wir es im Nibelungen- und im Gudrunlied besitzen. Darum bleibt uns manches in der Dietrichsage unklar, die Widersprüche sind häufig. Bei der Erklärung des Zusammenhanges leistet uns die nordische Thidrekssaga (Vilkina saga) gute Dienste.

Die Dietrichsage hat nicht entfernt das Interesse zu erregen vermocht wie das Nibelungenlied und das Gudrunlied, eben wegen der Zersplitterung in verschiedene Epen. Trotzdem enthält die Dietrichsage so viel poetisch Schönes, so viel echt Germanisches, daß sie wohl wert ist, von unserer Jugend gekannt zu werden.

Die Epen der Dietrichsage stammen, bis auf das Hildebrandslied, sämtlich aus dem Mittelalter. Auf die erste Jugend Dietrichs, als er mit seinem Oheim Ermanerich noch in gutem Einverständnis lebte, beziehen sich folgende Gedichte, die mehr märchenhaft mythisch als historisch sind:

1. Dietrichs Drachenkämpfe, 13.—14. Jahrh. (auch „Dietrichs erste Ausfahrt“ oder „Virginal“ genannt).
2. Ecken Ausfahrt. 15. Jahrh.
3. Siegenot. 13. Jahrh.
4. Zwergkönig Laurin oder der kleine Rosengarten. 13. Jahrh.

4a. Walberan (schwache Fortsetzung von König Laurin).

5. Goldemar.
6. Biterolf und Dietleib.
7. Der (große) Rosengarten. 13. Jahrh.

Die folgenden Gedichte haben, bis auf Etzels Hofhaltung, stärkere Beziehung zu historischen Vorgängen:

8. Dietrichs Flucht. 13.—14. Jahrh.
9. Etzels Hofhaltung. 15. Jahrh. (auch Dietrichs Kampf mit dem Wunderer genannt).
10. Die Rabenschlacht. 13.—14. Jahrh.
11. Alpharts Tod. 13. Jahrh.
12. Das Hildebrandslied. 8. Jahrh.

Die meisten Dietrichepen finden sich mittelhochdeutsch im Berliner „Deutschen Heldenbuch“ (S. 8) im 1., 2. und 5. Band.

Bei Reclam sind Übersetzungen und Bearbeitungen erschienen von Laurin, Rosengarten, Rabenschlacht und Alpharts Tod. In Auswahl bietet sie O. L. Jiriczek in der Sammlung Göschen.

Für die Jugend sind die einzelnen Epen wenig geeignet. Wenn auch die Bearbeitungen bei Reclam z. B. für die reifere Jugend lesbar sind, so werden jüngere Leser durchweg nicht genügendes Interesse an den einzelnen Teilen haben. Darum kommt für die Jugend wesentlich nur eine zusammenfassende Bearbeitung der ganzen Dietrichsage in Betracht.

Für die Bearbeiter „für die Jugend“ ergibt sich außer den Schwierigkeiten, den Gang der Handlung klar herauszuarbeiten und in der Sprache nicht platt zu werden, noch die eine, den Gesinnungswechsel Sibichs zu erklären.

Der erste Bearbeiter ist K. W. Osterwald, der bald nach der Herausgabe der Dietrichepen durch Simrock Dietrich und Ecke für die Jugend bearbeitete (1849). Osterwald hat sich eng an die einzelnen Epen gehalten. Die Motivierung der Treulosigkeit Sibichs läßt er fort. Die Sprache scheint uns dem Stoff wenig zu entsprechen; sie ist zu konventionell und daher der Kraft ermangelnd.

1852 folgte Bäßler mit der Ravennaschlacht, einer prosaischen Bearbeitung des entsprechenden Gedichts.

Eine Prosaübertragung der einzelnen Epen bietet Albert Richter in seinen „Deutschen Heldensagen des

Mittelalters“ (1867). Auch er läßt wie Osterwald in Dietrichs Flucht die wichtige Episode, aus der sich Sibichs Treulosigkeit erklärt, ganz fort.

Eine zusammenfassende Bearbeitung der Dietrichsagen gibt Heinrich Keck in „Iduna, deutsche Heldensagen“ (1881) Band 4: „Dietrich von Bern und seine Gesellen.“ Kecks Bearbeitung ist nicht frei von Willkürlichkeiten in der Benutzung überlieferter Sagenmotive; er fügt auch, wo es ihm nötig erscheint, neue ein. (Siehe Nibelungenbearbeitung, S. 14). Er folgt mehr der Thidrekssaga als den deutschen Epen; so hat er „König Laurin“ und „Alpharts Tod“ gar nicht in Betracht gezogen. Dagegen hat er hineinverwoben die Sagen von König Rother, Ortnit und Wolfdietrich, und zwar als Erzählung Isungs in fünffüßigen Jamben.

In neuester Zeit hat Bruno Busse die Iduna neu bearbeitet im engen Anschluß an die deutschen Epen, wobei er Biterolf und Dietleib, Walberan, Virginal und Etzels Hofhaltung unberücksichtigt gelassen hat. Dagegen hat er die Wielandsage — als Erzählung Witiges — eingefügt. — Busses Bearbeitung ist nach unserer Kenntnis die beste aller vorhandenen; sie könnte jedoch in manchen Partien kürzer gefaßt sein; dadurch würde die Lesbarkeit des 294 Seiten starken Bandes gewinnen.

Von weiteren Bearbeitungen nennen wir Gotthold Klee: „Die deutschen Heldensagen.“ 1883. 3., 4. u. 5. Buch: Dietrichsage. — Neben den deutschen Epen hat Klee die Thidrekssaga benutzt. Im ganzen hat er sich eng an die Quellen gehalten, doch hat auch Klee eigenmächtig hinzugefügt, jedoch nicht an entscheidenden Stellen. Sibichs Treubruch ist motiviert: Nachdem Ermenrich Sibichs Frau vergeblich versucht hatte, beschimpfte er die edle Frau in verruchter Weise.

Wilhelm Wägner, „Deutsche Heldensagen“ (Unsere Vorzeit, Bd. II). Wägner hat sich an die deutschen Epen angeschlossen. Das meiste ist sehr ausführlich gegeben. Einiges, z. B. der große Rosengarten, ist stark gekürzt.

Die Sage von Walther und Hildegunde ist gekürzt eingefügt. Bedenklich ist, daß W. manches geändert hat (siehe z. B. Sibich-Ribestein). Die Versuche, an einigen Stellen seelisch zu vertiefen und die Motive des Handelns klarer herauszustellen, sagen uns nicht sehr zu; dadurch verliert das Ganze an Monumentalität. — Die gekürzte „Schulausgabe“ ist zum Teil zu sehr Referat.

Richard Weitbrecht „Deutsches Heldenbuch.“ Auch W. hat manches ohne Grund geändert, so z. B. in der Rabenschlacht.

Gustav Schalk „Die großen Heldensagen“ (1900). Enthält auch „Dietrich von Bern und seine Gesellen“. Er hat gut zusammengefaßt, hat aber manches geändert, z. B. Wittichs Treubruch. Indem er ferner Sibichs Weib durch Kaiser Ermenrich töten anstatt verführen läßt, wird es unglaublich, daß „Kaiser Ermenrich nicht ahnte, was im Innern seines Kanzlers vorging“.

Auch die Zusammenfassung Adolf Langes (Deutsche Götter- und Heldensagen) ist knapp und gut. Er hat die Wielandsage eingefügt. Er hat den Treubruch Sibichs richtig motiviert, ohne daß dadurch seine Darstellung für die Jugend unmöglich würde.

* * *

Außer den drei großen Sagenkreisen — Nibelungen, Gudrun, Dietrich — haben wir noch drei kleinere Sagen, die der Dietrichsage vorhergehen und zu ihr in losem Zusammenhange stehen: König Rother, Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich. Die Bedeutung dieser Sagen reicht an die der bisher behandelten nicht heran; wir wollen sie ganz kurz betrachten.

König Rother (Ruther).

Der römische König Rother entführt von Konstantinopel die Tochter Konstantins des Großen. Zugleich befreit er seine Boten, die sieben Söhne seines Meisters Berthers, die in Konstantinopel ins Gefängnis geworfen waren. Das Gedicht ist ein Spielmannsepos aus dem 12. Jahrhundert.

Ortnit.

Ortnit von Rom gewinnt mit Hilfe des Zwergenkönigs Alberich, der sich als seinen Vater zu erkennen gibt, die Tochter des syrischen Heidenfürsten in Montabor und kommt um im Kampf gegen Lindwürmer, die ihm sein feindseliger Schwiegervater ins Land schickt. Das Gedicht ist das Werk eines österreichischen oder bayrischen Dichters aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Hugdietrich und Wolfdietrich.

Hugdietrich von Konstantinopel gewinnt, als Mädchen verkleidet, die Tochter des Königs Walgund von Salneck, die von ihrem Vater im Turm gefangen gehalten wird. Ihr Sohn Wolfdietrich wird von Wölfen geraubt, vom Großvater aufgefunden. Später wird er von seinen Brüdern als unecht vertrieben. Nach kühnen Abenteuern vereinigt er, der Freund Ortnits, die Herrschaft über Rom und Konstantinopel. Die Wolfdietrichsage ist in mehreren verschiedenen Fassungen aus dem 13. Jahrhundert überliefert.

Alle drei Sagen sind mehrfach für die Jugend bearbeitet, wobei starke Kürzungen und teilweise auch Umgestaltungen der Liebesszenen stattgefunden haben. Bei Keck-Busse sind die drei Sagen in die Dietrichsage als Erzählungen verflochten. Klee hat sie in den Heldensagen als selbständige Sagen; Ortnit und Hug- und Wolfdietrich allerdings nur in referierender Form. Auch Wägner (Heldensagen) bringt alle drei, während Schalk (Heldenfahrten) und Weitbrecht (Heldenbuch) nur den Ortnit wiedergeben. A. Richter (Deutsche Sagen) erzählt den König Rother, Osterwald (Erzählungen a. d. alten deutschen Welt) hat Ortnit und König Rother.

Endlich haben wir noch eines Epos aus dem 10. Jahrhundert zu gedenken, das uns in lateinischen Hexametern überliefert ist, des Walthariliedes, das in Verbindung steht mit dem Nibelungenkreis.

Das Waltharilied

berichtet uns von einem Kriegszug Etzels, wie er drei edle Kinder, Hagen von Franken, Hildegund von Burgund und

Walther von Aquitanien, als Geiseln erhält, wie diese im Heunenlande wohl gehalten werden, wie erst Hagen, dann gemeinsam Walther und Hildegund entfliehen. Den Hauptteil bilden Walthers siegreiche Kämpfe gegen Gunther und seine 12 Recken, von denen nur Gunther und Hagen dem Tode entgehen.

Das Waltharilied ist von Ekkehard I. von St. Gallen (†973) gegen das Jahr 930 verfaßt. Das ursprüngliche Lied ist nicht erhalten; es ist sprachlich überarbeitet durch Ekkehard IV. († 1060). Durch Jonathan Fischer wurde es 1780 der Vergangenheit entrissen. Durch J. Grimm ist das Lied gekürzt in Prosa übersetzt; diese Übersetzung erscheint uns wegen der Kraft und Schönheit ihrer Sprache als die beste, auch für die Jugend. Auch die Übersetzung bei Reclam durch H. Drews können größere Kinder lesen. Bekannt ist ferner die Umdichtung Scheffels im Ekkehard.

Von Bearbeitungen für die Jugend nennen wir E. Engelmann in Germanias Sagenborn, Weitbrecht im Deutschen Heldenbuch, A. Richter in den Deutschen Heldensagen des Mittelalters, G. Klee in den Deutschen Heldensagen, Osterwald in den Erzählungen a. d. alten Welt, Keck-Busse in der Iduna, und zwar als Erzählung Volkers im Nibelungenlied, Wägner eingefügt in die Dietrichsage. Alle haben mehr oder weniger gekürzt und zum Teil auch mancherlei hinzugefügt zur Erleichterung des Verständnisses.

Ferner fallen in den Kreis unserer Betrachtungen zwei Sagen, die nicht spezifisch deutsch sind, die aber in mehrfachen deutschen Bearbeitungen — auch für die Jugend — existieren: Beowulf und Wieland der Schmied.

Beowulf.

Beowulf wird von Simrock als die älteste deutsche Heldendichtung bezeichnet; diese Bezeichnung ist nur richtig, wenn man deutsch im Sinne J. Grimms als germanisch faßt. Denn der Beowulf ist in angelsächsischer Sprache geschrieben und zwar alliterierend; die Helden sind Dänen und Schweden. Das Epos ist im 7. oder im An-

fang des 8. Jahrhunderts entstanden; die einzige erhaltene Handschrift stammt aus dem 10. Jahrhundert. Das Epos bietet, obgleich es stark bearbeitet und durch Episoden verunstaltet ist, doch noch heute ein lebendiges Bild altgermanischen Heldenlebens. Daneben finden sich viele Hindeutungen auf den alten Göttermythos und auf andere germanische Heldensagen.

Der Inhalt ist kurz folgender: Der Dänenkönig Hrodgar (Rudigar, Rodgar) wird von einem Riesen Grendel bedrängt, der ihm jede Nacht eine Anzahl seiner Helden raubt. Da kommt ihm Beowulf aus Schweden zu Hilfe; er überwindet Grendel und dessen Mutter. Reich an Ehren kehrt er heim und wird nach dem Tode seines Oheims und dessen Sohnes König von Schweden. Im späten Alter tötet er einen furchtbaren Drachen, doch stirbt er selbst an den Folgen des Kampfes. In diesen Hauptinhalt ist eine Reihe Episoden nicht immer geschickt eingeflochten, u. a. auch die Geschichte von Siegmund dem Wälsungen.

Ins Deutsche wurde die Sage zuerst sehr wortgetreu durch Simrock übertragen (1859); freier behandelte H. v. Wolzogen (1872) die Übersetzung in Reclams Universalbibliothek; er verdeutschte auch die Namen. Beide Übertragungen erfordern reifere Leser.

Verschiedentlich ist die Sage für die Jugend bearbeitet. Zuerst 1852 von F. Bäßler, schon vor der Übertragung durch Simrock. Ganz kurz hat W. Wägner sie in seinen „Deutschen Heldensagen“ erzählt, so knapp, daß die Farbe des Originals stark verblaßt ist. Auch G. Schalk hat in seinen „Heldenfahrten“ stark gekürzt, doch ist eine lesenswerte, wenn auch immer noch ziemlich farblose Darstellung zustande gekommen. Besser sind die Bearbeitungen von Frieda Amerlan (Aus Urväter Tagen) und von A. Lange (Deutsche Götter- und Heldensagen). Auch Osterwald hat den Beowulf in seinen Erzählungen aus der alten Welt. Seine Darstellung leidet unter einer gewissen Breite; namentlich sind die Gespräche zu langatmig, und die vielen Namen verwirren. Seine Sprache ist ohne Kraft. Aus neuester Zeit (1905) stammt

eine ausführliche Bearbeitung von Paysen-Petersen, die sich dadurch vorteilhaft auszeichnet, daß die Sprache mit großem Geschick behandelt ist; es ist nicht nur ein Teil in guten Versen gegeben, sondern auch die Prosa ist mit Stabreimen durchsetzt, so daß sie nicht selten an das Original erinnert. Dabei ist die Bearbeitung für Kinder lesbar geblieben. Auch die Episoden sind gut eingefügt, wenn auch hier stärker hätte gekürzt werden können.

Wielandsage.

Die Wielandsage tritt uns zum erstenmale in einem der ältesten Lieder der Edda, der Volundarkvida, in bereits ausgebildeter Gestalt entgegen. Das Lied der Edda zerfällt in einen Prosa- und in einen strophischen Teil. Der Prosateil erzählt, wie drei Brüder sich mit drei Schwanenjungfrauen vermählten. Nach sieben Wintern flogen die Walküren fort. Zwei Brüder gingen fort, ihre Frauen zu suchen. Volundr (Wieland) blieb allein im Wolfstal zurück. Der strophische Teil berichtet, wie König Nidud ins Wolfstal dringt und Volundr gefangen nimmt; ihm werden die Kniesehnen durchschnitten. Er rächt sich, indem er die beiden Söhne Niduds tötet und dessen Tochter Gewalt antut.

Eine ausgezeichnete Übersetzung bietet Grimm in den Eddaliedern (Neu herausgegeben vom Gutenberg-Verlag, Hamburg).

Eine jüngere Überlieferung der Wielandsage bringt die Thidrekssaga (Vilkinasaga), 13. Jahrhundert. Hier wird ausführlich über die Lehrzeit Velents (Wielands) berichtet, zuerst bei Mime, wo gleichzeitig Sigurd lernte, dann bei zwei Zwergen. Dann kommt Wieland an Nidungs Hof. Der Schluß ist dem in der Volundarkvida ähnlich, doch heiratet Wieland die von ihm verführte Königstochter nach dem Tode ihres Vaters. Außerdem erzählt die Thidrekssaga von Wielands Bruder Eigel eine Apfelschußszene, die völlig mit der Tellsage übereinstimmt.

Simrock hat in seinem Heldengedicht „Wieland der Schmied" (1835) beide Quellen verschmolzen, außerdem hat er den übrigen Heldensagen sowie dem deutschen Sagen-

schatze einzelne Züge entnommen und alles zu einem Ganzen dichterisch zusammengefügt.

Für die Jugend ist die Sage verschiedentlich bearbeitet worden.

Karl Heinrich Keck „Die Sage von Wieland dem Schmied" 1878 (in Iduna, III. Teil.) Keck selbst nennt als Quellen seiner Prosadarstellung das Wölundslied der Edda und die Thidrekssaga, daneben die Volksüberlieferung. In den meisten Punkten aber ist er dem Simrockschen Gedicht gefolgt. Keck hat aber auch durch eigene Dichtung Lücken ergänzt. Er hat dabei mehr getan, als notwendig war, daß z. B. Bathilde, die Tochter Niduds (Neidungs), ihren Vater verrät, ferner die freie Erdichtung des Schlusses, vor allem den Traum Wielands von der Erfindung des Telegraphen und der Eisenbahnen. —

Bruno Busse hat in der Bearbeitung der Iduna die Wielandsage auf ihren eigentlichen Umfang zurückgebracht und sie als Erzählung in die Dietrichsage eingefügt.

Ferner bieten Bearbeitungen der Wielandsage: J. Nover in seinen „Nordisch-germ. Götter- und Heldensagen" (1880). Er hat die Edda und die Thidrekssaga benutzt, doch hat er gar zu kurz und zu sehr im Berichterstatterton erzählt.

K. W. Osterwald hat Wieland den Schmied ausführlich und gar zu breit erzählt, er geht in Einzelheiten über die beiden Quellen hinaus.

Gustav Schalk in den „Nordisch-germ. Götter- und Heldensagen"(1880). Er hat sich ziemlich eng an die Edda angeschlossen. Doch hat er manches geändert; besonders der Schluß ist völlig umgestaltet. Bathildens Verführung fehlt; dafür erzählt Wieland dem König, daß er dessen Söhne getötet.

Gotthold Klee in dem 2. Buch „Die deutschen Heldensagen" (1883). Er hat gut und knapp und ziemlich getreu nach den beiden Quellen erzählt. Dasselbe gilt von Richard Weitbrecht im „Deutschen Heldenbuch" und von Frieda Amerlan in „Aus Urväter Tagen" (1890). Bei Amerlan gibt Wieland der Königstochter einen Kuß; durch die Keck-

heit des Unfreien gerät sie in Zorn. — Adolf Lange hat die Wielandsage in knapper Form seiner Dietrichsage eingefügt unter Benutzung beider Quellen.

Das höfische Epos.

In der mittelalterlichen epischen Poesie unterscheidet man neben dem volkstümlichen Heldenepos noch das höfische, ritterliche Epos. Zwei Tatsachen sind für das höfische Epos charakteristisch: erstens tragen die Epen mehr oder minder persönliches Gepräge: wir können noch heute in fast allen Fällen den Dichter nachweisen; zweitens bevorzugt die Ritterdichtung ausschließlich fremde, namentlich französische Stoffe. Das Hereinbrechen französischer Stoffe beginnt etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Wie es kommt, daß die Ritter sich so sehr um fremde Muster bemühten, ist noch immer ein Problem; durch das Inverbindungtreten der Nationen auf Kreuzzügen wird es nicht völlig geklärt.

Für unsere Betrachtung hat die ritterliche Dichtung nicht entfernt die Bedeutung wie die volkstümliche. Von all den Ritterepen ist keins ohne weiteres für die Jugend geeignet. Die meisten Epen sind zu breit, und die „Minne“ spielt in ihnen eine ganz bedeutende Rolle; die Situationen sind zum Teil von mittelalterlich naiver Deutlichkeit, so daß schon darum eine Bearbeitung notwendig wird. Eine Bearbeitung aber wird zum Unsinn, wenn sie sich an solche Gedichte heranmacht, in denen Liebesleidenschaft den Mittelpunkt bildet, wie in Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde“ oder in Heinrichs von Veldeke „Eneït“. — Andere Epen sind in prosaischer Fassung in die Volksbücher übergegangen (siehe Bd. I), z. B. „Der arme Heinrich“ und „Gregorius auf dem Steine“ von Hartmann v. d. Aue, „Wigalois“ von Wirnt von Grafenberg und „Herzog Ernst“.

Nur einige wenige Epen, die in Bearbeitungen vorliegen, die für die Jugend in Frage kommen, wollen wir einer nähern Betrachtung unterziehen.

Das bedeutendste Erzeugnis des höfischen Epos ist „Parzival“. Wolfram v. Eschenbach dichtete ihn im ersten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts. Als Quellen dienten ihm der Provençale Kyot, den Wolfram selbst nennt, von dessen Werk aber bisher keine Spur entdeckt wurde, und Chrestien von Troyes, an dessen unvollendetes Gedicht (ca. 1170) sich Wolfram in der Folge der Ereignisse anschließt und den er stellenweise wörtlich übersetzt. Doch ist W. v. E. nicht bloßer Übersetzer oder Bearbeiter geblieben; er hat die Sage nach der Seite des Sittlichen und nach der des ritterlichen Ideals vertieft.

Der Parzival wurde zuerst erneuert durch Chr. H. Myller 1744, der auch die Nibelungen neu herausgab. Sein Werk blieb ebenso unbeachtet wie Bodmers Versuch, den Parzival in Hexametern zu bearbeiten (1753). Erst Karl Lachmanns kritische Ausgabe 1833 fand Beachtung, und unter großen Schwierigkeiten lieferte San Marte (Albert Schulz) 1836 die erste Übersetzung. Ihm folgte 1842 Simrock, der seinem Grundsatz gemäß möglichst wortgetreu übertrug. Bedeutsam sind noch die Ausgabe von K. Bartsch (1870/71) wegen ihrer wertvollen Erläuterungen und die feinsinnige Neubearbeitung von Wilh. Hertz (1897).

Zwei Sagenkreise sind im Parzival miteinander verschmolzen: die Sage vom heiligen Gral mit ihrem mystisch-geistlichen Charakter und die vom König Artus und der Tafelrunde, die das Weltlich-Ritterliche repräsentiert. Außerdem sind noch andere Sagenbestandteile in das Epos verflochten, so wird z. B. gegen den Schluß die Lohengrinsage erzählt.

Der Inhalt des Parzival ist vielgestaltig. Zunächst wird uns ausführlich von Gamuret, Parzivals Vater, berichtet, wie er die Mohrenkönigin Belakane gewinnt und mit ihr Feirefiß erzeugt, wie er sich dann mit Herzeloyde, Parzivals Mutter, vermählt. Auch sie verläßt er, um weiter auf Abenteuer auszuziehen. Dann hören wir von Parzivals Jugend, wie er, von unbezwinglicher Sehnsucht getrieben, auf Abenteuer auszieht, wie er Kondwiramur gewinnt, wie er zum

Gral kommt, wo er die Frage nach den Leiden des Königs Amfortas unterläßt, wie er an König Artus' Hof zieht, von wo ihn die Gralsbotin Kundri vertreibt. Mit Gott zerfallen, irrt er umher, bis er zu Trevrizent kommt, der ihn zur Demut und damit zu Gott zurückführt. Nachdem er noch mit seinem Halbbruder Feirefiß zusammengetroffen ist, gelangt er noch einmal an Artus' Hof; hier wird er dann durch Kundri zum Gralshüter berufen. —Parzival gegenüber steht eine zweite Rittergestalt von fast ebenso großer Kraft und Schönheit: Gawan, der im Werben um die Minne der schönen Orgeluse die gefährlichsten Abenteuer vollbringt. Gawan stellt die Seite des Rittertums dar, die im Dienste der irdischen Liebe den höchsten Ruhm erblickt; Parzival dagegen verkörpert die christlich-religöse Seite des Rittertums, die zur Ehre Gottes und zum Schutze der bedrängten Unschuld ein tatenreiches Leben führt. Aber dieser Gegensatz wird durch eine reiche Einkleidung gar zu sehr verschleiert. Eine unendliche Kette von Kämpfen zieht durch das Epos hindurch, zahllose Königreiche mit stolzen Recken, glänzende Hoflager und prunkende Feste weben ein überreiches, ermüdendes Bild, so daß es selbst dem literarisch oder kulturhistorisch interessierten Leser schwer wird, das umfangreiche Epos zu Ende zu lesen.

Der Bearbeiter des Parzival hat daher aus dem reichen Bilde auszuwählen, damit eine straffere Komposition und eine schärfere Gegenüberstellung der zugrunde liegenden Ideen erzielt wird, ohne dem farbenprächtigen Ganzen die Fülle zu nehmen, und ohne wichtige Züge auszulassen oder zu verflachen.

Von allen Bearbeitungen, die für die Jugend in Betracht kommen, ist die bedeutendste von Emil Engelmann (1888). Engelmann selbst nennt sein Werk eine freie Umdichtung. In der Tat hat er das Original reichlich frei behandelt; er hat willkürlich gekürzt und manches Eigene hinzugetan. Aber er ist überall geschmackvoll geblieben. Auch die poetische Form hat er frei gestaltet: die unregelmäßigen Verse sind in jambische vierfüßige Verse gebracht, bei

ca. 7000 Verspaaren ist eine ermüdende Wirkung des Rhythmus unausbleiblich. —Die Gamuretabenteuer sind mit Recht ausgelassen, da ihr Zusammenhang mit dem Ganzen nur lose und äußerlich ist. Mit gleichem Recht sind Gawans abenteuerliche Fahrten gekürzt, vielleicht noch nicht energisch genug. Im ganzen aber ist die Komposition eine wesentlich straffere geworden.

Albert Richter hat den Parzival in Prosa übertragen. Wie in all seinen Bearbeitungen, schließt sich Richter auch hier eng an das Original an. Das ist hier ein Fehler; die Darstellung wird zu ermüdend breit; die Gamuret- und Gawangeschichten bedürfen notwendig einer starken Kürzung. Auch ist Richters Sprache nicht einwandfrei; wohl ist sie klar und verständlich, aber auch nüchtern. Scheitern mußte Richter bei der Schilderung von den drei Blutstropfen im Schnee, die Parzival mit solcher Sehnsucht nach seinem Weib erfüllen, daß er alles um sich her vergißt, daß er zwei Ritter im Zweikampf besiegt, ohne daß es ihm zum Bewußtsein kommt. Nur Wolframs poetisch wundervolle Schilderung von der Gewalt und Macht der Liebe und des alles verzehrenden Heimwehs kann uns die Szene glaubhaft machen. Eine Übertragung in nüchterne Prosa muß hier versagen. — Das eine muß man Richters Arbeit zugestehen, sie vermag die Bekanntschaft mit der Sage wohl zu vermitteln. Auch die Erläuterungen sind lesenswert.

R. Weitbrecht hat in seinem „Deutschen Heldenbuch“ die Parzivalsage auch klar und verständlich erzählt; das Tatsächliche ist gut gegeben. Die Gamuretpartie fehlt; Gawans Abenteuer hätten mehr gekürzt werden können. Sonst sind die Kürzungen maßvoll, doch genügend. Aber die Sprache genügt auch bei W. nicht. Es gehören dichterische Qualitäten dazu, eine große Dichtung in Prosa so zu übertragen, daß der poetische Reiz nicht ganz verloren geht. W. wird teilweise direkt trivial. Die Szene mit den Blutstropfen ist ganz verplattet, auch der knabenhafte Überfall der Jeschute. Warum fehlt hier, daß Parzival ihr einen Kuß raubt?

Weit weniger sagt uns Osterwalds Darstellung in seinen Erzählungen aus der alten deutschen Welt zu, der in unzulänglicher Sprache ausführlich alle Abenteuer bringt.

Gar zu willkürlich springt Hildebrandt-Strehlen mit dem Parzival um. Er kürzt, fügt hinzu, ändert ganz nach Belieben. Er verkennt gar sehr den Geist des Mittelalters, wenn er meint, „der Glaubenshaß war den Menschen noch fremd". Er läßt Belakane, Gamurets erste Frau, Christin werden und sterben, damit Gamuret sie nicht zu verlassen braucht und damit er ungehindert Herzeloyde heiraten kann. Die modernisierte und manierierte Romansprache paßt nicht für den Stoff. Auch scheint uns die ausführliche Einführung der Lohengrinsage nicht am Platze.

W. Wägner bietet in den „Deutschen Heldensagen" eine ganz unzulängliche Darstellung, in der wesentliche Partien stark verändert erscheinen. Die „Schulausgabe" bietet nur ein Referat.

In neuester Zeit hat N. Henningsen für Schaffsteins Volksbücher für die Jugend den Parzival in Prosa bearbeitet. Er hat die Gamuret-Abenteuer fortgelassen, ein knapper Bericht nur gibt uns das Wichtigste aus seinem Leben und von seinem Wesen. Er hat die Gawangeschichten stark gekürzt und auch sonst unwichtige Partien ausgeschieden. Zu breit noch ist Gramoflanz eingeführt. Im ganzen ist eine straffe, einheitliche Komposition erreicht. Und auch die Sprache ist ansprechend. Zwar nicht überall reicht sie aus; häufig stören gar zu konventionelle Wendungen und gar zu viele schmückende Beiwörter. Verhältnismäßig gut ist Henningsen die schwierige Szene mit den Blutstropfen im Schnee gelungen.

Als Kuriosum sei mitgeteilt, wie G. Bornhak den Parzival für „höhere Töchter" umzuarbeiten für nötig hielt. Die gebundene Form ist mehrfach durch Prosapartien unterbrochen; dadurch kann B. weniger wichtige Teile referierend wiedergeben. Eine Verstümmelung aber bedeutet es, wenn B. die Gawanabenteuer ganz streicht, wenn er in den Szenen,

in denen von Minne usw. die Rede ist, ängstlich alle „anstößigen“ Ausdrücke meidet, wenn er die Szene mit den drei Blutstropfen fehlen läßt. Dagegen sind z. B. die Schilderungen der Kleidung ausführlich gegeben. Das Schlimmste fast aber ist die Sprache, die zuweilen völlig unverständlich ist.

> Ganz sind sie, Mann und Frau, vereint,
> So wie die Sonne heute scheint.
> Und auch ihr Name, der heißt Tag,
> Denn beider keins sich trennen mag.

Geradezu komisch wirken oft die Reime:

> Ihr Herzenskummer war so ganz;
> Sie sorgte sich um keinen Kranz.

oder:

> — — Der Gram ihr Herz zerschnitt,
> Daß sie ihr Sterben nicht vermied.

Wolframs letztes Werk, Willehalm, das die Taten Wilhelms von Orange und dessen riesenhaften Knappen Rennewart besingt, ist von R. Weitbrecht für die Jugend bearbeitet im „Deutschen Heldenbuch“ unter dem Titel Rennewart. Die Erzählweise zeigt die Vorteile und Nachteile der übrigen Übertragungen Weitbrechts. — Wägner gibt eine Darstellung als „Wilhelm von Orange“ (Deutsches Heldenbuch), die gut lesbar ist.

Von den höfischen Epen erregt noch besonderes Interesse der „Lohengrin“ (ca. 1280), dessen Verfasser nicht sicher feststeht. Die Sage selbst ist durch Wagners Oper populär geworden. Grimm hat sie ganz kurz in seinen Sagen. Ferner ist die Sage verändert in die Volksbücher übergegangen. Das Epos ist sehr weitschweifig; den breitesten Raum nehmen die Kämpfe Kaiser Heinrichs ein, besonders der unhistorische Römerzug. Für die Bearbeiter ergeben sich besondere Schwierigkeiten (wie z. B. beim Parzival und bei den Nibelungen) nicht. Im wesentlichen sind nur Kürzungen notwendig. Die allgemeine Schwierigkeit, der Sprache poetische Kraft zu verleihen, besteht natürlich auch hier. Die uns bekannten Bearbeitungen von A. Richter, Weitbrecht und Wägner bringen sehr gekürzte Darstellungen.

Zur höfischen Kunstpoesie gehört auch das Rolandslied, das der Pfaffe Konrad nach einem französichen Vorbilde verfaßte (ca. 1130). Unter den Bearbeitern finden wir lauter bekannte Namen. Der Pfaffe Konrad hat zum Schaden des Ganzen den Stoff bedeutend in die Breite gezogen. Die Aufgabe der Bearbeiter besteht im wesentlichen darin zu kürzen. Ob Roland eine geschichtliche Person ist, läßt sich nicht mit voller Gewißheit sagen. Die Rolandsage aber gehört zu den beliebtesten Erinnerungen an die Karolingische Zeit. Am ausführlichsten hat Ferdinand Bäßler die Rolandsage erzählt; sehr gekürzt findet sie sich bei Albert Richter, Emil Engelmann, Richard Weitbrecht, Wilhelm Wägner.

Von den übrigen ritterlichen Epen seien noch der Iwein von Hartmann v. d. Aue erwähnt, den Albert Richter und Osterwald ausführlich für die Jugend bearbeitet haben, und das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, der die Geschichte Alexanders des Großen mit orientalischen Wundergeschichten ausgeschmückt hat, und von dessen Lied wir eine Bearbeitung von Ferd. Bäßler besitzen. Wir halten es nicht für nötig, daß die Jugend diese Epen liest.

Wenn wir das ganze Gebiet der Heldensage überblicken, so müssen wir mit Bedauern gestehen, daß uns noch der große Dichter fehlt, der die Epen für unsere Zeit als Epen erneuert, in der Art, wie Hebbel die Nibelungen dramatisch gestaltet hat. Alle, die sich bisher an die Bearbeitung der Epen gemacht haben, sind eben mehr oder minder geschickte Bearbeiter geblieben.

Sagen: Zeittafel.

1744 Chr. H. Myller, Parzival (1. Abdruck).
1753 Bodmer, Parzival (Versuch einer Bearbeitg. in Hexamet.).
1757 Bodmer, Chriemhildens Rache und die Klage herausgeg.
1782 Chr. H. Myller, Der Nibelungen Liet, zum 1. Mal a. d. Handschrift.
1807 F. H. v. d. Hagen, Der Nibelungen Lied (1. Übersetzg.).
1808 Fouqué, Der Held des Nordens (Drama).
1810 F. H. v. d. Hagen, Der Nibelungen Lied i. d. Ursprache.
1812 F. H. v. d. Hagen, Lieder d. älteren Edda (1. Herausg.).

1814 Aug. Zeune, Das Nibelungenlied (Prosaische Übertrag.).
1814 F. v. d. Hagen, Die Eddalieder u. die Nibelungen zum 1. Mal verdeutscht und erklärt.
1815 Brüder Grimm, Die Lieder der alten Edda herausgeg. und erklärt.
1815 J. G. Büsching, Das Lied der Nibelungen (Metrische Übersetzung).
1815 Aug. Zeune, Das Nibelungenlied (Mittelhochd., f. d. Schulgebrauch).
1816 Lachmann, Über d. ursprüngl. Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Not.
1817—1818 L. Uhland, Die Nibelungen (Dramat. Entwurf).
1820—1825 F. H. v. d. Hagen, Das Heldenbuch (1. Herausg.): Gudrun. Bitrolf u. Dietleib. Der große Rosengarten. Das Heldenbuch Kaspars v. d. Rhön.
1822 Amalie Schoppe, Die Helden u. Götter des Nordens (Für d. Jugend).
1826 Lachmann, Nibelungenlied (Ausgabe).
1827 K. Simrock, Das Nibelungenlied(Übersetzung).
1833 K. Lachmann, Parzival (1. krit. Ausgabe).
1835 K. Simrock, Wieland d. Schmied (Übers. u. bearbeitet).
1835 J. Grimm, Deutsche Mythologie.
1839 San Marte, Gudrun (Übersetzg). — Parzival (1. Übers.).
1839 F. A. Finger, Die Sage v. d. Nibelungen, der Jgd. erz.
1842 K. Simrock, Parzival u. Titurel übertragen.
1843 K. Simrock, Gudrun (Übersetzung).
1843 F. Bäßler, Der Nibelungen Not.
1844 K. Simrock, Walther und Hildegund, Alphart, Der hörnerne Siegfried, Der Rosengarten, Das Hildebrandslied, Ortnit.
1844 F. Bäßler, Gudrun.
1844 Fr. Hoffmann, Deutsche Helden der Vorzeit.
1845 F. Bäßler, Roland, Alexandersage.
1845 R. Wagner, Tannhäuser.
1846 K. Simrock, Ecken Ausfahrt, Dietleib, Sibichs Verrat.
1847 K. Simrock, Die beiden Dietriche, Rabenschlacht, Heimkehr.
1847 R. Wagner, Lohengrin.
1848 Osterwald, Gudrun u. Siegfried u. Kriemhild.
1849 Osterwald, Walther v. Aquitanien. Dietrich u. Ecke.
1849 Krieger, Altdeutsche Volkssage nach d. vorhand. mittelhochdeutschen Gedichten.
1851 Osterwald, König Rother.
1851 K. Simrock,Edda (ältere u. jüngere), übertragen und erläutert.

1851—1856 R. Wagner, Rheingold u. Walküre.
1852 F. Schmidt, Die Nibelungen.
1852 F. Bäßler, Beowulf, Wieland d. Schmied, Ravennaschlacht.
1856 Kopisch, Chriemhild (Drama).
1857 R. Wagner, Siegfried.
1859 K. Simrock, Beowulf (Übertragung).
1862 F. Hebbel, Nibelungen (Drama).
1863 F. Schmidt, Walther u. Hildegund. — Rosengarten.
1866—1873 Jänicke, Martin, Amelang, Müllenhoff u. Zupitza: Deutsches Heldenbuch.
1867 Bartsch, Nibelungen (Übersetzung).
1867 A. Richter, Deutsche Heldensagen.
1867—1876 W. Jordan, Nibelunge.
1869—1874 R. Wagner, Götterdämmerung.
1870 A. Richter, Deutsche Sagen (u. a. Rother, Roland, Tannhäuser, Lohengrin).
1870—1871 K. Bartsch, Parzival (Ausgabe mit Erläutergn.).
1874 W. Wägner, Unsere Vorzeit.
1875 A. Richter, Götter und Helden.
1878 G. Klee, Gudrun.
1878 E. Falch, Deutsche Göttergeschichte.
1879 L. Freytag, Nibelungen.
1880 G. Klee, König Rother; Alphart.
1880 J. Nover, Nordisch-germ. Götter- u. Heldensagen.
1880 E. Engelmann, Volksmärchen u. Göttersagen aus germanischer Vorzeit.
1881 G. Schalk, Nordisch-germ. Götter- u. Heldensagen.
1881 Keck, Iduna, deutsche Heldensagen.
1883 G. Klee, Deutsche Heldensagen.
1884 R. Weitbrecht, Gudrun.
1884 E. Engelmann, Die schönsten Mären u. Heldensagen der Vorzeit.
1885 F. u. Th. Dahn, Walhall, germanische Götter- und Heldensagen.
1885 P. Vogt, Gudrun.
1885 G. Schalk, Heldenfahrten (Beowulf, Ortnit, Laurin).
1885 O. Höcker, Deutsche Heldensagen.
1885 G. Bötticher, Parzival (Ausgabe m. verb. Text).
1886 E. Engelmann, Nibelungen.
1887 R. Weitbrecht, Deutsches Heldenbuch.
1888 L. Freytag, Gudrun.
1888 E. Engelmann, Parzival (freie Umdichtg.).
1889—1890 E. Engelmann, Germaniens Sagenborn.
1890 F. Amerlan, Aus Urväter Tagen.

1890—1891 G. Schalk, Deutsche Heldensage.
1891 H. Möbius, Deutsche Göttersage.
1892 H. Möbius, Nibelungen.
1892 Legerlotz, Nibelungen.
1893 E. Engelmann, Gudrun.
1895 Rosenhagen, Nibelungenlied.
1895 Golther, Germ. Mythologie.
1897 W. Hertz, Parzival.
1897 H. Möbius, Deutsche Götter- u. Heldensagen.
1898 R. v. Kralik, Deutsche Götter- u. Heldensagen.
1900 G. Schalk, Heldensagen.
1900—1904 R. v. Kralik, Das deutsche Götter- und Heldenbuch.
1903 A. Lange, Deutsche Götter- u. Heldensagen (2. A.).
1904 E. Falch, Die Sage v. d. Wölsungen u. Niflungen.
1905 E. Falch, Nibelungen.
1905 Paysen-Petersen, Beowulf.
1907 N. Henningsen, Parzival.

Mythologie: Literatur.

J. Grimm, Deutsche Mythologie, 1835 (4. A. Berlin 1878).
K. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie (6. A. Bonn 1887).
W. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion (Göttingen 1844).
L. Uhland, Der Mythus von Thor. Stuttg. 1836.
L. Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Bd. VI, VII.
W. Schwartz, Der Ursprung der Mythologie. Berlin, 1860.
W. Schwartz, Der heutige Volksglaube und das alte Heidentum. Berlin, 1862 (II. A.).
Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. Berlin, 1883.
W. Müller, Mythologie der deutschen Heldensage. Heilbronn, 1886.
Mannhardt, Germanische Mythen. Berlin, 1858.
Mannhardt, Die Götter der deutschen und nordischen Völker. I. Teil. Berlin, 1860.
E. H. Meyer, Germanische Mythologie. Berlin, 1891.
E. H. Meyer, Die eddische Kosmogonie. Freiburg i. B., 1891.
Golther, Handbuch der germ. Mythologie. Leipzig, 1895.
Eugen Mogk, Mythologie im „Grundriß der germanischen Philologie“ von Herm. Paul (Bd. III). Straßburg, 1900 (II. A.).

Heldensage: Literatur.

W. Grimm, Die deutsche Heldensage. Göttingen, 1829. III. A. Gütersloh, 1889. — Auch heute noch das Hauptwerk.

L. Uhland, Schriften zur Gesch. der Dichtung und Sage. Bd. I, VII u. VIII.

A. Raßmann, Die deutsche Heldensage und ihre Heimat. Hannover, 1851—1858. II. A., 1863.

W. Müller, Mythologie der deutschen Heldensage. Heilbronn, 1886.

A. Richter, Deutsche Heldensagen des Mittelalters. Leipzig, 1890. — Ausführliche, populär gehaltene Einleitung.

R. Koegel, Geschichte d. deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters. Bd. I, 1. Straßburg, 1894. Bd. I. 2. Straßburg, 1897.

B. Symons, Heldensage (in Pauls Grundriß der germ. Philologie. Straßburg, 1893. II. A. 1900. Bd. III). — Mit ausführlichen Angaben der Literatur über die einzelnen Sagen.

W. Golther, Deutsche Heldensage (Deutsche Schulausgaben von H. Schiller u. V. Valentin). Dresden, 1894. — Populär gehalten.

O. J. Jiriczek, Die deutsche Heldensage (Sammlung Göschen). Leipzig, 1902.

O. J. Jiriczek, Deutsche Heldensagen. Straßburg, 1900.

Ausführliche Literaturangaben in Goedekes Grundriß, Bd. I, § 53—66 (II. A.).

Erzählende Jugendschriften.

Die erzählende Jugendliteratur hat mannigfache Beziehungen zur Volksliteratur. Darum werden wir im Verlaufe unserer Betrachtungen die Volksschriftsteller da, wo es wünschenswert erscheint, ganz kurz berühren.

Die Anfänge der Volksliteratur liegen am Ausgange des Mittelalters; sie fallen mit den Anfängen des deutschen Prosaromans zusammen. Den Beginn bezeichnen die Auflösungen der mittelalterlichen versifizierten Epen in Prosa etwa im 14. und 15. Jahrhundert und das damit in Zusammenhang stehende Auftreten der Volksbücher (siehe I. Teil S. 179 f.). Als Gründe wirkten mit erstens, daß die Übersetzung fremder Epen in Prosa leichter war als in gebundener Form, zweitens, daß das stille Lesen, befördert durch die Buchdruckerkunst, allgemeiner wurde als das Vorlesen oder Vorsingen. Ob die Volksbücher, die später bis auf unsere Zeit eine beliebte Jugendlektüre bilden, schon damals von der Jugend gelesen wurden, wissen wir nicht, wir können es nur vermuten.

Auf die Jugend des Mittelalters machten sich vornehmlich zwei Einflüsse geltend: die Kirche und die klassische Literatur. Daraus resultierte auch die Lektüre. Die Kirche gab dem Kind das Vaterunser, den katholischen Glauben, auch wohl Teile aus der Bibel und später Legenden. Von den Klassikern wurden besonders Virgil, Ovid und Terenz gelesen. Daneben gab es einige besondere lateinische Ausgaben für die Schule, z. B. Erasmus' „Colloquia" und Laurembergs „Acerra philologica".

Die erste uns bekannte eigentliche Jugendschrift stammt aus dem ersten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts: „Der Seele Trost". Das Buch enthält Geschichten als Beispiele zu den

zehn Geboten. Dem Wesen der mittelalterlichen Epik entsprechend, wo der Dichter den Stoff nicht erfindet, sondern findet, sind auch die Geschichten dieses Büchleins anderen Quellen entnommen: aus Legenden, aus dem alten Testament, aus dem Talmud und anderen alten, zum Teil indischen und persischen Quellen. Manche Stoffe haben sich bis in unsere Zeit erhalten: z. B. Rückerts Parabel „Es ging ein Mann im Syrerland“, die von Herder wiedererzählte Geschichte von der Stadt, in der man alle Jahre einen Fremden auf ein Jahr zum König wählt, Schillers Gang zum Eisenhammer. Das Buch war auch als Volksbuch weit verbreitet.

Aus der Legendenpoesie erwuchs ein zweites Buch, das für die Jugend bestimmt war: Conrad von Drangolsheims Reimkalender (1435). Er sollte „die Jugend auf eine leicht einprägliche Weise mit den Heiligen des Jahrs und mit den an ihre Tage geknüpften Wetterregeln bekannt machen“ (Gervinus).

Dann kam die Reformation mit ihrem großen Einfluß auf die Jugenderziehung. Sie bescherte der Jugend als Lektüre in erster Linie die Bibel. Dazu kamen Gesänge und Gebete, die eigens für Kinder gedichtet wurden. So dichtete Nic. Hermann Gesänge für die „allerliebsten Kinderlein“ (1561), und Samuel Hebel reimte die Sonntagsevangelien für Kinder und für den Hausgebrauch (1571). Im übrigen wurde die Schule von Fibel und Katechismus beherrscht. — Luther selbst war ein großer Freund der Fabel; eine ganze Reihe Äsopischer Fabeln ist von ihm übersetzt.

Aus dem 16. Jahrhundert ist ferner Jörg Wickram, der Verfasser des bekannten Rollwagenbüchleins, zu nennen. Er schrieb 1551 eine moralische Jugendschrift „Gabriotto und Reinhard“, 1555 folgte „Der jungen Knaben Spiegel“, die „Geschichte zweier Pflegekinder, von denen der Ritterssohn entartet, der Bauernsohn sein Glück macht“. Als drittes Buch erschien 1558 das „Buch von den sieben Hauptlastern“. Der „Jugend zum kurzweiligen Unterricht“ werden in dieser Schrift Beispiele aus der Bibel, aus Josephus und anderen

Schriftstellern zu einem ernsten Sittenspiegel zusammengestellt.

Ausdrücklich der frölichen, auch zu Weisheit und Regimenten erzogenen Jugend zur anmutigen aber sehr nützlichen Lehr gewidmet ist der Froschmäuseler von Georg Rollenhagen, dem Rektor der Domschule zu Magdeburg († 1609). Die Grundlage des Gedichts bildet der homerische Froschmäuslerkrieg; doch hat Rollenhagen auch andere Stoffe, namentlich Fabeln, hinzugetan (z. B. Von der Stadtmaus und der Feldmaus).

Das traurige 17. Jahrhundert brachte auf dem Gebiet der Jugendliteratur nichts zustande. Wohl bescherte es uns Comenius' Didactica magna, aber das war eben eine Unterrichtslehre.

Erst das 18. Jahrhundert bietet wieder bemerkenswerte Erscheinungen auf unserem Gebiet. Erwähnt seien zunächst die weit verbreiteten biblischen Historien von Hübner (1714), die aber mehr Schulbuch als Jugendschrift sind. Hübner hat unzählige Nachahmer gefunden.

1719 erschien Defoes Robinson. 1721 bereits war er ins Deutsche übersetzt. Der Roman war keineswegs für die Jugend bestimmt. Aber er ist heute längst zur Jugendschrift geworden, besonders in unzähligen Bearbeitungen. Von den zahlreichen Nachahmungen erwähnen wir nur die Wunderlichen Fata einiger Seefahrer von Ludwig Schnabel (1731—43). Diese Abenteurererzählung hat später in Tiecks Erneuerung als Insel Felsenburg (1827) eine Rolle gespielt.

Die kommende Zeit wirft ihren Schatten voraus in den „Moralischen Erzählungen", die von J. P. Miller 1753 erschienen, im Grunde nichts weiter als gesalbte Moralpredigten. Das Urbild dieses Buches sowie vieler ähnlicher späterer Bücher war das „Magazin des enfants ou dialogues" der Madame le Prince de Beaumont, französische Gespräche, die, an eine biblische Geschichte anknüpfend, sich zu ganzen Märchen, Beschreibungen und Erzählungen erweiterten und zuletzt eine Moral zutage förderten. Auch

Basedow und Weiße haben später der Beaumont ihren Tribut gezollt.

Die Signatur der Mitte des 18. Jahrhunderts aber wird bestimmt durch die Fabel. Lafontaine war 1695 gestorben. Sein gelehriger Schüler war Friedrich v. Hagedorn (1708 bis 1754) (Der Rabe und der Fuchs. Das Hühnchen und der Diamant. Der Zeisig. Johann der Seifensieder.).

Der beliebteste Fabeldichter des 18. Jahrhunderts war Gellert (1715—1769). Seine Fabeln sind nicht eigentlich für Kinder geschrieben, aber viele von ihnen werden von Kindern wohl verstanden, z. B. Der Tanzbär, Der Zeisig und die Nachtigall, Der Bauer und sein Sohn, Der Blinde und der Lahme u. a.

Ferner nennen wir Gottfried Lichtwer (1719—1783): Die Katzen und der Hausherr, Der Hänfling, Diamant und Bergkristall, Der Mops und der Mond, Die Kröte und die Wassermaus, Der Affe und die Uhr. — Johann Ludwig Gleim (1719—1803): Der Igel und der Fuchs, Der Löwe und der Fuchs, Die Gärtnerin und die Biene, Die Ameise und die Grille, Die Milchfrau. — G. C. Pfeffel (1736—1801): Die zwei Hunde, Der Ochs und der Esel, Das Johanniswürmchen, Die Stufenleiter. — J. G. Willamow (1736—1777): Die Sonne und die Tiere, Der Frosch und der Storch. — L. H. Freiherr v. Nicolai (1737—1820): Aesop, Der Esel und die drei Herren, Der Esel und das Windspiel. — J. B. Michaelis (1746—1772): Die Stadtmaus und die Feldmaus, Die Biene und die Taube. — A. F. E. Langbein (1757—1835): Die Wachtel und ihre Kinder. — Dann wollen wir nicht vergessen, daß von den Klassikern Lessing (1729—1781) ein großer Freund der Fabel war (Der Fuchs, Die Esel, Der Rabe und der Fuchs, Der Esel mit dem Löwen, Der wilde Apfelbaum, Der Knabe und die Schlange u. a.).

Auch an Fabelsammlern fehlte es nicht. Weite Verbreitung fanden Benzlers Fabeln für Kinder, eine Auswahl aus Gellert, Lichtwer u. a. Noch bekannter wurde später die Fabelsammlung von C. W. Ramler (1725—98), der die Fabeln nach seinem Gutdünken „verbesserte". Seine „Fabellese" (1783—96) füllte drei Bände.

Heute ist die große Vorliebe für die Fabel ziemlich erloschen. Selbst Gellert, der Liebling des 18. Jahrhunderts,

erscheint uns heute in den meisten seiner Fabeln zu breit und geschwätzig. Immerhin aber werden viele Fabeln ihren bleibenden Wert behalten, weil uralte Weisheit in ihnen steckt, die vielfach auch schon zu den Kindern spricht. Von neueren Sammlungen nennen wir die ziemlich umfangreiche „Der Jugend Fabelschatz“ von Werther (Stuttgart, Union), sowie die kleine Auswahl von Wolgast (München, Jugendblätter). Eine noch zu umfangreiche Auswahl aus Gellert stammt von Schreck (Hannover, Hahn).

Wenn wir die bisher genannten vereinzelten Erscheinungen überblicken, so müssen wir zu dem Schluß kommen, daß wir bis zum letzten Drittel des 18. Jahrhunderts keine eigentliche Jugendliteratur besitzen. Auch die Fabeldichter schufen keine Jugendliteratur, denn mit ihren Fabeln wandten sie sich vorzugsweise an Erwachsene. Im allgemeinen ist wohl bei den meisten Kindern kein allzu großes Bedürfnis nach Lesen vorhanden gewesen. Viele Kinder lernten überhaupt kein Lesen, andere kamen über das Zusammenstoppeln von Worten nicht hinaus. Was aber von Kindern in glücklicherer Lebenslage gelesen wurde, darüber gibt uns Goethe in Wahrheit und Dichtung den interessantesten Aufschluß. Er schreibt im ersten Buch:

„Man hatte zu der Zeit noch keine Bibliotheken für Kinder veranstaltet. Die Alten hatten selbst noch kindliche Gesinnungen, und fanden es bequem, ihre eigene Bildung der Nachkommenschaft mitzuteilen. Außer dem Orbis pictus des Amos Comenius kam uns kein Buch dieser Art in die Hände; aber die große Foliobibel, mit Kupfern von Merian, ward häufig von uns durchblättert; Gottfrieds Chronik, mit Kupfern desselben Meisters, belehrte uns von den merkwürdigsten Fällen der Weltgeschichte, die Acerra philologica tat noch allerlei Fabeln, Mythologien und Seltsamkeiten hinzu; und da ich gar bald die Ovidischen Verwandlungen gewahr wurde, und besonders die ersten Bücher fleißig studierte, so war mein junges Gehirn schnell genug mit einer Masse von Bildern und Begebenheiten, von bedeutenden und wunderbaren Gestalten und Ereignissen angefüllt, und ich

konnte niemals Langeweile haben, indem ich mich immerfort beschäftigte, diesen Erwerb zu verarbeiten, zu wiederholen, wieder hervorzubringen. Einen frömmeren sittlichen Effekt, als jene mitunter rohen und gefährlichen Altertümlichkeiten, machte Fenelons Telemach, den ich erst nur in der Neukirchischen Übersetzung kennen lernte, und der, auch so unvollkommen überliefert, eine gar süße und wohltätige Wirkung auf mein Gemüt äußerte. Daß Robinson Crusoe sich zeitig angeschlossen, liegt wohl in der Natur der Sache, daß die Insel Felsenburg nicht gefehlt habe, läßt sich denken. Lord Ansons Reise um die Welt verband das Würdige der Wahrheit mit dem Phantasiereichen des Märchens, und indem wir diesen trefflichen Seemann mit den Gedanken begleiten, wurden wir weit in alle Welt hinausgeführt, und versuchten ihm mit unsern Fingern auf dem Globus zu folgen. Nun sollte mir auch noch eine reichlichere Ernte bevorstehen, indem ich an eine Masse Schriften geriet, die zwar in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht vortrefflich genannt werden können, deren Inhalt jedoch uns manches Verdienst voriger Zeiten in einer unschuldigen Weise näher bringt. Der Verlag oder vielmehr die Fabrik jener Bücher, welche in der folgenden Zeit unter dem Titel: Volksschriften, Volksbücher, bekannt und sogar berühmt geworden, war in Frankfurt selbst, und sie wurden wegen des großen Abgangs mit stehenden Lettern auf das schrecklichste Löschpapier fast unleserlich gedruckt. Wir Kinder hatten also das Glück, diese schätzbaren Überreste der Mittelzeit auf einem Tischchen vor der Haustüre eines Büchertrödlers täglich zu finden, und sie uns für ein paar Kreuzer zuzueignen. Der Eulenspiegel, die Haimonskinder, die schöne Melusine, der Kaiser Octavian, die schöne Magelone, Fortunatus, mit der ganzen Sippschaft bis auf den ewigen Juden, alles stand uns zu Diensten, sobald uns gelüstet, nach diesen Werken, anstatt nach irgend einer Näscherei zu greifen. Der größte Vorteil dabei war, daß, wenn wir ein solches Heft zerlesen oder sonst beschädigt hatten, es bald wieder angeschafft und aufs neue verschlungen werden konnte."

Dieser (von Goethe geschilderte) Zustand erhielt im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts eine jähe Wandlung. Die Ursache war das lebhafte Interesse, das man etwa seit der Mitte des Jahrhunderts den Erziehungsfragen zuwandte. Vor allem waren es die Philanthropen, Basedow an der Spitze, die das Interesse steigerten und nützten zugleich. Die Vorliebe für Fragen der Erziehung zeigte sich ganz allgemein in einer Reihe von Zeitschriften, die nach englischem Muster in erster Linie moralisch auf die Leser einwirken wollten. Von den vielen derartigen Wochenschriften nennen wir als die bekannteste die „Vernünftigen Tadlerinnen“ von Gottsched, der sich an die Frauen wandte, um ihnen zu zeigen, wie sie die Erziehung der Kinder recht angreifen könnten.

Uns interessiert hier mehr die „Wochenschrift zum Besten der Erziehung und der Jugend“, die seit 1771 von Böckh aus Nördlingen herausgegeben wurde. Böckh war der erste, der auf den Gedanken kam, seiner Wochenschrift eine Beilage für die Kinder zu geben — Fabeln, Gespräche, Kinderdramen und Ähnliches. — Der Gedanke lag ja nahe, sich direkt an die Kinder zu wenden, um auf sie erzieherisch zu wirken und sich den Umweg über die Eltern und die Hofmeister zu ersparen. Noch näher lag der Gedanke, die Beilage für die Kinder zu einer selbständigen Zeitschrift zu machen.

Dieser Gedanke wurde schon im folgenden Jahr (1772) durch den Leipziger Sprachforscher Adelung in die Tat umgesetzt. Er schuf die erste deutsche Jugendzeitschrift, das „Leipziger Wochenblatt für Kinder“, dessen Reinerträgnis für die hungernden Kinder des Erzgebirges bestimmt war. Den Inhalt bildeten Erzählungen, Märchen, kleine Lustspiele, fingierte Briefwechsel, trockene Moralpredigten, Beschreibungen von Ländern, naturgeschichtliche Betrachtungen u. dgl. Etwa die Hälfte der Artikel stammte von Adelung selbst und seinem unbekannt gebliebenen Mitarbeiter; das übrige bestand aus Übersetzungen aus dem Französischen. Das Blatt wurde enthusiastisch begrüßt.

Aber bald zeigte es sich, daß das Blatt den meisten Eltern zu ernst und teilweise auch zu schwierig war. Es kamen viele Klagen, so daß Adelung 1774 die Redaktion niederlegte.

Inzwischen aber hatte sich bereits die zweite Quelle aufgetan, die mit der Kinderzeitschrift zusammen den Ursprung der Jugendliteratur bildet: die Abcbücher und die Lesebücher. 1771 hatte Basedow sein „Kleines Buch für Kinder aller Stände" erscheinen lassen. Die moralischen Erzählungen — Junker Leichtsinn, Junker Liederlich, Dame Gutherz, Dame Flattersinn usw. — verraten deutlich ihren Ursprung aus dem Französischen. (Bei Beaumont z. B. Madmoiselle Bonne usw.). Schon die Titel der Erzählungen deuten an, wie sehr die Charaktere konstruiert waren.

Durch Basedow angeregt, trat dann Chr. F. Weiße[1]) auf den Plan und schrieb sein „Neues Abcbuch nebst einigen kleinen Übungen und Unterhaltungen für Kinder", fein mit Kupfern geziert. Weiße hat Gefühl dafür, was Kinder interessiert. Er führte keine gelehrten Gespräche mit ihnen, er erzählte, und zwar so, daß die Kinder ihn verstanden. Er suchte sich in seiner Sprache den Kindern anzupassen. Natürlich ging es ohne Moral in seinen Erzählungen nicht ab, und heute erscheint uns seine Art ungenießbar. Zu seiner Zeit aber hatte sein Abc-Buch einen großen Erfolg.

Noch größer war der Erfolg von Rochows „Bauernfreund", dessen 1. Teil 1773 erschien (1776 erschien der 2. Teil, beide Teile erhielten dann den Titel „Kinderfreund"). An das „Volk", an die Landleute hatte sich bisher noch keiner der Pädagogen gewandt. Rochow sah die Unwissenheit und das Elend der Bauern. Er hoffte, durch Unterricht auch das Elend zu mildern. Sein Kinderfreund wandte sich in der glücklichsten Weise an Dorfkinder. Seine Erzählungen sind kurz und einfach und verständlich. Die Moral, die immer mit

[1]) Vgl. I. Teil, S. 77.

einer Bibelstelle schließt, zeichnet sich ebenfalls wohltuend durch ihre Knappheit aus. Uns muten die kleinen Geschichten, in denen konsequent der Gute belohnt und der Schlechte bestraft wird, gar zu naiv an. Von all den vielen Nachahmungen aber erreichte keine die Höhe Rochows.

1774 hatte die Adelungsche Wochenschrift für Kinder aufgehört zu erscheinen. Sie hatte aber trotz manchen Tadels Beifall gefunden und ward jetzt vermißt. Darum wollte der Verleger Crusius gern eine Fortsetzung des Blattes. Er wandte sich an den damals schon sehr bekannten Weiße, und nach einigem Zögern übernahm er die Redaktion des Wochenblattes unter dem Namen „Kinderfreund“ (1775). Weiße gebrauchte einen Kunstgriff, den er dem englischen Spektator entlehnt hatte: er ließ den ganzen Inhalt des Kinderfreundes als Unterhaltung einer Familie erscheinen, an der Vater, Mutter, Kinder, Magister Philoteknos, Dr. Chronickel, Herr Papillon und der Dichter Spirit teilnahmen. Später, als die fingierten Kinder dem Elternhaus entwachsen waren, schrieb Weiße als Fortsetzung den „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes“ (1784). — Der Kinderfreund fand eine ungewöhnlich weite Verbreitung. Weiße, der alle Beiträge selbst schrieb, verstand es meisterlich, den Ton des Tages zu finden. Um eine Ahnung von dem Inhalt zu geben, sei der Inhalt des zweiten Teils mitgeteilt: Geschwisterliebe, ein Schauspiel für Kinder. Gespräche über Geschwisterliebe in der Familie. Die Leipziger Messe, im Anschluß daran Betrachtungen über Handel und Verkehr. Eine Spazierfahrt aufs Land. Von den Vögeln. Über Schönheit. Über Nationalfehler. Die Milchschwestern, ein Schauspiel. Über die rauschenden Vergnügungen. Über Grausamkeit gegen Tiere. Naturgeschichte einiger Käfer. Über die ungleiche Verteilung der zeitlichen Güter. Zufriedenheit. Eltern- und Kindesliebe. — Bei der Massenhaftigkeit seiner Produktion war Oberflächlichkeit eine notwendige Folge, und wir vermögen heute seine Berühmtheit nur durch den Hunger zu begreifen, der besonders in den mittleren und unteren Bürgerklassen nach geistiger Nahrung, auch schon für die Kinder, herrschte.

Und wenn wir die Kläglichkeit der zahlreichen Nachahmungen des Adelungschen und des Weißeschen Blattes sehen, so wird uns die Berühmtheit des Kinderfreundes schon verständlicher. Übrigens begegnete die Fortsetzung, der „Briefwechsel", schon nicht mehr der gleichen Begeisterung. Inzwischen waren andere auf dem Plan erschienen, vor allem Salzmann und Campe. Erwähnt sei noch, daß Zach. Becker (siehe Teil 1, S. 57) seit 1782 die „Deutsche Zeitung für die deutsche Jugend" herausgab, in der er die Ereignisse des Tages, auch die politischen, für die Kinder darstellte.

J. H. Campe (1746—1818) war von Haus aus Theologe, aber ihn interessierten Erziehungsfragen weit mehr. Bei dem Ernst und der Gründlichkeit, mit der er alles anfaßte, war es nicht verwunderlich, daß er auch die Jugendlektüre systematisch aufbaute. Er begann 1778 mit der „Neuen Methode, Kinder auf eine leichte und angenehme Weise lesen zu lehren", mit Fabeln und kleinen Erzählungen als Lesestücke. 1779 begründete er die „Kleine Kinderbibliothek", um jüngeren Kindern Lesestoff zu bieten. Sie umfaßt sechs Bände und enthält neben selbstverfaßten kleinen Abhandlungen, Erzählungen und Gesprächen auch zahlreiche Kinderlieder, Fabeln usw. von anderen Dichtern (Gellert, Hagedorn, Pfeffel, Gleim u. a.). Campe verband mit einer ausgebreiteten Literaturkenntnis einen guten Geschmack und die Fähigkeit herauszufinden, was für eine bestimmte Altersstufe paßte. Und dann wandte er ein ausgezeichnetes Mittel an, um zu erfahren, was Kinder interessierte: er unterwarf seine Kinderschriften nach seinen eigenen Worten dem befugten Urteil seiner Enkel und Enkelinnen. So fand er bald, daß ihnen die Alltagsgeschichten mit den zurechtgemachten Helden — dem streitsüchtigen Anton usw. — nicht sonderlich zusagten. Als er dann dazu kam, für größere Kinder zu schreiben, wählte er einen Stoff, der um so fesselnder war: den Robinson Crusoe.

Campe war nicht der erste, der den Robinson für die Jugend bearbeitete. Gerade als er an die Arbeit ging, war eine

Bearbeitung von Karl Wezel erschienen (1779), die viel zu früh vergessen worden ist. Wezel, der ausgezeichnete, höchst „moderne" Ansichten über Jugendlektüre hatte, schloß sich im ganzen ziemlich eng an Defoe an. Er lieferte eine Arbeit, die noch heute lesbar ist. Der zweite Teil, der 1780 erschien, war nicht mehr für die Jugend bestimmt. Er war freie Erfindung Wezels, der darin satirisch die damaligen Gesellschaftszustände beleuchtete. — Nach unserer Meinung steht Wezels Robinson in seinem 1. Teil höher als der Campesche. Aber Campe hatte den Erfolg für sich. — Wie Campe in seiner kleinen Kinderbibliothek ziemlich willkürlich mit den fremden Dichtungen umsprang, indem er sie beschnitt oder auch indem er etwas hinzudichtete, so schaltete er auch sehr frei mit dem Robinsonstoff. Er verband mit seiner Erzählung ausgesprochenermaßen didaktische Absichten. Er wollte die kulturgeschichtliche Entwicklung der Menschheit noch klarer als Defoe an dem Einzelfall nachweisen. Darum ließ er Robinson ohne jedes Hilfsmittel auf der einsamen Insel stranden. Und um seine Belehrungen und seine moralischen Einwirkungen anzubringen, unterbrach er die Erzählungen durch Gespräche, wie sie damals in den Kinderschriften üblich waren. — Es gibt wohl keinen unter uns, der nicht als Knabe beim ersten Lesen des Campeschen Robinson diese Gespräche zum größten Teil überschlagen hätte. Sehr hart ist das Urteil H. Hettners über Campes Robinson: „Von der hohen Poesie des ursprünglichen Robinson Crusoe ist hier wenig zu finden, ebensowenig von dessen tiefem Gedankeninhalt; alles geht hier nur auf eine nüchterne Moral und auf eine ganz entsetzliche altkluge Anpreisung mechanischer Fertigkeiten und Geschicklichkeiten hinaus; aber der Stoff des Robinson ist so unverwüstlich, daß er selbst in dieser breiten Verwässerung seine hinreißende Anziehungskraft behauptet."

Campe hat später die Dialoge in seinen Erzählungen selbst aufgegeben. Nur in seiner „Entdeckung Amerikas" (1782) mit den drei Teilen Kolumbus, Cortez und Pizarro finden wir sie noch. Ganz planmäßig ließ dann Campe für

die reifere Jugend eine Reihe von 22 Reisebeschreibungen folgen. Er wollte damit ganz bewußt der Empfindsamkeit, die stark zu grassieren anfing, entgegenarbeiten, „den Hang zu romanhaften Träumereien, zu welchen so viele Modebücher den Jüngling einladen, zu schwächen, einen heilsamen Ekel gegen das faselnde, schöngeisterische, empfindelnde, Leib und Seele nach und nach entnervende Geschwätz der besagten Modebücher einzuflößen“ versuchen. — Es ist übrigens bemerkenswert, daß man schon zu Campes Zeit, als einige Knaben durchbrannten, Campe mit seinen Schriften dafür verantwortlich machen wollte. — Wenn wir heute Campes Jugendschriften nicht gerade sehr hoch mehr einschätzen, weil er der künstlerischen Seite gar zu wenig gerecht wurde — sagte er doch selbst: „Das Verdienst desjenigen, der den Kartoffelbau bei uns eingeführt oder dessen, der das Spinnrad erfunden hat, ist größer als das des Dichters der Ilias und Odyssee“ — so wollen wir doch nicht vergessen, daß er seinerzeit die Anerkennung der Besten fand. Selbst Goethe hielt ein großes Stück auf Campe. (Gespräche mit Eckermann, 22. März 1830).

Wie Campe, war auch Chr. G. Salzmann (1747—1818) Theologe, und wie Campe war auch er einige Jahre am Philanthropin zu Dessau tätig (1781—84). Aber schon vorher, um dieselbe Zeit wie Campe, hatte er begonnen, „Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde“ zu schreiben (1778 ff), weil er als Pfarrer in Thüringen das Elend, das geistige und materielle Elend sah, in dem die Menschen dahinlebten. Wie Rochow wollte er durch seine Schriften die Menschen belehren und durch Belehrung bessern. Moralische Geschichten, religiöse Gespräche, Belehrungen über Gegenstände der Natur, über Gespenster, über das Verhalten beim Gewitter, über die Bereitung von Holzkohlen u. dgl. bilden den Inhalt seiner „Unterhaltungen,“ auch ein paar Lustspiele fehlen nicht. Salzmann fand große Anerkennung, und es läßt sich nicht leugnen, daß er hervorragendes pädagogisches Geschick und eine bedeutende schriftstellerische Begabung besaß. Nur ein Dichter war er nicht, dazu war er

auch in seinen Schriften viel zu sehr der zielbewußte Erzieher, der jede Gelegenheit benutzte, um seine Belehrungen anzubringen. Zu dem Zweck schrieb er auch seine ziemlich langweiligen 6 Bände „Reisen der Salzmannschen Zöglinge.“ Neben naturwissenschaftlichen und technischen Belehrungen will er die Jugend zur Überwindung von mancherlei Schwierigkeiten und zu vernünftigem Verhalten unter denselben anleiten. Auch in seinen späteren Volkserzählungen wollte er der Volkserziehung dienen, ähnlich wie Pestalozzi in „Lienhard und Gertrud.“ Wurde in diesen Geschichten der Lauf der Handlung auch nicht mehr durch Dialoge unterbrochen, so umsomehr durch fortwährendes Räsonnement. Zwei dieser Erzählungen waren als Unterhaltungsbücher für die Jugend gedacht: „Heinrich Glaskopf“ und „Joseph Schwarzmantel oder Was Gott tut, das ist wohlgetan.“ Sie haben lange Zeit hindurch zu den gern gelesenen Schriften gehört, weil sich aus aller Reflexion doch die Fabel klar herausschält.

Neben Weiße, Rochow, Campe und Salzmann wirkte eine Unzahl anderer Autoren auf dem Gebiet der Kinderschriften. Wie Pilze nach einem milden Sommerregen schossen die „Beispiele der Weisheit und der Tugend“, die „Moral in Beispielen“, die „Sittenspiegel“, die Taschenbücher und Almanache und Reisebeschreibungen und Kinderdramen usw. hervor. (Vergl. S. 129.) Es lohnt sich in den meisten Fällen nicht, die Schriften und die Schriftsteller auch nur zu nennen. Vielleicht machen Feddersen und R. Chr. Lossius eine Ausnahme; des ersteren „Leben Jesu für Kinder“ wurde z. B. von Rochow sehr geschätzt. Wir wollen nur noch erwähnen, daß auch Gellert „Ein Lesebuch für Kinder in Familiengesprächen“ herausgab, und daß in diese Zeit auch die erste schriftstellerische Betätigung der Frauen auf unserm Gebiet fällt. Die Backfischliteratur fängt an. Sie beginnt mit einer Reihe Übersetzungen und Bearbeitungen aus dem Französischen und Englischen. So wurde der damals weit verbreitete Richardsohnsche Roman „Clarissa“ unter dem Titel „Albertine“ zu einem lehrreichen Lesebuch für

deutsche Mädchen umgeschrieben. — Ein starkes Stück leistete sich Helene Unger mit ihrer Pensionsgeschichte „Julchen Grünthal", worin es Julchen infolge falscher Erziehung sogar zur Mätresse bringt. Das Buch soll durch Abschreckung erziehlich wirken; an Sentimentalitäten und an Tugendphrasen fehlt es daher nicht.

Wenn wir den Stand der Jugendliteratur am Ende des 18. Jahrhunderts überblicken, so fällt uns auf, daß unsere Klassiker darunter fehlen. Sie hatten offenbar keine Neigung, für die Jugend zu schreiben, und daß unter ihren Dichtungen manches schon der Jugend geboten werden könnte, hatte man noch nicht gesehen. Nur Herder hat sich ein einziges Mal auf dem Felde der Jugendliteratur betätigt, indem er zur Sammlung „erlesener morgenländischer Erzählungen" die Anleitung gab. Für die Jugend erzählt hat sie Liebeskind, der sie mit Herder zusammen 1786 als „Palmblätter" herausgab. Von den Erzählungen finden sich noch heute manche in Lesebüchern, z. B. Der Hirtenknabe, Der hungrige Araber, Die ewige Bürde, Das Paar Pantoffeln, Die Witwe zu Zehra[1]). Leider fanden die Palmblätter nicht die Verbreitung, die sie verdienten.

Die Jugendschriftsteller aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts schließen sich zunächst eng an das 18. Jahrhundert an. Im selben Maße jedoch, wie der Rationalismus allmählich an Boden verlor, tritt zu den bisherigen moralischen Absichten das religiöse Moment, das sich um so stärker bemerkbar macht, als die meisten Jugendschriftsteller dieser Zeit Theologen waren.

Der erste, den wir zu nennen haben, gehört seinen Lebensjahren nach noch fast ganz dem 18. Jahrhundert an: Caspar Friedrich Lossius (1735—1817), Diakonus und Töchterschuldirektor. Von ihm stammt das merkwürdige Buch „Gumal und Lina, eine Geschichte für Kinder zum Unterricht und Vergnügen, besonders um ihnen die ersten Religionsbegriffe beizubringen" (1795, 3 Bände). Lossius schil-

---

[1]) Vgl. auch S. 129.

dort eine kleine Kolonie in ganz abgelegener Gegend, vielleicht in Afrika. Die Mitglieder der Kolonie machen die Gegend nach und nach bewohnbar. Priester haben sie nicht, die kirchlichen Verrichtungen übt ein Greis. Die Hauptsache ist Lossius offenbar, der Jugend ein Moralsystem zu geben und ihr damit zugleich die Lehren des Christentums faßlich vorzutragen. Das Buch kann, meint Merget, „gute Eindrücke hervorbringen, die Geduld der jungen Leser vorausgesetzt.“ Es ist kaum wahrscheinlich, daß heute noch jemand sich freiwillig durch die ungeheure Breite hindurchliest.

Ein sehr fruchtbarer Schriftsteller war Jacob Glatz (1767—1831), Konsistorialrat in Wien. Er war eine Zeitlang an Salzmanns Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal tätig gewesen. Er ist auch wohl stark von Salzmann beeinflußt; aber im ganzen sind seine Schriften glatter und sentimentaler und religiöser, mehr für höhere Kreise bestimmt. Schon einige Titel deuten das an: Moralische Gemälde f. d. gebildete Jugend; Heilige Morgenweihe der Lindenheimschen Familie oder vaterländische Belehrungen nebst sittlichen und religiösen Wahrheiten für Kinder von 9—12 Jahren; Rosaliens Vermächtnis an ihre Tochter Amanda oder Worte einer guten Mutter an den Geist und das Herz ihrer Tochter. — Diese Titel geben zugleich eine Charakteristik.

Fast ebenso fruchtbar war J. A. Chr. Löhr (1764—1823), Prediger an verschiedenen Orten. Er hat nicht nur Erzählungen geschrieben, er hat auch geographische und geschichtliche Bearbeitungen für die Jugend geliefert. Löhr hat in Vilmar einen begeisterten Lobredner gefunden. Vilmar hat sogar Löhrs „Kleine Plaudereien für Kinder“ in den sechziger Jahren neu herausgegeben. Doch scheint es, daß Vilmars Verehrung für den Menschen Löhr — er war Vilmars Lehrer gewesen —das Urteil über den Jugendschriftsteller Löhr getrübt hat. Die Plaudereien handeln von artigen und unartigen Kindern, von der Verständigkeit der Tiere usw., wie andere Bücher der Zeit auch. Für sie spricht allerdings, daß sie sich bis heute im Buchhandel erhalten haben.

Schriftstellerisch höher steht der wissenschaftlich gebildete Friedrich Jacobs (1764—1847), Oberbibliothekar in Gotha. Er schrieb sein erstes Buch für seinen eigenen Sohn: „Alwin und Theodor“. Er wollte ihn nach dem üblichen Rezept angenehm unterhalten und zugleich belehren. Auch Die Feierabende in Mainau und Die Erzählungen des Pfarrers zu Mainau verfolgen den gleichen Zweck. Vorbildlich für viele Schriftstellerinnen wurde sein Buch „Rosaliens Nachlaß“, Briefe und Tagebuchblätter eines 16jährigen Mädchens für die reifere weibliche Jugend bestimmt, ein deutlicher Nachklang der sentimentalen Zeit.

Ferner gehört in diese Zeit der Theologe und Pädagoge Fr. Ph. Wilmsen (1776—1831), der bekannte Verfasser des Brandenburgischen Kinderfreundes. Ihn charakterisieren schon einige Titel: — der Mensch im Kriege oder Heldenmut und Heldengröße — Miranda, eine auserlesene Sammlung bewundernswürdiger und seltener Ereignisse und Erscheinungen der Kunst, der Natur und des Menschenlebens — Hersiliens Lebensmorgen oder Jugendgeschichte eines geprüften und frommen Mädchens.

Auch Ernst v. Houwald (1778—1845), der Dichter von Schicksalstragödien, hat außer einigen Schauspielen „Abendunterhaltungen“ und „Kleine Erzählungen“ für die Jugend geschrieben, in denen die Erinnerungen an große, unvergeßliche Männer auch heute des Anziehenden nicht entbehren.

Der Umschwung der Zeitideen machte sich immer mehr auch in der Jugendschriftstellerei geltend. Besonders das religiöse Moment trat immer stärker hervor. In den folgenden Schriftstellern hat es den entschiedenen Sieg davongetragen.

An erster Stelle haben wir hier Christoph von Schmid (1768—1854) zu nennen. Zu Dinkelsbühl in Mittelfranken in kleinen Verhältnissen geboren, hat er sich durch eigene Kraft zum Domkapitular in Augsburg emporgearbeitet. 1791 zum Priester geweiht, übernahm er 1796 die Schule in Tannhausen als Lehrer. Später, als Domherr, wurde er königl. Kreis-

scholarch (1832). Er war ein Kinder- und Lehrerfreund, noch heute von der bayrischen Lehrerschaft hochverehrt. Seine schriftstellerische Tätigkeit begann mit einer biblischen Geschichte, die er im Auftrage der kurfürstlich bayrischen Regierung 1801 verfaßte. Interessant ist, was er über den Anfang seiner eigentlichen Jugendschriftstellerei selbst sagt:[1])

„Als ich die Schule zu halten anfing, fehlte es an brauchbaren Kinderschriften. Ich kam daher auf den Gedanken, selbst kleine für Kinder passende Erzählungen abzufassen. Gewöhnlich erzählte ich die Geschichte den Kindern, oder las sie ihnen vor und hieß sie dann dieselbe aus dem Gedächtnis nachschreiben. Aus ihren Aufschreibungen, die ich fleißig durchging, ersah ich, was die Kinder am meisten darin angesprochen, und was nicht. So, wenn z. B. lange Reden in einer Erzählung vorkamen, wurden sie von den Kindern meist mit den Worten übergangen: „Hier wurde viel gesprochen." Daraus erkannte ich, daß längere Gespräche oder Monologe sie nicht ansprachen, strich sie aus und arbeitete die Erzählung, indem ich mehr Handlung und kürzere Gespräche darin vorbrachte, noch einmal nach den gemachten Erfahrungen um."

Chr. v. Schmid verfolgt in seinen Erzählungen in erster Linie erziehliche Absichten, die bei ihm ausgeprägt religiöser Natur sind, wobei wohltuend berührt, daß das Konfessionelle ganz zurücktritt. Dieser seiner Absicht muß sich alles unterordnen. Er schnitzt die Figuren nach seinen Ideen vom idealen Menschentum ohne Rücksicht auf das reale Leben. So wie er wünscht, daß die Menschen sein und handeln möchten, so formt er sich seine Personen, und macht sie dadurch zu Marionetten, die er fest am Schnürchen hat und die er tanzen läßt, wie's ihm beliebt. Dadurch muß sich natürlich die Handlung ganz willkürlich ohne jede innere Notwendigkeit gestalten. In Rosa v. Tannenburg z. B. ist sie von Anfang bis zu Ende eine einzige Unmöglichkeit, nur erdacht, Gottes gütige Fürsorge zu illustrieren. — Ein Zug als Beispiel (zugleich auch für Schmids Sprache): „Rosa kniete nieder und betete. „Lieber Gott!" sagte sie unter anderm,

[1]) Vgl. auch S. 151.

„Du sprichst ja selbst: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du wirst mich preisen. Ach erfülle an mir dieses Dein Wort.“ Und sieh, indem sie noch betete, brach die Sonne noch einmal aus den Wolken und ihre Strahlen vergoldeten eine Rauchsäule, die in weiter Entfernung aus dem waldigen Grunde emporstieg. „O Gott!“ rief Rosa freudig, „Dir sei Lob und Dank! Du hast dein Wort an mir erfüllt! Du hast mich gerettet! — Dort brennt der gute Burkhard Kohlen, denn sonst ist ja der ganze Wald unbewohnt.“ Sie raffte ihre letzten Kräfte zusammen, und eilte dahin, wo sie den Rauch aufsteigen sah.“

Die Menschen sind nur dazu da, moralische und religiöse Lehren zu erteilen. Sie halten lange Reden darüber in den unmöglichsten Situationen. Als Rosas Mutter im Sterben liegt, läßt Schmid sie in ihren letzten Minuten über kirchliche Heilslehren sprechen. Als Rosa als Magd verkleidet ihren Vater in seinem Gefängnis besucht, hält er ihr eine religiösmoralische Vorlesung. Es ist alles völlig unwirklich. Auch seine Sprache ist ganz undichterisch. Er ist eben so gar kein Dichter. Er sieht Menschen und Dinge nicht, er hat keine Phantasie, sie zu gestalten, er konstruiert sie, und so konstruiert er auch die Sprache. Sie ist regelrecht, wie Lehrer und Pastor sie sprechen, aber sie ist nicht dichterisch. Kein eigener Ausdruck, keine eigene Wendung, keine eigene Art, die sie als die Sprache von Chr. v. Schmid charakterisieren. Allerdings, verständlich ist sie, besondere Schwierigkeiten bietet sie nicht, auch nicht für Kinder.

Schmid hat eine ganze Reihe von Erzählungen geschrieben: Die Ostereier, Genovefa, Heinrich von Eichenfels, Rosa von Tannenburg, Der Weihnachtsabend und viele andere. Ferner hat er „Kleine Erzählungen“ für Kinder verfaßt, die vielleicht am bekanntesten und verbreitetsten sind, weil einige von ihnen in alle Lesebücher übergegangen sind. Sie haben künstlerisch keinen höheren Wert als seine größeren Erzählungen.

Schmids Erfolg als Jugendschriftsteller war ein ganz ungewöhnlicher. Seine Werke sind in immer neuen Auflagen

erschienen, nicht nur in Deutschland — sie sind in die Sprache fast aller Kulturvölker übersetzt.

Wie kommt es, daß Schmids Erzählungen gern von Kindern gelesen wurden und zum Teil noch gelesen werden? Ein Grund liegt darin, daß sie alle eine romantische Handlung haben, die ohne lange Verwicklungen klar und deutlich fortschreitet und von Kindern ohne weiteres aufgefaßt werden kann. Wenn die Gespräche, wenn die Predigten und Ermahnungen gar zu lange die Handlung aufhalten, werden sie skrupellos überschlagen. Ein zweiter Grund ist der, daß die in den Erzählungen zutage tretende Weltanschauung ganz dem Weltbild entspricht, das in einem Kinderkopf sich malt. Daß das Gute siegt, nicht nur innerlich, seelisch, sondern auch sehr sichtbar äußerlich, und daß das Böse ebenso bestraft wird, entspricht ganz der kindlichen Vorstellung von der göttlichen Wirksamkeit. Gewiß, eine Zeitlang mag wohl der Böse triumphieren und der Gute Unglück erleiden, je schwerer, desto verdienstvoller — aber am Ende müssen sich doch alle Dinge zum besten kehren. — Drittens sagen den Kindern die einfachen, so gar nicht komplizierten Charaktere zu. Sind sie gut, so sind sie's ganz, so gelingt ihnen jedes göttliche Gebot, so vermögen sie sogar ihre schlimmsten Feinde zu lieben. Die Schlechten aber sind meistens noch edler Regungen fähig, und darum können sie gebessert werden. Und sie werden oft gebessert, schnell und gründlich. — Daß die Geschichten aller Lebenswahrheit ins Gesicht schlagen, stört die Kinder noch nicht. —

Um von dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts kein falsches Bild zu bekommen, dürfen wir nicht vergessen, daß die Neubelebung des Märchens und der Sage in diese Zeit fällt[1]).

Ferner gab von 1808—1811 Joh. Peter Hebel seinen Rheinländischen Hausfreund heraus, der 1814/15 als Rheinischer Hausfreund weiter erschien. Schwerlich haben wir in Deutschland je wieder einen so guten Kalender besessen.

---

[1]) Vgl. I. Teil, S. 129.

In ihm erschienen alle die liebenswürdigen Geschichten, die wir, zum Teil wenigstens, alle kennen und schätzen. Allerdings war der Kalender für die Erwachsenen bestimmt. Aber Hebel selbst hat die Erzählungen und belehrenden Aufsätze der ersten vier Jahrgänge unter dem Titel „Schatzkästlein des rheinländischen Hausfreundes“ zusammengestellt und dabei auch an die Jugend gedacht, wie er auch sehr wohl wußte, daß der Kalender ebenfalls Kindern in die Hände kam. (Eine entsprechende Sammlung aus den letzten Jahrgängen hat in unserer Zeit A. Volquardsen unter dem Titel „Erzählungen des rheinischen Hausfreundes“ herausgegeben.) Hebel hat die meisten Erzählungen selbst erfunden, nur zuweilen hat er den Stoff entlehnt (z. B. Untreue schlägt ihren eigenen Herrn aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, Der verachtete Rat aus dem Eulenspiegel). Aber auch dann bekommt die Erzählungsweise durch Hebel etwas Eigenes. Ihn zeichnet besonders aus, daß er für jede Erzählung den rechten Ton zu treffen weiß — heiter und ernst, lieblich und derb, witzig und satirisch. Er darf sogar lehrhaft werden, ohne zu langweilen, weil seine Lehre allzeit kurz und gut ist. Seine Ironie und seine manchmal absichtlich umständliche Art zu erzählen erschweren in einer Reihe seiner Erzählungen das Verständnis ein wenig; man sollte ihn daher nicht gar zu jungen Lesern geben. — Da nicht alle Stücke gleich interessant und einige Aufsätze auch veraltet sind, hat man verschiedentlich Auswahlen getroffen. Die sonst gute Auswahl von Plieninger (Union, Stuttgart) zeigt leider einen wenn auch nicht stark geänderten Text, eine Pietätlosigkeit gegen den Dichter, die ihm von seiner Eigenart raubt.

Einen bewußten Nachahmer fand Hebel in Ludwig Aurbacher mit dessen „Volksbüchlein“ (1826), das neben der Geschichte des ewigen Juden, den Abenteuern der sieben Schwaben, der Geschichte des Dr. Faustus und den Abenteuern des Spiegelschwaben „allerlei erbauliche und ergötzliche Historien“ enthielt (im ganzen 120). Aber während Hebel bis auf einige Ausnahmen den Stoff selber erfand, ent-

lehnte Aurbacher ihn in den meisten Fällen älteren Sammlungen und Schriftstellern, z. B. der Gesta Romanorum, der Legenda Aurea, den sieben weisen Meistern, Wickrams Rollwagenbüchlein, Kirchhoffs Wendunmuth u. a. Er erzählt die Geschichten neu, jedoch mit voller Achtung vor dem Überlieferten: vor allem hat er die Idee nicht verändert. Er hat lustige und lehrhafte Geschichten, die meisten ziemlich kurz. Aurbacher reicht an Hebel nicht heran, vor allem sind Perlen wie Kannitverstan und Herr Charles nicht darunter. Das Volksbüchlein als Ganzes eignet sich für Kinder nicht, doch ließe sich vielleicht eine brauchbare Auswahl treffen. Soweit uns bekannt ist, gibt es eine solche nicht.

Inzwischen fing in Deutschland eine neue Erzählungsliteratur an aufzublühen. Von 1814 bis 1822 erschienen E. Th. A. Hoffmanns Erzählungen, 1826 schrieb Eichendorff seinen Taugenichts, von Hauff erschien im selben Jahre Lichtenstein, 1832 kam der erste Roman von W. Alexis, Canabis, heraus, 1839 erschien Immermanns Münchhausen. Auch die nun folgende Jugendschriftstellergeneration stand unter dem Einfluß der Novelle und des Romans. Allerdings nur insofern, als sie die Form der Novelle und des Romans auf die Jugendschrift mehr noch als bisher anwandten. Von all den Stürmen, die Deutschland, vor allem auch das literarische Deutschland, in den 30er und stärker noch in den 40er Jahren durchtobten, findet sich in der Jugendschriftenliteratur auch nicht ein Hauch. Im Gegenteil, der Einfluß der moralischen und der religiösen Epoche der Jugendschriftstellerei wirkte nahezu unvermindert fort. Fast ganz noch zur alten Schule gehörten Amalie Schoppe (1791—1858), deren Erzählungen in den 20er Jahren erschienen; ferner Rosalie Koch (geb. 1811), deren Werke in die 30er und 40er Jahre fallen, und Amanda Hoppe (geb. 1819). Von ihnen zeigt besonders Rosalie Koch all die typischen Seiten, die wir bei späteren Jugendschriftstellerinnen wiederfinden: sentimental gehaltene Charaktere, Übertriebenheit von Tugenden und Fehlern, wohlfeil erfundene Schicksalsverknüpfungen, unmögliche Glücksfälle und „Besserungen“,

überhaupt höchste Unwirklichkeit, verbunden mit stark aufgetragener Frömmigkeit.

Hier müssen wir auch einen katholischen Schriftsteller erwähnen: Dr. Wilh. Bauberger (1809—83). Derselbe stammt als Schriftsteller in gerader Linie von Chr. v. Schmid ab. Zu den Schriften, die noch heute in allen katholischen Jugendschriftenverzeichnissen und in allen katholischen Bibliotheken stehen, gehört die Beatushöhle. Sie ist ganz Schmids Rosa von Tannenburg nachgebaut, nur ist die Handlung noch unmöglicher, noch romantisch verwickelter, der Held Heinrich von Waldbergen, seine Gemahlin Theodora und ihr Sohn Otto sind noch edelmütiger, noch gottesfürchtiger, noch untadeliger als Schmids Ritter Edelbert und seine Tochter Rosa — sie sind nicht einmal mehr einer unedlen Regung fähig — und das Gegenstück Dietrich von Felsenheim ist mindestens ein ebenso großes Scheusal wie Schmids Ritter Kunerich, aber auch er wird gebessert — in einer Nacht. Die frommen Reden und die Gebete sind bei Bauberger noch länger, die Gebetserhörungen noch pünktlicher als bei Schmid. Im übrigen paßt alles, was wir über Chr. v. Schmid sagten, auch auf Bauberger, nur daß eben bei Bauberger alles schlimmer ist.

Der erste Vertreter der nächsten Epoche war Gustav Nieritz (1795—1876), dessen zahlreiche Werke in den 30er Jahren den Jugendschriftenmarkt zu beherrschen anfingen. Ihn trieb die Not zum Schriftstellerhandwerk, wie er selbst sehr offenherzig mitteilt (in Schwerdts Zentralblatt 1857, Nr. 1). Er war Lehrer an einer Volksschule in Dresden, Vater von drei Kindern, das Gehalt reichte nicht aus, so griff er zur Feder und schrieb in dem harten Winter 1829—30 in seinem niederen Dachstübchen, von seinen Kleinen umtobt, die Erzählung Das Pomeranzenbäumchen. Bald darauf forderte Professor Gubitz, der Herausgeber eines verbreiteten Kalenders, Nieritz auf, Erzählungen für die Jugend in der Weise Christophs v. Schmid zu schreiben. Da schrieb Nieritz seine erste Jugenderzählung „Die Schwanenjungfrau,“ worin er Musäus' Märchen benutzte, um die Vorzüge des Christen-

tums gegen das Heidentum darzustellen. 1834 folgten Alexander Menzikoff oder die Gefahren des Reichtums, Der kleine Bergmann oder Ehrlich währt am längsten, und dann sind Jahr für Jahr eine Reihe Erzählungen gefolgt. War Nieritz doch eine lange Zeit kontraktlich verpflichtet, jährlich mindestens drei Geschichten zu liefern. Man muß sich dabei erinnern, wie unerträglich schwer auf Schiller die Verpflichtung lastete, der Mannheimer Bühne jährlich ein Drama zu liefern, wie er sich so bald als möglich dieser Verpflichtung entzog. Nieritz dagegen ist es nicht schwer geworden, seinen Kontrakt innezuhalten. Er sagt selbst über die Fixigkeit seiner Produktion: „Da mir neben einem beschwerlichen Schulamte nur wenig Zeit zum Schriftstellern verblieb, so brauchte ich zur Vollendung eines Bändchens meiner Jugendbibliothek drei bis vier Wochen. Desto rascher ging die Arbeit während der Ferienwoche an den drei großen Kirchenfesten, wo gewöhnlich ein Bändchen fertig wurde.“ — Nieritz hat weit über 100 Bände zusammengeschrieben. Ihm war der Verdienst die Hauptsache. Darum kam es ihm in erster Linie darauf an, seine jungen Leser möglichst angenehm zu unterhalten. Er wußte wohl, daß er die Kinder am besten durch eine möglichst spannende und abenteuerliche Handlung fesselte. Wie sie durchgeführt wurde, ist den kindlichen Lesern nebensächlich. Da Nieritz ohne Plan darauf losschrieb und häufig am Anfang noch nicht wußte, wie die Erzählung enden sollte, so finden wir häufig breit ausgeführte Ansätze, die später vergessen und nicht wieder aufgenommen sind. — Aber Nieritz wollte mehr als nur unterhalten, er wollte auch belehren und moralische Wirkungen ausüben. Er wußte, wie wohltuend so etwas auf Eltern und Erzieher wirkt. So lernen wir in Betty und Toms in seitenlangen Abhandlungen die Bereitung von Butter, Käse, Brot, Leinen und Honig, obgleich das alles für die Erzählung völlig belanglos ist. So werden wir überall mit der Nase darauf gestoßen, daß die Gottheit stets ihre Hand im Spiele habe und daß alles wunderbar weise geordnet sei. So läßt er die Menschen, besonders auch die Kinder, breite Gespräche führen, um seine

moralischen Anweisungen anzubringen. — Seine Menschen sind Schablonen ohne individuelle Gestaltung, Typen des Guten oder des Schlechten. Die Sprache entbehrt jeder dichterischen Eigenart; sie ist konventionell und nicht einmal immer korrekt.

Literarisch noch tiefer steht der zweite „große“ Jugendschriftsteller, Franz Hoffmann (1814—82), der ein Jahrzehnt später als Nieritz in die Jugendschriftenfabrikation eintrat. Er war Buchhändler, lebte aber später lediglich von der Schriftstellerei. Auch er hat in Schwerdts Zentralblatt (1857, XI. Heft) Mitteilungen über sich gebracht, ebenso offenherzig wie Nieritz. Er sagt da selbst, daß er auf Grund eines Buchhändlerkontraktes in einem Jahr mitunter 20 Stücke für die Jugend habe liefern müssen, oft nicht ohne Widerwillen und Schmerz. Es mußte ihm dabei naturgemäß in erster Linie auf den Stoff ankommen, den er nahm, wo er ihn fand. Besonders gern benutzte er fremde Schriftsteller, die er übersetzte und bearbeitete. Aber er benutzte auch gelegentlich skrupellos Motive deutscher Schriftsteller. Ihm selbst fehlt jede Ursprünglichkeit. Er kann nur abenteuerlich wüst zusammenstellen. Wahrscheinlichkeit oder gar Wirklichkeit existieren für ihn nicht. In seinen Geschichten wird das Unmöglichste Ereignis. Wo Hoffmann sich festfährt, muß irgend ein deus ex machina helfen, oder der schwierige Zeitraum wird überschlagen und die Wendung oder Wandlung später als vollendete Tatsache berichtet. Von psychologischer Vertiefung, von Charakteristik zu sprechen, klingt wie Hohn. Wo er einmal zu charakterisieren versucht, wirkt er lächerlich, wenn er z. B. einen Neger konsequent alle Zeitwörter in der Nennform gebrauchen läßt. Kinder, die Franz Hoffmann verfallen sind, sind für echte Dichtung verloren, wenn nicht besondere Umstände sie retten. Und dieser Mann konnte jahrelang für einen Jugendschriftsteller par excellence gelten. Die Kinder riß die Spannung fort, und die Erwachsenen sahen mit Befriedigung die moralischen und frommen Ergüsse, deren Phrasenhaftigkeit sie jawohl nicht empfanden.

Charakteristisch für Franz Hoffmann ist eine Notiz, die Heinrich Fechner in Nr. 6 der „Jugend- und Volksliteratur“ v. J. Müllermeister (Juni 1886) über ihn gibt:

„Mit seiner Vermutung, daß Franz Hoffmann nur einen Teil der ihm zugeschriebenen Erzählungen verfaßt habe, hat Herr Rektor Dr. H. vollkommen recht, wie ich bestätigen kann. Herr F. H. hat mir dies 1876, als ich einen Abend mit ihm zubrachte, selbst eingestanden. Er schriftstellerte damals seit langem nicht mehr. Meine Bitte, mir den Titel derjenigen Erzählungen namhaft zu machen, die er selbst verfaßt habe, vermochte er nicht zu erfüllen, da er „beim besten Willen sich nicht mehr erinnern konnte, was er geschrieben.“

Mit Franz Hoffmann tritt gleichzeitig der Pfarrer Karl Stöber (1796—1865) in die Literatur ein. Stöber gehört zu den ausgesprochen christlichen Erzählern. Stöber ist mehr Volks- als Jugendschriftsteller. Er hat entschieden von Hebel gelernt. Aber weder in seiner Laune und seinem Humor und seiner Erfindungsgabe, noch in seiner Art zu erzählen, reicht er auch nur entfernt an Hebel heran. Sein Witz, der sich besonders in sonderbaren Vergleichen und Bildern äußert, ist häufig gesucht. Besonders wirkt der häufige Gebrauch biblischer Stellen oft komisch: „— — und gab ihr eine aufs Maul, wie jener Hohepriesterling dem Paulus, als der Apostel bezeugt hatte: Ich habe mit allem Gewissen gehandelt vor Gott bis auf diesen Tag.“ — Sehr schwach ist es bestellt mit Stöbers Komposition. In der Erzählung „Ein Tag im Graben“ läßt er auf einem Schulausflug erst den Rektor lang und langweilig über Karl den Großen erzählen (mit eingestreuten Gedichten); dann erzählt der Lehrer des Dorfs vom römischen Grenzwall und endlich folgt eine ganz amüsante Spukgeschichte. In solchen längeren Erzählungen bittet Stöber den Leser zuweilen selbst, nicht zu ermüden. Besser gelingen ihm Episoden und kleine Geschichten, in denen er zuweilen ganz glücklich durch einzelne Züge charakterisiert, während er in andere gar zu absichtlich Gottes Hilfe hineinspielen läßt. Einzelne seiner kurzen Geschichten sind in Lesebücher übergegangen (z. B. Handwerk hat einen goldenen Boden).

Viel ausgeprägter religiös sind die Jugendschriften von Chr. G. Barth (1779—1862), der als Pfarrer und später, nachdem er seine Stelle niedergelegt hatte, für die Mission tätig war. Seine Schriften sind oft stark pietistisch gefärbt, das Bibelwort nimmt eine übermäßig breite Stellung ein.

Stark mystisch sind die Schriften des Arztes und Naturphilosophen Gotthilf Heinrich v. Schubert (1780 bis 1860), der erst im Alter sich der Jugendschriftstellerei zuwandte. Ihn charakterisiert eine fromme Naturbetrachtung; seine frommen Ausführungen werden zuweilen zu breiten, ermüdenden Sermonen. Er wollte die jungen Seelen dem ewigen Heil gewinnen. Aber ihm fehlte die dichterische Begabung, seinen Stoff künstlerisch zu bewältigen.

In den 40er Jahren begann ferner der Lehrer und Erziehungsinspektor L. Hibeau (1805—75) seine jugendschriftstellerische Tätigkeit. Seine Schriften rangieren unter den sentimental moralischen Geschichten.

Bedeutender ist der Volks- und Jugendschriftsteller Ferdinand Schmidt (1816—90), Lehrer in Berlin, dessen erste Erzählungen 1845 erschienen. Auch für ihn war, wie für viele andere, die Not des Lebens mit die Veranlassung, zur Feder zu greifen. Aber er, der selbst die Sorgen des Lebens kannte, besaß zugleich ein tiefes Mitempfinden für die soziale und moralische Not anderer, Er veranlaßte z. B. die Bildung eines Vereins zum Wohle der arbeitenden Klassen; er legte trotz vieler entgegenstehenden Schwierigkeiten den Grund zu den Schul- und Volksbibliotheken Berlins. — F. Schmidt hat große Anerkennung gefunden; bedeutende Männer — Alexis, Diesterweg, A. v. Humboldt, L. Tieck, Varnhagen, Moritz Lazarus u. a. — haben sich lobend über ihn ausgesprochen. Böckh schrieb an Schmidt: „Ich beneide Sie um das glückliche Talent, womit Sie edle Erscheinungen der Literatur und Geschichte in einem schönen Gewande den zarten Seelen vorzuführen wissen.“ Und E. M. Arndt urteilt über ihn, daß er, indem er überall „unvermerkt stoffliche Belehrung einflicht und nicht moralisiert, sondern die Beispiele des Großen und Edlen durch sich selbst sprechen läßt, den Ton getroffen

hat, wie man mit und zu Kindern sprechen und ihnen von großen Menschen und Dingen sprechen soll, daß es hafte." — Als im Jahre 1886 die Berliner Lehrerschaft den 70. Geburtstag Ferd. Schmidts feierte, setzte der Berliner Lehrerverein einen Ausschuß zur Prüfung von Jugendschriften ein. Das Ergebnis war ein Verzeichnis von 81 Jugend- und 14Volksschriften, das im Dezember 1887 in 120 000 Exemplaren an die Gemeindeschüler verteilt wurde; außerdem wurde das Verzeichnis durch eine angesehene Zeitung in mehr als 20 000 Exemplaren verbreitet. — Heute ist das Urteil ein wenig anders geworden. Im Jahre 1906 urteilt die Literarische Vereinigung des Berliner Lehrervereins: „Die Literarische Vereinigung des Berliner Lehrervereins erkennt an, daß Ferdinand Schmidt sich als Vater der Schüler- und Volksbibliotheken und als Volkspädagoge im allgemeinen unvergängliche Verdienste erworben hat. Sie verkennt auch nicht, daß seine Volks- und Jugendschriften in der Zeit ihrer Entstehung als Erziehungsmittel ihre Berechtigung hatten. Sie sieht aber in ihnen bis auf wenige Ausnahmen keine Kunstwerke, sondern reine Tendenzschriften, denen jeder künstlerische Gehalt fehlt. Darum kann die Literarische Vereinigung Ferd. Schmidts Schriften – außer den Prosabearbeitungen der Iliade und Odyssee, des Nibelungen- und Gudrunliedes und einigen Lebensbildern – als einwandfreie Jugendschriften nicht bezeichnen".

Wir stimmen dem letzten Urteile zu. Ferd. Schmidt hat vor allem zu viel geschrieben. 1851 begann seine Jugendbibliothek zu erscheinen, die jährlich 4 Bände brachte. Das zwang ihn bald, nach wirksamen Stoffen Ausschau zu halten und diese zu verarbeiten, anstatt die Geschichten aus sich herausgestalten zu lassen. Er bearbeitet Stoffe aus indischen und anderen orientalischen Märchen, sowie die Mythen und Sagen der alten Griechen und Germanen. Er schreibt Biographien der verschiedensten Menschen — Herder, Schiller, Goethe, Mozart, Mendelssohn, Gellert, Arndt, Humboldt, Pestalozzi, Franklin, Washington u. a. — wobei er zuweilen andere Biographien mehr als billig benutzt. An vielen Stellen redet Schmidt über die Köpfe der Kinder hinweg, besonders

da, wo er aus den Werken derjenigen zitiert, deren Leben er beschreibt. Er arbeitet ferner Shakespeares Dramen, Wielands Oberon, Tassos Befreites Jerusalem u. a. zu Jugendschriften um. Vor allem aber benutzt er die Geschichte zu zahlreichen „historischen Gemälden.“ Die historische Novelle und der historische Roman hatten ihre Blütezeit. Alexis', Gutzkows, Riehls, Freytags, Raabes historische Erzählungen erschienen. Da benutzte Ferd. Schmidt die äußere Einkleidung der historischen Erzählung, um dadurch die Jugend, neben der angenehmen Unterhaltung natürlich, geschichtlich zu belehren und patriotisch zu begeistern. Er schuf damit einen neuen Typus der Jugenderzählung. Er verarbeitet die Jugendzeit des großen Kurfürsten, Oranienburg und Fehrbellin, die Türken vor Wien usw. zu historischen Gemälden; er läßt sich natürlich auch die Jahre 1864, 1866, 1870 und 71 nicht entgehen; ja die Geschichte des Krieges 70/71 beginnt er bereits 1870, als der Krieg noch gar nicht beendet ist, den Stoff der Zeitungslektüre entnehmend. Die Technik seiner historischen Erzählungen ist naiv. Um seine Belehrungen anzubringen, benutzt er am liebsten Gespräche, in denen er die Leute zufällig das fragen läßt, über das Schmidt uns gern belehren möchte. Sehr wenig ansprechend berührt sein Haß gegen die Franzosen, dem er überall in seinen geschichtlichen Schriften sehr kräftigen Ausdruck gibt. Wir erwarten heute vom Volks- und Jugendschriftsteller, daß er auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren lasse. — Schmidts frei erfundene Erzählungen sind alle einer bestimmten Moral zuliebe konstruiert.

In die 40er Jahre fällt endlich noch das erste Auftreten der vielgenannten und vielgelesenen Schriftstellerinnen Thekla v. Gumpert (Frau v. Schober), A. Stein (Marg. Wulff), Ottilie Wildermuth und Isabella Braun.

Die bekannteste und einflußreichste unter ihnen ist Thekla v. Gumpert (1810—97). Ihre erste Jugenderzählung, Der kleine Vater und das Enkelkind, erschien 1843. Andere folgten bald. Aber viel bedeutungsvoller als durch ihre Einzelerzählungen wurde sie durch die Herausgabe des Töchter-

albums (seit 1855) und von „Herzblättchens Zeitvertreib“ (seit 1856), die alljährlich zur Weihnachtszeit auf dem Tische zahlreicher wohlhabender Familien lagen, und deren geschmackverwüstender Einfluß auf die Mädchen und Frauen der besseren Stände gar nicht zu ermessen ist. Der Einfluß beruhte in erster Linie darauf, daß Th. v. Gumpert das traf, was ihre jungen Leserinnen fesselte. Die Mütter aber gaben ihren kleinen und großen Mädchen die Bücher beruhigt in die Hand, weil sie sicher waren, daß nichts Unschickliches oder gar Anstößiges sich darin fand. Das eine ist keine Frage: Th. v. Gumpert war von warmer Liebe für die Jugend erfüllt, und sie leiteten die allerbesten Absichten. Sie selbst sagt: „Das Töchter-Album, für die fast erwachsenen Mädchen bestimmt,zeichnet das Leben wie es ist; es soll die Phantasie der Leserin nicht irre leiten, nicht goldene Berge versprechen, es soll das Gewissen, Gottes Stimme, schärfen, soll christliches Gottvertrauen und Nächstenliebe in das Herz legen, soll Ethik hoch stellen, aber auch christliche Grundsätze, soll fröhlich machen in Hoffnung, geduldig in Trübsal — es soll eine Erzieherin sein neben der Familienmutter.“ — Das sind wahrlich hohe Ziele, und es scheint, sie habe dieselben in nicht wenigen Fällen erreicht. Denn unter den zahlreichen, begeisterten Zuschriften finden sich auch solche wie die folgende: „Ich habe meinem Eduard gesagt, daß er alles Gute, welches er an mir finde, meiner Mutter und dem Töchter-Album zu verdanken habe.“ Auch heute noch, wo im allgemeinen die Wertung der Lektüre, im besonderen auch der Jugendlektüre, nicht mehr vom rein moralisch-religiösen, sondern in erster Linie vom ästhetischen Standpunkt aus geschieht, auch heute noch sind weite Kreise der besten Gesellschaft von der vorzüglichen Wirkung des Töchteralbums überzeugt, so sehr, daß — wie wir aus bester Quelle wissen — eine durchgreifende Änderung des Töchteralbums nach literarischen Gesichtspunkten an dem energischen Widerstand der Leserinnen — der Mütter in erster Linie — scheitern mußte. Ein wertvolles Dokument für den literarischen Geschmack des Töchteralbum-Publikums.

Wir dagegen sind der festen Überzeugung, daß der Einfluß der Gumpertschen Erzählungen ein verderblicher ist — nicht nur in ästhetischer, sondern auch in moralischer Beziehung. Wir, und mit uns viele andere, sind der Meinung, daß das Erziehungsprodukt, das man gemeinhin mit höherer Tochter bezeichnet, nicht das Ideal der Erziehung ist. Besonders die verschrobenen Ansichten vom Leben und von dem, was das Leben wertvoll macht und ihm Inhalt gibt, die gefährliche Hoffnung auf eine glückliche Schickung besonders in Liebesangelegenheiten, das tändelnde Aufgehen in Kleinigkeiten und Nichtigkeiten sind Züge, die den Typus der höheren Tochter auszeichnen. Und dieser Typus wird mit gezüchtet durch Erzählungen wie die von der Gumpert. In den Herzblättchen-Geschichten sind es die Unarten der Kleinen, die uns möglichst übertrieben und als etwas schrecklich Schlechtes vorgeführt werden — Nichtstillsitzenkönnen, Unordentlichkeit, Trotz, Unbedachtsamkeit usw. — Durch irgend ein Etwas werden die Kleinen aber regelmäßig veranlaßt, sich zu bessern. Die Sehnsucht nach einem roten Plüschalbum z. B. veranlaßt das sechsjährige Trudchen, zwei Jahre lang an sich zu arbeiten, um ihre Unordentlichkeit abzulegen! — Ebensowenig wie im „Herzblättchen" zeichnet Th. v. Gumpert „das Leben wie es ist" in ihren Erzählungen für größere Mädchen.

Sehr viel wohltuender als Th. v. Gumpert berührt die Schriftstellerin A. Stein (1792—1874). Ihr Hauptwerk sind die „52 Sonntage," in dem sie das Tagebuch dreier Kinder imitiert. Wilhelm ist 11, Otto 9 und Marie 8 Jahre alt. Wenn man ein echtes Tagebuch von solch drei Kindern hätte! Welch eine Fundgrube für Pädagogen und Psychologen könnte das werden! So ist's A. Stein, die uns all die kleinen Erlebnisse des Tags mitteilt. Wenn sie auch die drei Kinder in ihren Aufzeichnungen ganz gut auseinanderhält, so ist sie doch nicht Dichterin genug, um uns über die Imitation hinwegzutäuschen. Sie läßt den 9jährigen Otto ruhig schreiben: „Nun ja, ein kleiner Spaß war das wohl, aber doch lange kein Ersatz für meinen innerlichen Unmut, denn wenn ich

irgend eine Dummheit gemacht habe, dann bin ich so ärgerlich, ja böse auf mich selbst, ich glaube, ich könnte mich prügeln, wenn das nur anginge. Und dabei schäme ich mich auch, denn ich kann es nicht leugnen, wenn Wilhelm oder einem meiner Kameraden so etwas passiert, so bin ich in der Regel der erste, der mit Necken und Lachen hinter ihm her ist. Da werde ich mich künftig doch mäßigen müssen." — Das sollen Reflexionen und sprachliche Ausdrucksmittel eines 9jährigen Jungen sein! Die Absicht des Buches ist natürlich, den kindlichen Lesern Beispiele nacheifernswerter moralischer Tüchtigkeit zu geben, und da diese Absicht überall hindurchblickt, wird die Mache noch deutlicher. Auf die Dauer wirken die Aufzeichnungen ziemlich ermüdend, auch die eingestreuten Märchen und moralischen Geschichten ändern daran nichts. —Da das Buch trotz alledem Erfolg hatte, schrieb A. Stein noch zwei Fortsetzungen: Tagebuch dreier Kinder und Maries Tagebuch, die das Urteil keineswegs günstiger machen können, ebensowenig wie die übrigen Bücher der Verfasserin.

Die dritte Schriftstellerin ist Ottilie Wildermuth (1817—77). Ihre erste Kindererzählung, Jungfer Mine, erschien 1847 im „Morgenblatt." Später hat sie auch für Erwachsene geschrieben. Sie gehört zu den wenigen Jugendschriftstellerinnen, die aus der Menge herausragen. Sie ist Schwäbin, und sie hat etwas von der Frische und der Treuherzigkeit und der Laune der Schwaben auch in ihren Schriften, zu deren besten Aus Schloß und Hütte zählt; aber besondere dichterische Qualitäten besitzen auch sie nicht.

Isabella Braun (geb. 1815) ist besonders durch die von ihr 1855 gegründete Jugendzeitschrift „Jugendblätter" bekannt geworden. Aber sie war auch eine fruchtbare Jugendschriftstellerin. Von ihr sind z. B. Helden des Christentums, Das Vaterunser, Mutterliebe und Muttertreue, Das Geheimnis des Schreibtisches u. a. Doch zeichnen ihre Erzählungen keine besondere Eigenart aus. Ihre Geschichten sind fromm und moralisch und romanhaft, wie andere auch. Nur die

wenigen Werke, deren Stoff sie ihrem eigenen Leben entnimmt („Aus meiner Jugendzeit“ z. B.), sind etwas wertvoller.

Ebenso fruchtbar wie die 40er Jahre sind die folgenden Jahrzehnte, die für die zuletzt genannten Jugendschriftsteller den Höhepunkt bedeuten. Neue, bekannte Namen kommen hinzu. Gleich am Anfang der 50er Jahre begegnet uns Elise Averdieck (1808—1907), die in Hamburg lebte. Sie berührt sich in vielen Punkten mit A. Stein. Für sie spricht, daß sie nur wenig Bücher geschrieben hat. Es sind im wesentlichen 6 Bändchen, die insoweit im Zusammenhang stehen, als sie die kleinen Tageserlebnisse der Kinder einer Familie erzählen. Als Ganzes sind die Bücher nicht bedeutend. Elise Averdieck ist die fromme Moralpredigerin, wie so viele andere Jugendschriftstellerinnen auch. Aber zwei Dinge zeichnen sie aus: sie hat eine Reihe fein beobachteter Züge aus dem Kindesleben, und sie stellt bewußt Hamburg und Hamburger Eigenart dar, das Spielen z. B. auf den Böden und in den Warenkellern und den Speichern des Kaufhauses am Wandrahm. Die Schilderung ferner des Hamburger Brandes 1842 in „Roland und Elisabeth“ kann vom Standpunkt des Kindes aus kaum besser geschrieben werden. Und dann wagt sie es, die Kinder Hamburger Provinzialismen sprechen zu lassen, und das will in einer Zeit, als schulmäßige Korrektheit der Sprache als notwendiges Erfordernis der Jugendschrift galt, etwas bedeuten. Das alles zeigt, daß in Elise Averdieck etwas von einer Dichterin steckt; aber die Schulmeisterin und die fromme Erzieherin sind stärker in ihr.

Bekannter und fruchtbarer als Elise Averdieck ist Julie Ruhkopf (geb. 1799). Sie schrieb Reimerzählungen für kleine Kinder, tierfreundliche Geschichten für größere und Novellen für die reifere Jugend. In der Novellensammlung „Aurora“ läßt sie aus einem Waisenknaben, der von einer Dorfschneiderin zum Schneider ausgebildet werden soll, Lehrer und endlich gar Realschuldirektor werden. Ja, um einen alten Bischof, der ihm einmal auf seinem Lebensweg

begegnet ist, wieder sehend zu machen, muß er sogar zum Staroperateur werden — das ist alles in allem ein wenig viel des Guten. Doch ist die Erzählung mit ihrer Häufung von Unwahrscheinlichkeiten typisch für Julie Ruhkopf.

Der bekannteste von den Jugendschriftstellern, denen wir in den 50er Jahren zum erstenmal begegnen, ist der Superintendent Wilhelm Oertel, oder, wie er sich nach seinem Geburtsort Horn auf dem Hunsrück nannte, W. O. v. Horn (1798—1867). Seine schriftstellerische Tätigkeit beginnt schon in den 20er Jahren. Er ist mehr Volks- als Jugendschriftsteller. Sein Volksblatt, Die Spinnstube, die er seit 1848 herausgab, war weit verbreitet. Aber er hat auch eine erkleckliche Anzahl — über 70 —Jugendschriften geschrieben. Seit 1853 lieferte er jährlich fünf. Er verfolgte damit die Absicht, die kindlichen Leser „von den romanhaften Gebilden der sonstigen Jugendschriften zur Auffassung wirklicher Lebensverhältnisse hinüberzuleiten“. Die Absicht war löblich; aber Horn gab sich einer Selbsttäuschung hin, wenn er meinte, seine Erzählungen seien nicht romanhaft. Allerdings, seine Stoffe entnahm er scheinbar der Wirklichkeit, der geschichtlichen oder der gegenwärtigen. Aber die Behandlung der Stoffe ist den wirklichen Lebensverhältnissen so wenig entsprechend wie die derjenigen Schriften, die er verdrängen will. Er arbeitet mit denselben Mitteln der Spannung, wie alle andern: mit Diebstahl, Mord und Mordversuch, Brandstiftung, Betrug, Meuterei, Errettung aus schrecklichen Gefahren, Giftmischerei, Seeräuberei, Strandräuberei, Sklavenhandel usw. (Auslese aus einer Erzählung!) Horns Absicht als Volks- und Jugendschriftsteller ist im übrigen, sittlich und religiös auf Volk und Jugend einzuwirken. Schon die Titel vieler Erzählungen verraten diese Absicht: Fürchte Gott, tue recht, scheue niemand; Die Rache ist mein; Frisch gewagt ist halb gewonnen; Der Herr ist mein Schild u. dgl. — Über die Darstellung sagt sogar Merget, der nicht gleich einen frommen Jugendschriftsteller tadelt: „Alles ist gut gemeint und hat fromme, sittliche Tendenz. Der Stil ist nicht eben anregend, die Erzählung oft durch erbauliche Betrach-

tungen unterbrochen." Unser Urteil ist wesentlich schärfer. Wir können den Jugendschriftsteller Horn nicht höher als z. B. Nieritz einschätzen. Als Volksschriftsteller steht Horn wesentlich höher, schon deshalb, weil er sich da auf die Schilderung von Verhältnissen beschränkt, die er kennt: dasLeben des Volkes in seinen unteren und mittleren Schichten. Aber auch hier stört die Aufdringlichkeit der religiös-moralischen Tendenz.

Fruchtbarer noch als Horn war der katholische Jugendschriftsteller Wilh. Herchenbach (geb. 1818). Er war ein Vielschreiber à la Nieritz und Hoffmann, der über 30 Jahre lang Jahr für Jahr eine ganze Reihe fromm-moralischer Jugendschriften schrieb; im ganzen hat er es auf 238 Volks- und Jugendschriften gebracht: Die Jungfer Kunigunde Wohlgemut oder der Teufel des Geizes, Geld ist des Teufels Helfer, Die Falschmünzer, Königin Hildegard oder der Sieg der Unschuld über die Bosheit usw.

Zu den frommen Jugendschriftstellern gehört auch der Konsistorial-, Regierungs- und Schulrat Richard Baron (geb. 1809). Er liebt das Seltsame und Schauerliche — „Fiorita, das Räubermädchen" —, er liebt das Geheimnisvolle, das Dramatische, das Spannende — „Durch Nacht zum Licht." Natürlich läuft — mit Gottes Hilfe — immer alles zum besten aus. Er hat zahlreiche Jugendschriften geschrieben: Das Christfest der Familie Frommhold, Freundschaft und Rache, Trudchen, das Waisenkind u. a.

In den 60er Jahren beherrschen noch Franz Hoffmann, W. O. v. Horn, F. Schmidt, R. Baron, Rosalie Koch, W. Herchenbach das Feld. Eine Reihe neuer Namen kommt hinzu. 1860 debütiert Lina Morgenstern (geb. 1830) mit den 100 Erzählungen a. d. Kinderwelt. Lina Morgenstern war eine eifrige Förderin der Kindergärten in Berlin. Ihre ersten kleinen Geschichten und Lieder sind direkt fürMütter, Kindergärtnerinnen und Erzieherinnen gedacht — Kindergartenpoesie. Ihre späteren Erzählungen für die reifere weibliche Jugend gehören der Backfischliteratur an. In den „Plauderstunden" läßt sie die Geschichten von jungen Mäd-

chen in einem Kränzchen erzählen. Aber sie hat es nicht vermocht, die Erzählweise dieser Voraussetzung anzupassen.

In den 60er Jahren tritt auch Clementine Helm (geb. 1825) auf den Schauplatz, nach Thekla v. Gumpert wohl die bekannteste Jugendschriftstellerin. 1863 erschien Backfischchens Leiden und Freuden, ein Schlager ersten Ranges, das Entzücken aller Selektanerinnen, 1895 noch in 46. Auflage erschienen. Das ist also keine Frage, das Buch muß etwas enthalten, was die Mädchen fesselt. Und genau wie bei den Büchern, die für Knaben berechnet sind, ist es der Stoff, der die Mädchen unwiderstehlich anzieht: der Anstand, das feine Benehmen in der Gesellschaft, die Toilette, die Neckereien der jungen Mädchen, der Ball, die theatralischen Aufführungen, dann natürlich die Verlobung, die Aussteuer, die Hochzeit und die Hochzeitsreise — welches Mädchenherz kann da noch widerstehen! Über all die wichtigen Fragen, die das oberflächliche kleine Mädchenherz bewegen, gibt das Buch Auskunft. Und alle diese Dinge sind mit einer Wichtigkeit behandelt, als ob des Lebens Seligkeit davon abhinge. Es ist keine Frage, daß die Lektüre solcher Bücher, verbunden mit einer falschen Erziehung, in den Köpfen und Herzen unserer Mädchen die größten Verheerungen anrichten kann. „Hier ist eine Quelle gefunden all der Trivialität und Geschmacklosigkeit, mit der die große Mehrheit unserer gebildeten Mädchen und Frauen literarische Dinge beurteilen und die Lektüre für ihren Genuß auswählen. Was den moralischen Fluch unserer spießbürgerlichen Kreise ausmacht, die stete Rücksichtnahme auf das, was die Leute sagen, ist in diesem Buch zum Lebensprinzip erhoben. Es kann in der Tat zweifelhaft erscheinen, ob die Ausbeutung dieses Grundsatzes in Novellenform mehr der Charakterbildung unserer weiblichen Jugend seit 30 Jahren, also der Charakterbildung unserer Nation, oder mehr der literarischen Bildung derselben geschadet hat“ (Wolgast).

Ferner müssen wir Klara Cron (Kl. Weise, geb. 1823) nennen, die 1860 ihr erstes Buch, Mädchenleben, erscheinen

ließ. Bald folgten Magdalenens Briefe, Die Schwestern, Das Vaterunser, Mary usw.

Dann sei noch erwähnt, daß speziell für katholische höhere Töchter 1868 Sophie v. Follenius (geb. 1837) anfing, ihre Novellen zu schreiben: Einsam und arm, Angelica von St. Croix, Wie sie sich finden, Schloß Hartenfels u. a.

Ein spezifisch katholischer Jugendschriftsteller war ferner der Hofstiftskanonikus und Hofkaplan Franz v. Seeburg (Xaver Hacker, 1836—94). Er schrieb zum Teil historische Schriften — Josef Haydn, Die Fugger und ihre Zeit — zum größeren Teil aber ausgeprägt religiöse und moralische: Ehre Vater und Mutter, Du sollst nicht falsches Zeugnis reden, Maria als Friedensstifterin u. a.

In den 60er Jahren stoßen wir dann zuerst auf den Konsistorialrat Emil Frommel (1822—96). Frommel ist kein Jugendschriftsteller, wenn er auch verschiedentlich für die Jugend reklamiert worden ist. Aber er ist ein beachtenswerter Volksschriftsteller. Seine besten Schriften sind die, in denen er aus seinem Leben und dem Leben seiner Familie berichtet: Aus dem untersten Stockwerk, Aus der Familienchronik, Aus vergangenen Tagen, Aus goldenen Jugendtagen u. a. Von seinen Erzählungen ist die beste Das Heinerle von Lindelbronn, die auch von größeren Kindern gelesen werden kann. Literarisch berührt sich Frommel mit Hebel und Stöber. Wie sie verfolgt er offenbar erziehliche Zwecke. Er will zeigen, wie Gott alles lenkt und wie wohl man tut, sich der Fügung Gottes zu vertrauen. Aber Frommels Absicht tritt so sehr hinter der Menschen- und Schicksalsschilderung zurück, daß sie nicht stört. Nur daß ihm sogar der Krieg als eine notwendige und heilsame Fügung Gottes erscheint, geht denn doch zu weit. Frommel berührt sich mit Stöber und Hebel auch in der Vorliebe für Bilder und Gleichnisse; es scheint, der Pfarrberuf übt hier einen Einfluß auf den Schriftsteller aus. — „Sie fuhr auf und setzte der Schwester den Kopf zurecht und wusch ihn auch zu gleicher Zeit und brauchte keine Seife dazu.“ Oder: „Da wächst das Männlein unversehens hinein in die Geschichte seiner Familie

nicht bloß, sondern auch seines Volkes, wie die Dorfkonfirmanden in den großen Konfirmationsrock, der unten noch zwei Handbreit eingeschlagen ist." — Der reife Leser, der — wie Frommel — auf die Sorgen und Ängsten und Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten des alltäglichen Lebens mit lächelnder Überlegenheit herabsieht und sich doch bewußt bleibt, daß er selbst in diesen Sorgen und Kleinigkeiten mitten drin steckt — der wird Frommel gern und mit Interesse lesen. Frommel weiß sehr gut, welche Bedeutung die kleinen Züge des Alltags für das Leben haben, und er weiß sie mit einem behaglichen Humor wiederzugeben. Um aber an diesem Behagen Freude zu finden, muß man selbst eine gewisse Reife des Lebens sowohl als auch des literarischen Genießens besitzen. Kinder haben sie noch nicht. Höchstens kann für einige Werke Frommels die reifere Jugend in Betracht kommen.

Gegen Ende der 60er Jahre, nach 1864 und 1866, beginnt die Flut der geschichtlichen Erzählungen zu schwellen. In der großen Literatur waren Riehl, Raabe, Scheffel und Freytag vorangegangen. Riehls kulturgeschichtliche Novellen erschienen 1856, Raabes Chronik der Sperlingsgasse 1857, Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit 1859—62, Scheffels Ekkehard 1857. — Auf dem Gebiet der Jugendschrift hatte Ferdinand Schmidt bereits die Wege gewiesen. W. O. v. Horn schrieb 1859 Carl Fridericus Kriegsfahrten anno 1813—14. L. Hibeau verfaßte im Jahre 1864 „Eine Episode aus dem Jahr 1813" und im Jahre 1865 „Großbeeren." Richard Baron lieferte bereits im Jahre 1866 eine Schilderung des Krieges 1866. Als neue Schriftsteller kamen Franz Otto (d. i. der Verleger Otto Spamer, 1820—86), A. Kleinschmidt (geb. 1847) und G. Hiltl hinzu. Kleinschmidt, Kreisschulinspektor in Gießen, hat besonders Deutschlands Vergangenheit studiert und zu geschichtlichen Erzählungen verarbeitet: Germaniens Befreiung vom Römerjoch, Germaniens Heldenschicksal, Im Zeichen des Kreuzes, Der erste Hochflug des Zollernaars u. a. Am besten sind seine ersten Erzählungen. Es ist ihm da gelungen, in

der freien Erfindung sich im Einklang mit der historischen Forschung zu halten; auch die auftretenden Personen sind so charakterisiert, daß ihre Worte und ihre Taten als Äußerungen ihres Wesens erscheinen. Die Absicht, zugleich belehren und unterhalten zu wollen, schadet natürlich der Darstellung. So läßt Kleinschmidt die Personen zuweilen Selbstgespräche führen, lediglich um dem Leser weltgeschichtliche Tatsachen mitteilen zu können. Die späteren Erzählungen stehen nicht mehr auf der Höhe der ersten. Von G. Hiltl ist am bekanntesten Der alte Derfflinger und sein Dragoner. Das Buch zeigt das unverkennbare Streben, der Jugend eine speziell preußische Geschichts- und Lebensauffassung zu vermitteln. Nach Hiltl ist nur der ein wahrer Mensch, der seinem Könige als Soldat dient. Um in den Rahmen dieser Erzählung den Inhalt eines ganzen Jahrhunderts hineinbringen zu können, muß er den Gang der Handlung unterbrechen, um ganze Kapitel preußischer Entwicklungsgeschichte hineinzuschieben. Hiltl hat ferner eine Preußische Königsgeschichte geschrieben. Bekannt ist noch Der Kammerdiener des Kaisers.

Von Otto Spamer werden noch heute viel gelesen Der große König und sein Rekrut, Aus dem Tabakskollegium und Geschichten vom alten Fritz. Mit E. Große zusammen hat er das vaterländische Ehrenbuch, mit Oskar Höcker zusammen Das große Jahr 1880 geschrieben. Otto ist ein gewisses Geschick der Darstellung nicht abzusprechen; doch leiden seine Geschichten an einem Mangel an Geschlossenheit, wie wir ihn in den historischen Jugendschriften meistens finden.

Erwähnt sei noch, daß 1868 der Kontreadmiral Reinhold Werner (geb. 1825) Das Buch von der norddeutschen Flotte schrieb, dem 1874 Das Buch von der deutschen Flotte folgte. Später hat er Erinnerungen und Bilder aus dem Seemannsleben, eine Reihe Seegeschichten und Lebensbilder berühmter Seeleute geschrieben. Werner ist kein Jugendschriftsteller, aber die genannten Bücher, die aus einem reichen Schatz eigenen Erlebens heraus entstanden sind, eignen sich besser für die Jugend als die vielen für die Jugend geschriebenen.

Die Hochflut der geschichtlichen Erzählungen setzt mit dem Jahre 1870 ein. Der Schauspieler Oskar Höcker (1840—94) beginnt seine schriftstellerische Tätigkeit. 1871 beschreibt er mit Franz Otto zusammen Das große Jahr 1870. Im selben Jahr noch gibt er allein „Soldatenleben im Kriege 1870—71“ heraus. Er wußte auch später die „neuesten Ereignisse“ flink zu verarbeiten. 1880 erschien „Der Spion von Afghanistan,“ der den afghanisch-englischen Krieg (beendet 1879) zum Gegenstand hat. 1872 beginnt Höcker moralische Erzählungen für Franz Hoffmanns Jugendbibliothek zu schreiben: Es ist nichts so fein gesponnen, Der arme Hilfsschreiber, Und führe uns nicht in Versuchung usw. Ferner gab er eine Anzahl beliebter Erzähler des Auslandes heraus, indem er Dickens, Marryat, Bulwer, Scott für die Jugend bearbeitete. Endlich hat er serienweise kulturhistorische Erzählungen geschrieben: Sieg des Kreuzes (5 Bde.), Merksteine deutschen Bürgertums (5 Bde.), Ahnenschloß (4 Bde.), Preußens Heer, Preußens Wehr (4 Bde.) u. a. Wohl sind die Bände selbständig; aber sie beziehen sich aufeinander und reizen die jungen Leser, die Fortsetzung zu lesen — findet sich die Fortsetzung doch schon im angehängten Prospekt skizziert. Und die Sensationslust, der Höcker die weitestgehenden Zugeständnisse macht, zwingt den Jungen zum Weiterlesen. Im übrigen ist Höckers Methode einfach. Er schafft sich einen Helden, läßt ihn alles Mögliche und Unmögliche erleben, läßt ihn mit allen möglichen Menschen, die für den betr. Zeitraum von Bedeutung sind, in direkte Berührung kommen. Durch diesen Helden schafft er das Interesse, die Spannung. Macht es ihm Schwierigkeit, die geschichtliche Verbindung herzustellen, so läßt er irgend welche Personen auftreten und mündlich oder schriftlich Bericht erstatten.

Nicht zu verwechseln mit Oskar Höcker ist der Schriftsteller Gustav Höcker (geb. 1832), der auch im Jahre 1871 „Den Krieg 1870/71“ beschrieb. Später verfaßte er die Biographien Körner, Gneisenau, Haydn, Mozart, Beethoven — unzulängliche Werke. Von ihm stammt ferner eine Bearbeitung des Cooperschen Lederstrumpf, die bis heute nicht über-

holt ist. — Auch der Sohn Oskar Höckers, Paul Oskar Höcker (geb. 1865), von Beruf Schriftsteller, hat einige Jugendschriften verfaßt: Der Wüstenprinz, Lorbeerkranz und Dornenkrone u. a. — Ferner hat der Hofschauspieler Hugo Höcker (geb. 1864) ein paar Jugendschriften geschrieben: Sagenbuch, Bismarck, Kaiser Friedrich u. a.

Ungefähr gleichzeitig mit Oskar Höcker begann Ottokar Schupp seine schriftstellerische Tätigkeit. Eins seiner ersten Werke war Der Fuhrmannsjunge im Krieg, das 1871 erschien und sich auf den Krieg 1870/71 bezog. Schupp gab nach Horns Tode (1867) dessen Jugend- und Volksbibliothek weiter heraus. Jahr für Jahr erschienen von ihm ein paar Erzählungen: zumeist historische wie Gneisenau, Vater Arndt, Friedrich Wilhelm, d. große Kurfürst, Kaiser Wilhelm I., Der Städtemeister Rülin Baarpfennig, Die Eroberung von Wiesbaden 1282, aber auch ferner moralische, wie Unter den Menschenfressern von Borneo. In seinen historischen Schriften erscheinen die geschichtlichen Vorgänge oftmals sehr stark in frommfeudaler Beleuchtung. Sonst ist über seine schriftstellerische Fähigkeit Besonderes nicht zu sagen.

Noch eine Reihe anderer Jugendschriftsteller der siebziger Jahre hat das Feld der historischen Erzählung und der Biographie beackert, dazu gehören:

Der Lehrer Richard Roth (geb. 1835): Um des Reiches Krone; Der Burggraf und sein Schildknappe; Richard Löwenherz; Ein nordischer Held u. a.; Ludwig Würdig (1818 bis 1889): Burggraf von Nürnberg, Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich, Der alte Blücher, 1813—1814. Ein Suave u. a.; Ferdinand Sonnenburg: Der Bannerherr von Danzig, Auf der Grenzwacht, Für Kaiser und Reich usw.; der Lehrer Hermann Jahnke (geb. 1845): Jürgen Wullenweber, Kurbrandenburg in Afrika, E. v. Rochow, Wilhelm der Siegreiche, Wilhelm II., Bismarck, Eiserne Zeiten, Im Weltwinkel u. a.; W. Bonnell: Heinrich I. u. a.; Luise Pichler: Der Schreckenstag von Weinsberg, Ein Karlsschüler, Über den Rhein (Hermann der Cherusker), Am Fuße des Achabu ((Heinrich IV. und sein Gegenkönig Rudolf), Hohenstaufenbilder u. a.

Die meisten Schriften der genannten Schriftsteller ragen über den Durchschnitt nicht hinaus; vereinzelt aber ist einigen ein Werk gelungen, das wir auch heute noch der Ju-

gend geben können. So hat Würdig in König Friedrich Wilhelm I. und Kronprinz Friedrich das Verhältnis des Soldatenkönigs zu seinem Sohne in den verschiedenen Zeiten anschaulich dargestellt. Roth hat die Lebensgeschichte Gustav Wasas (in Ein nordischer Held) und Stanleys Reise durch den dunklen Weltteil brauchbar beschrieben. Jahnke liefert in Eberhard von Rochow ein lebendiges Bild dieses edlen Mannes sowohl wie das der Zeit, in der er lebte.

Über diese Schriftsteller hinaus ragt D. F. Weinland (geb. 1829) mit den geschichtlichen Erzählungen Rulaman (1878) und Kuning Hartfest (1879). In Rulaman gestaltet er den spröden Stoff des Übergangs vom Stein- zum Bronzezeitalter, in Kuning Hartfest schildert er das Leben und Treiben der alten Germanen in ihrer Eigenart im Gegensatz zur Römerwelt. Man spürt in beiden Erzählungen den Wissenschaftler, dem geschichtliche Treue und Objektivität selbstverständliche Voraussetzung ist. Er malt z. B. die Germanen nicht ganz weiß und die Römer ganz schwarz; er zeigt auch die großen Gedanken des römischen Staatslebens. Man spürt bei Weinland aber auch das künstlerische Geschick, das seine Erzählungen auch literarisch wertvoll macht.

Neben den historischen Erzählungen finden wir in den 70er Jahren selbstverständlich auch die bekannten moralischen Geschichten. Von den genannten Schriftstellern haben z. B. Roth und Würdig auch moralische Erzählungen geschrieben. Aber es ist doch auf diesem Gebiet ein deutliches Abflauen bemerkbar, die historische Erzählung überwiegt durchaus. Selbst der Pfarrer J. Bonnet (geb. 1843) durchsetzt seine fromm-moralischen Geschichten mit historischen Einzelheiten, wobei es ihm auf historische Objektivität oder gar auf die Untersuchung historischer Ursachen nicht allzusehr ankommt. Seine Schriften — Der Einarm, Der Spielmann und sein Sohn, Der Onkel von Vevey, Des Feldscherers Kriegsglück u. a. — sind literarisch wertlos.

Das Ende der 70er Jahre beschert uns eine Jugendschriftstellerin, die auch zu den religiösen gehört, die aber eine besondere Beachtung verdient: Johanna Spyri (1827—1901).

Johanna Spyri hat ohne Frage dichterische Begabung. Das zeigt sich in erster Linie in ihren landschaftlichen Schilderungen, die vor allem da, wo sie ihre Heimat, die Schweiz, schildert, voll Anschaulichkeit und Stimmung sind. Auch ihre Kunst zu charakterisieren, der Prüfstein dichterischen Könnens, hält in vielen Fällen die Probe aus, obgleich hier schon starke Einschränkungen zu machen sind. Besonders die kindlichen Charaktere— und von Kindern handeln alle ihre Jugendschriften — tragen gar zu oft Züge von Erwachsenen (auch z. B. Heidi). Häufig auch leidet die Durchführung des Charakters unter der religiös-moralischen Tendenz. Ihre religiösen Menschen sind alle tugendhaft; gar zu oft wirkt die Absichtlichkeit, Tugendmuster aufzustellen, störend. Schlechte, gottlose Menschen werden im Handumdrehen gebessert; Erwachsene und Kinder halten lange moralische Reden, oft mit ungeahnter Wirkung auf den Zuhörer. Sonst aber tragen Joh. Spyris Menschen wirklich individuelle Züge. — Sehr verschiedenwertig sind die Erzählungen in ihrem Aufbau. Während einige, z. B. Heidi, Peppino, Einer vom Hause Lesa, Daheim und wieder draußen, eine straffe Komposition zeigen, weicht Joh. Spyri in andern Geschichten oft vom Thema ab (z. B. Wie es in Waldhausen zugeht). Es sind nicht viele ihrer Schriften, die wir für eine empfehlenswerte Jugendlektüre halten: Heidis Lehr- und Wanderjahre, Heidi kann brauchen, was sie gelernt hat, Einer vom Hause Lesa, Peppino.

Neben die historischen Erzählungen tritt in den 70er Jahren eine Gruppe, die bald die ersteren an Zahl und an Wirkung überholt: die exotischen Schriften, die Indianergeschichten, die Seeromane, die Kolonialerzählungen. Die Schriftstellerin S. Wörishöffer macht 1873 mit Robert des Schiffsjungen Fahrten und Abenteuer den Anfang, oder vielmehr sie setzt erneut fort, was Franz Hoffmann und andere begonnen. Eine starke Dosis Chauvinismus ist eine neue unerfreuliche Zugabe. Später schrieb sie Das Naturforscherschiff, Kreuz und quer durch Indien (Erlebnisse zweier junger deutscher Leichtmatrosen), Gerettet aus Si-

birien usw. Was sie dem Leser an Unglaublichkeiten und Unmöglichkeiten zumutet, übersteigt die Grenze des Erlaubten.

Auch Bonnet und Roth haben einige Indianergeschichten geschrieben. Der erstere z. B. Die Ansiedler im Felsengebirge, der letztere Den Tigerjäger u. a. Neu kommt noch A. Bourset (geb. 1844) hinzu. (Die Bahn durch den Urwald, Der Indianerprophet u. a.). Den Höhepunkt aber erreicht die exotische Erzählung in den nächsten beiden Jahrzehnten. F. Pajeken, A. H. Fogowitz, C. Falkenhorst und nicht zuletzt Karl May bezeichnen diesen Höhepunkt.

F. Pajeken (geb. 1855) ist Spezialist für Indianergeschichten. Bob der Fallensteller, Jim der Trapper, Im wilden Westen, Die Rache des Guaranno, Der rote Spion, Das Geheimnis der Karaiben usw. Er hat die Absicht, wie er Im wilden Westen selbst sagt, die verführerische Wirkung der Indianergeschichten unwirksam zu machen. Zu diesem Zweck häuft er die Entbehrungen und Mühsale, die Schrecknisse und Gefahren in einer Weise, die gar zu deutlich die Abschreckungstheorie erkennen läßt. In andern Erzählungen tritt diese moralische Absicht mehr zurück, Pajeken moralisiert dann in anderer Weise: er läßt einen Räuberhauptmann moralische Betrachtungen über seine Schlechtigkeit anstellen, er läßt temperamentvolle Menschen durch Moralpredigten gebessert werden und dergl. Und wenn auch Pajeken mit Herablassung von den Indianerschriftstellern spricht, die niemals im wilden Westen waren, so kann man nicht sagen, daß seine Schilderungen den Eindruck eigenen Schauens machen. Er liefert Allerweltsschilderungen, die nicht nur auf den wilden Westen passen.

A. H. Fogowitz (geb. 1858), der auch unter den Pseudonymen M. Wirth, Heinrich Römer schreibt, ist nicht nur Indianergeschichtenschreiber, aber doch vorwiegend: Treuherz oder Trapper und Steppenräuber, Olitapa, Die schöne Waldblume, Der Erbe von Humpry-Court sind einige Titel. Eine besondere Eigenart zeigen seine Erzählungen nicht; sie reihen sich den übrigen Indianer- und Abenteuergeschichten würdig an.

C. Falkenhorst (d. i. der Gartenlaubenredakteur St. von Jezewski) hat sich das Interesse für die Kolonien zunutze gemacht und sich zum Spezialisten für Kolonialgeschichten ausgebildet: Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer in Kamerun, Der Zauberer vom Kilimandscharo, Unter den Palmen von Bagamojo, Der Sklave der Haussa, Franz Sturms Abenteuer im Bismarckarchipel, Die Tabakbauer von Usambara usw. — wir sehen, alle Gebiete sind vertreten. Auch die Boeren, für die in Deutschland ein warmes Interesse vorhanden war, fehlen nicht: 1900 erschienen Die Helden von Vaal. Zwar gesehen hat Falkenhorst die Kolonien nie; trotzdem „stehen die Erzählungen alle im Dienste der Belehrung und sind geeignet, ebenso zur Verbreitung geographischer Kenntnisse wie zur Förderung der deutschen Kolonialbewegung beizutragen.“ Daß dabei genau so wie bei den belehrenden historischen Jugendschriften nichts Einheitliches herauskommen kann, ist klar. Die Belehrungen sind hier genau so willkürlich und ungeschickt eingeschoben wie dort. Der literarische Wert ist gering, es waren nicht künstlerische Absichten, die Falkenhorst zur Feder greifen ließen; er besitzt auch nicht die künstlerischen Mittel, um Charaktere, Sprache, Schilderungen in dichterischer Gestaltung zu geben. Das Interesse der Jugend wird natürlich auch bei ihm durch die Abenteuer gefesselt.

Den Gipfel in dieser letzten Beziehung bildet Karl May (geb. 1842), der 1879 mit Fr. C. v. Wickede seine erste Erzählung Im fernen Westen herausgab. Von ihm ist die alte beliebte, wirkungsvolle Technik, einen Helden, der alle nur denkbaren Schwierigkeiten überwindet, in den Mittelpunkt zu stellen, auf die Spitze getrieben: Old Shatterhand im wilden Westen, Kara Ben Nemsi Effendi im Orient — immer ist's Karl May selbst, der alle die unglaublichen phantastischen Abenteuer erlebt. Es ist dieselbe Technik wie in den Detektivromanen Nick-Carter, Sherlock Holmes u. dgl., wo dem Helden keine Situation zu schwierig, keine Gefahr zu groß ist: mit souveräner Sicherheit, mit nie versagender Kaltblütigkeit, mit übermenschlicher Kraft räumt er alle

Hindernisse aus dem Wege. Die am Stoff klebenden Leser — nicht nur der Knabe, auch der Erwachsene, der zum künstlerischen Genießen noch nicht vorgedrungen ist — begleiten den gewaltigen Helden mit atemloser Spannung auf allen seinen Pfaden, nimmermüde, denn was der Held auch schon alles erlebt haben mag, im Ersinnen neuer verblüffender Abenteuer ist Karl May unerschöpflich. Zwar im Grunde ist's immer dasselbe, was Karl May erzählt, ob er in den Cordilleren oder am Rio de la Plata, in den Schluchten des Balkan oder im wilden Kurdistan, im Lande des Mahdi oder in der Wüste seine Abenteuer erlebt. Alles ist so völlig unsinnig; keine Spur von einer Handlung, die sich auf folgerichtige Entwicklung gründet; keine Spur von Charakterschilderung, die auch nur entfernt auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen kann. Er hat, wie alle Vielschreiber, einige Menschenschablonen auf Lager, Bösewichter und Tugendbolde, die er hin und her schiebt, wie's ihm gefällt. Oft kommt noch eine komisch sein sollende Figur hinzu, die aber nicht einmal grotesk, sondern nur albern wirkt. Aber fromm ist Karl May, wo's geht und wo's nicht geht, schachtelt er lange Sermone über das Dasein Gottes, über Gottes- und Nächstenliebe ein. Und da er sittlich Anstößiges seinen Schriften sorgfältig fernhält, so erklärt sich daraus vielleicht die Wertschätzung, die er in theologischen Kreisen genoß und wohl noch genießt.

Bevor wir die 70er Jahre verlassen, müssen wir noch der besten Jugendzeitschrift gedenken, die es in Deutschland gegeben hat, der Deutschen Jugend. Ihr Begründer und langjähriger Redakteur war Julius Lohmeyer[1]), der seine Stellung als Redakteur des Kladderadatsch aufgab, um sich ganz der Deutschen Jugend zu widmen. Lohmeyer hatte nicht nur die besten Absichten, der Jugend literarisch und künstlerisch wertvolle Gaben zu bieten, er hat auch mit unermüdlicher Ausdauer und oft unter schwierigen Verhältnissen Dichter und Künstler für seine Zeitschrift zu ge-

[1]) Siehe Teil I, S. 103.

winnen gewußt. Unter den Dichtern, die Gedichte für den 1. Jahrgang lieferten, finden wir Mörike, Klaus Groth, Geibel, Gerok, Sturm, Blüthgen, Löwenstein, Trojan und Lohmeyer selber. Märchen, Fabeln und Erzählungen lieferten Leander, Pichler, Wildermuth, Schanz. Auch Storm schrieb seinen Pole Poppenspäler für die Deutsche Jugend. Die Illustrationen lieferten L. Richter, Schnorr v. Carolsfeld, P. Thumann und vor allen F. Flinzer und O. Pletsch. Später kamen die beiden Gehrts, Klimsch, Kleinmichel, Vogel-Plauen, Zick, Röhling und andere hinzu. Unter den späteren schriftstellernden Mitarbeitern befanden sich Felix Dahn, Emil Frommel, Georg Lang, Heinrich Seidel, Fedor v. Köppen u. a. Daß sich bei dieser Mitarbeiterreihe in der Deutschen Jugend viel Gutes fand, ist selbstverständlich. Und doch, wenn man die Bände durchblättert, so muß man sagen, daß das Mittelmäßige und Minderwertige überwiegt, besonders in den Erzählungen. Die Schuld lag nicht an Lohmeyer, die Schuld liegt im Wesen der Sache. Eine Zeitschrift kann nicht warten, bis etwas Gutes geschaffen ist, die Spalten sollen gefüllt sein. Allerdings kommt bei der Beurteilung hinzu, daß der Geschmack sich seit den 70er Jahren geändert hat; die Anforderungen sind andere geworden. Den veränderten Zeitverhältnissen ist dann auch die Deutsche Jugend nach etwa 20jährigem Bestehen zum Opfer gefallen.

Wir verfolgen dann den Fortgang der Jugendschriftenproduktion weiter. Zu den Schreibern exotischer Jugendschriften, die in den 80er Jahren ihre ersten Werke erscheinen ließen, gehören der katholische Pater Joseph Spillmann (geb. 1842), der Eisenbahnschreiber Max Fuhrmann (geb. 1862), und A. Niemann. Spillmann gibt eine Sammlung illustrierter Jugendschriften Aus fernen Landen heraus. Die meisten Bände sind zugleich von ihm verfaßt. Sie haben vielfach das Missionsleben zum Gegenstand. (Vom Kap zum Sambesi, Liebet eure Feinde, Die Wunderblume von Wasindon u. a.) Fuhrmann schreibt vorzugsweise Indianergeschichten (Am Saskatschewan, Eine Nacht in der Prärie, Unter Sklavenjägern u. a.). Von Niemann stammen Das Geheimnis

der Mumie und das Flibustierbuch. Auf Niemann paßt in erhöhtem Maße der Vorwurf, den Heinrich Steinhausen den ägyptischen Romanen von Georg Ebers machte, daß Ebers in die Seelen von Menschen, die Jahrtausende vor uns lebten und noch dazu einer fremden Rasse angehörten, moderne Empfindungen und Begriffe hineintrüge. Im übrigen ragen Niemanns Qualitäten als Jugendschriftsteller über den Durchschnitt nicht hinaus. Die Flibustier, Freibeuter, die am Ende des 17. Jahrhunderts gegen die Spanier kämpften, leisten bei Niemann fast so Fabelhaftes wie ein Karl Mayscher Held.

In hoher Blüte stand noch in den 80er Jahren die historische Erzählung und die Biographie. Bruno Garlepp, Fedor von Köppen, Brigitte Augusti, Anton Ohorn, W. Lackowitz, Pederzani-Weber, Hermann Tiemann, D. C. Tanera sind die Hauptvertreter dieser Kategorie.

Von Bruno Garlepp ist am bekanntesten die Serie Paladine Kaiser Wilhelms I. Darunter befindet sich natürlich auch die Biographie des Fürsten Bismarck. Es ist immer ein Prüfstein für die Fähigkeit eines Schriftstellers, ob er einen großen Stoff zu bewältigen vermag. Eine Biographie Bismarcks für die Jugend zu schreiben, ist eine der allerschwierigsten Aufgaben, die vielleicht unlösbar ist, weil der Jugend die Reife und die Lebenserfahrung für die Erfassung des Lebenswerkes eines Bismarck fehlt. Aber die Art, wie Garlepp die Aufgabe gelöst hat, ist doch gar zu kläglich. Kaum ein Versuch, den politischen Hintergrund zu zeichnen, kaum irgendwo das Bestreben, die geschichtliche Objektivität zu wahren, kaum eine Spur von der überragenden Größe Bismarcks, denn damit ist es nicht getan, daß man sagt, er überrage die andern. Wichtige Lebensabschnitte sind kaum berührt, nebensächliche Episoden, bedeutungslose Gespräche sind breit ausgeführt. Die ganz farblose Schilderung eines Erntefestes nimmt 12 Seiten ein, während das Verhältnis Bismarcks zu Wilhelm II. auf 5 Seiten abgetan ist, wobei noch die beiden Handschreiben des Kaisers an Bismarck bei seinem Abschied vollinhaltlich abgedruckt sind. Der Abschied selbst ist ganz allein auf das Ruhebedürfnis Bismarcks

zurückgeführt. Es darf doch weder auf den Kanzler noch auf den Kaiser der leiseste Schatten fallen! Garlepps historische Erzählungen zeigen die bekannten typischen Fehler: schlechte Komposition, mangelndes Darstellungsvermögen, fehlende Charakteristik. Dazu kommt eine Preußenverherrlichung, deren Dosis bei Garlepp das übliche Maß denn doch übersteigt.

Der Stoff, den der Oberleutnant Fedor von Köppen (geb. 1830) bearbeitet, ist ungefähr der gleiche wie bei Garlepp, es ist im wesentlichen der Kreis der Hohenzollern: Lebensbilder hohenzollernscher Fürstinnen, Preußische Hofgeschichte, Bismarck, Moltke, Wrangel, Albrecht v. Roon und die deutsche Heeresschöpfung, Arndt und Jahn usw. Das Rezept seiner Biographie ist so ziemlich immer dasselbe: Man nehme ein paar Daten aus dem Leben des jeweiligen Helden, schreibe allerlei aus seinen Werken und seinen Briefen ab, packe alles Mögliche hinein, was zeitlich mit seinem Lebensgange zusammenfällt, auch wenn es damit in sehr losem oder gar keinem Zusammenhang steht, tue eine gute Portion Patriotismus resp. Chauvinismus hinzu, und das Lebensbild ist fertig.

Brigitte Augusti (Auguste Plehn, geb. 1839) kam durch die Firma Hirt u. Sohn in Leipzig zur Jugendschriftstellerei. Sie schrieb eine Sammlung Am deutschen Herd, in der sie das Leben und Wirken der deutschen Frauen in verschiedenen Jahrhunderten schildert. Es sind 5 Erzählungen: Edelfalk und Waldvögelchen (Rittertum), Im Banne der freien Reichsstadt (Aufblühen der Städte), Das Pfarrhaus zu Tannenrode (30jähr. Krieg), Die letzten Maltheims (Zopfzeit), Die Erben von Scharfeneck (Franzosenzeit). Man darf sie, obgleich sie für die reifere weibliche Jugend bestimmt sind, nicht zur Backfischliteratur rechnen, dazu stehen sie doch zu hoch. Aber die typischen Fehler der historischen Jugenderzählung zeigen auch sie: vor allem die Verquickung geschichtlicher Belehrung mit der Erzählung, ohne daß die belehrenden Partien in der Erzählung aufgelöst sind, sie sind gar zu oft bloße Einschiebsel, die den

Gang der Handlung stören und eine nur sehr oberflächliche Geschichtskenntnis vermitteln, die da, wo sie fertige Urteile bringt, mehr schadet als nützt (siehe z. B. in Bd. IV. die Urteile über Gottsched, Bodmer und Lessing). Und wenn Brigitte Augusti erzählt, so ist sie doch nicht Dichterin genug, um die geschilderten Personen psychologisch zu vertiefen oder eine psychologische Entwicklung zu geben.

Größere schriftstellerische Begabung als die bisher genannten Jugendschriftsteller zeigt Anton Ohorn (geb. 1846). Er hat besonders die Zeit und das Leben Schillers und Goethes in novellistischer Form verarbeitet: Karlsschüler und Dichter, Schiller und Goethe, An Weimars Musenhof. Das letzte Werk führt in einfacher, lebendiger, meist anschaulicher Darstellung in die Eigenart der Personen und die gegenseitigen Beziehungen der Mitglieder des Weimarer Kreises ein. Von seinen übrigen historischen Erzählungen — Marschall Vorwärts, Aus Tagen deutscher Not, Kaiser Rotbart — möchten wir die letzte hervorheben als eine gelungene Verbindung des Lebens Kaiser Rotbarts mit der Kulturgeschichte der Hohenstaufenzeit. Bedenklich ist Ohorns Fruchtbarkeit, die ihn auch manches schwache Werk schreiben läßt.

Von W. Lackowitz und dem Gymnasialdirektor Dr. Franz Heyer ist nichts Neues zu sagen. Von Lackowitz stammen z. B. Erlebnisse eines Knaben 1870/71, Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege u. a., er hat auch ein Buch über unsre Vögel und ein Buch der Tierwelt geschrieben. — Heyer hat 12 Bände historischer Erzählungen in romantischer Form unter dem Titel Aus dem alten Deutschen Reich geliefert sowie eine Reihe Erzählungen aus der preußischen Geschichte. Sie zeigen die bekannten Mängel und Schwächen.

Dasselbe gilt in erhöhtem Maße von Hermann Tiemann (geb. 1847), der eine Serie von sechs vaterländischen Erzählungen, „Aus dem alten Sachsenlande“, geschrieben hat. Sie gehören zur Dutzendware ohne eigenes Gepräge. Schon der selbstverständlichen Forderung, daß die Ge-

schichte insoweit klar zur Darstellung kommen muß, als das Verständnis der Erzählung erfordert, ist nicht genügt. Auch ist die geschichtliche Wahrheit nicht immer gewahrt. Ebensowenig ist der Stoff künstlerisch gemeistert. Vor allem ist Tiemann gar nicht imstande, einen Charakter wirklich zu zeichnen. Er will im 5. Bande (Die Wiedertäufer in Münster) ein Bild Luthers und seines Familienlebens geben. Wohl salbadert er viel darüber, aber ein Bild von Luthers überragender Größe und von seinem Verhältnis zu Frau und Kindern gewinnen wir nicht. Seine Unfähigkeit zu charakterisieren zeigt sich auch in den Gesprächen, mit denen seine Erzählungen nach bewährtem Muster ausstaffiert sind: lange, phrasenhafte Reden. An andern Stellen sinkt seine Sprache bis zum Leitfadenstil herunter. Besser sind seine Feldzugserinnerungen „Vor fünfundzwanzig Jahren," wo er Selbsterlebtes gibt und uns Blicke in das Alltagsleben des Krieges tun läßt. Wir halten aber auch dies Buch für nicht wertvoll genug für die Jugend.

Jul. v. Pederzani-Weber gehört zu denen, die schriftstellerische Begabung mit geschichtlichem Wissen verbinden. Er hätte vielleicht brauchbare geschichtliche Darstellungen schreiben können, wenn er nicht der herrschenden Ansicht zum Opfer gefallen wäre, geschichtliche Belehrung sei am besten in die Form einer Erzählung zu kleiden. So hat auch er Zwitterdinge geschaffen, deren Teile kein richtiges Verhältnis zueinander haben und nicht zu einem organischen Ganzen verschmolzen sind: Der große Kaiser und sein Jugendfreund, Die geheime Fahne, Götz v. Berlichingen u. a.

Der Hauptmann D. C. Tanera beschränkt sich ganz auf die neueste Zeit. Es ist keine Frage, daß Tanera als Schilderer der Schlacht Qualitäten hat. Man spürt, daß er dabei gewesen. Es ist wieder die alte Erscheinung: solange sich der Schriftsteller auf Selbsterlebtes beschränkt, solange sind seine Leistungen brauchbar. Sowie der Schriftsteller frei erfinden will, zeigt es sich, daß er ein Dichter sein muß, um Wertvolles zu schreiben. Und ein Dichter ist Tanera

nicht. Er kann schildern, lebendig schildern oft, was er erlebt. Allerdings sind die Werke, in denen er den Krieg 1870/71 schildert, — Weißenburg, Wörth, Spichern usw. — nicht für die Jugend gedacht und auch nicht geeignet, weil sie viel zu sehr mit kriegstechnischen Einzelheiten überladen sind. — Die Schriften aber, die Tanera für die Jugend geschrieben hat — Hans von Dornen, Der Freiwillige des Jltis, Nasr ben Abdallah u. a. — sind genau solche Häufungen von möglichen und unmöglichen Abenteuern, wie wir sie nun schon zur Genüge kennen.

Reich sind die 70er Jahre auch an schriftstellernden Damen: Klara Cron, Hermine Proschko, Emmy Giehrl, Ottilie Schwahn, Emmy v. Rhoden, Frida Amerlan, Marie Ille-Beeg, Martha Giese, Elisabeth Halden, E. Wuttke-Biller, Marie Silling sind hier zu nennen. Die meisten von ihnen gehören zu den Backfischgeschichtenschreiberinnen; schon die Titel lassen meistens auf den Inhalt schließen:

Klara Cron (C. Weise): Im Hause des Herrn Geheimrat, Der Liebling, Eugenie und ihr Schützling, Mädchenleben, Die Auserwählte u. a.; Emmy v. Rhoden: Der Trotzkopf, Trotzkopfs Brautzeit, Lenchen Braun u. a.; Marie Ille-Beeg (geb. 1855): Schulmädelgeschichten, Mädchenjahre, Das Kränzchen in der Küche u. a.; Elisabeth Halden: Evas Lehrjahre, Mamsell Übermut als Braut, Aus Wildfangs Brautzeit u. a.; Martha Giese (geb. 1850): Stadtrats Ully, Traudchen u. a.; Frida Amerlan (geb. 1841): Fürs fröhliche Mädchenherz, Am Herd des Hauses u. a.; E. Wuttke-Biller: Puppenfamilie, Heinz, der Lateiner, Feurige Kohlen, Backfischchens Tagebuch, Lina Bodmer u. a. — Ganz auf den religiösen Ton gestimmt sind die Schriften der drei katholischen Schriftstellerinnen Emmy Giehrl (Tante Emmy, geb. 1837), die auch für Kleinere Gedichte geschrieben hat: Meinen Lieblingen, Paradiesblumen, Mariahilf, Kreuzesblüten u. a.; Cordula Peregrina (Cordula Schmidt, geb. Wöhler, geb. 1845): Geschichte der heiligen Notburga, Die Lilien des heiligen Antonius, Christkindleins Weihnachtsgruß u. a., und Carola v. Eynatten (geb. 1861): Die echte Christin und ihr Wirken, Für unsere Töchter, Aus vergangenen Tagen, Arminius-Brüder, Student Annchen u. a.

Von all den vielen Werken dieser Schriftstellerinnen ist keines, das wirklichen literarischen Wert hat. Auch die

Familie Schrötter von Marie Silling, das die besten erzieherischen Absichten verrät, steht dichterisch nicht hoch genug. Es ist zwecklos, die einzelnen Schriftstellerinnen näher zu charakterisieren, da sich die Mängel und Schwächen nur im Grad, nicht in der Art unterscheiden. Wir verweisen auf die Ausführungen bei Th. v. Gumpert u. Kl. Helm. Besonders die erfolgreiche Emmy v. Rhoden zeigt sich als die gelehrige Schülerin von Clementine Helm.

Die Fäden, die in den 70er Jahren geknüpft wurden, reichen noch in die 90er Jahre hinein. In bezug auf die exotische Jugendschrift läßt sich insofern ein Abflauen konstatieren, als neue Schriftsteller sich ihr nicht mehr in so großer Zahl zuwenden.

Paul Grundmann kultiviert vorzugsweise den Indianerroman: Der weiße Häuptling, Auf der Prärie, Die beiden Trapper usw. A. Gillward (geb. 1832) schreibt Indianer-, See- und moralische Geschichten: Der Sohn des Kapitäns, Das Blockhaus am Klamatflusse, Der Herr kennt die Seinen. Der Premierleutnant Hans v. Zobeltitz (geb. 1854) hat Die Jagd um den Erdball verfaßt, mit das Tollste, was auf dem Gebiet des Abenteuerromans geschrieben worden ist. Daneben hat Zobeltitz historische Erzählungen verfaßt: Unter dem eisernen Kreuz, Christian v. Stachow oder In Treue fest.

Die historische Erzählung hielt sich in den 90er Jahren auf gleicher Höhe wie vorher. Der Lehrer Reinhold Bahmann (geb. 1859) beginnt 1891 die Serie Aus unserer Väter Tagen, geschichtliche Erzählungen der bekannten Art, geschrieben, um geschichtlich zu belehren und patriotisch zu begeistern, geschrieben von einem Lehrer, der kein Dichter ist. Eine Anzahl der Bändchen ist von dem Lehrer Emil Stephan (geb. 1852) verfaßt: Zum heiligen Kreuz, Der Spion, Im Morgenrot des Deutschen Reiches u. a. — Der Gymnasiallehrer Prof. Dr. J. W. Otto Richter schreibt „Geschichten aus der Geschichte,“ 9 Stück in $1^1/_2$ Jahren, 4 Bände Reformationsgeschichten, die Einführung der Reformation in Preußen behandelnd, und 5 Bände Geschichten aus der Zeit des preußischen Ordensstaates. Richter will seine Geschichten nicht eigentlich als Erzählungen aufge-

faßt haben, sondern als Zeitbilder, die den Geschichtsunterricht ergänzen und „das heranwachsende Geschlecht noch mehr, als bisher üblich gewesen ist, zur Vaterlandsliebe zu erziehen.“ Trotzdem schafft Richter genau solche Zwitterdinge wie seine Vorgänger auch, und trotz der Heranziehung von Chroniken, alten Berichten, Urkunden und Briefen ist er geschichtlich nicht objektiv. In neuester Zeit hat er die Seebücherei herausgegeben, Machwerke, die für die Flotte begeistern sollen.

Der Dr. med. W. Noeldecken (geb. 1839) schreibt Biographien und historische Erzählungen: Peter Hele, York v. Wartenburg, Belagerung von Leipzig u. a. Von J. B. Muschi (Schriftsteller, geb. 1847) seien genannt: Im Banne des Faustrechts, Die Hansa u. a. Von R. Münchgesang (Lehrer, geb. 1855) sind am bekanntesten: Der ägyptische Königssohn und die Pyramide von Gizeh, die uns einen Einblick in die alte Kulturgeschichte Ägyptens geben sollen. Außerdem sind von ihm Thankmar, Spartacus, Der rechte Falkensteiner, Unter dem alten Dessauer u. a. Der Lehrer K. Rademacher (geb. 1859) schrieb anfangs historische und moralische Erzählungen alten Genres: Der Schatz am Eigelstein, Das Geheimnis der Heidelburger, Fliehe die Versuchung u. a. In letzter Zeit hat er rein historische Darstellungen geliefert, die wertvoller sind: Aus Deutschlands Urzeit und Vorzeit und Aus der Zeit der Völkerwanderung. Ebenfalls wertvoll ist die geschichtliche Darstellung „Wintersonnenwende“ von H. Löbner — das Ringen der Sachsen um ihren alten Götterglauben schildernd.

Ein recht fruchtbarer Schriftsteller ist auch O. v. Schaching (Dr. phil. Otto Denk, geb. 1853): Der Glockenhof, Das Bild mit der Mutter, Simba der Suaheli, Bayerntreue u. a. Am besten ist ihm die Erzählung Auf Rußlands Eisfeldern (aus dem Feldzug Napoleons) gelungen.

Als Nachklang der moralisch-religiösen Erzählungen wirken die Jugendschriften des Lehrers Lorenz Heitzer (geb. 1858): Des Geigers Enkelkind, Die Tochter des Bergmanns, Seines Vaters Schutzengel u. a., sowie die Schriften des Lehrers Karl Reginaldus (Hugo Wehner, geb. 1861): Angelica, Die hl. Elisabeth, Der hl. Augustinus, Die Kartenschlägerin u. a., und des Lehrers Armand v. Elz (Bernh. Kießler, geb. 1851): Hans der Träumer, Wie ein Gänsebub zum reichen Manne wurde u. a.

Eine gesonderte Stellung nimmt in den 90er Jahren der Lehrer Hermann Brandtstädter (geb. 1851) ein. Er

nimmt seine Stoffe aus der Heimat und der Gegenwart. Das spricht für ihn. Aber das ist auch alles. Brandtstädter schildert mit vielen schönen Worten Sonnenaufgang und Untergang, Mittagschwüle und Abendkühle, Meeresrauschen und Waldeseinsamkeit, Vogelsang und Blumenduft. Und durch diese Schilderungen blendet er manchen, der Brandtstädter zum ersten Male liest. Aber wenn man genauer hinsieht, wenn man merkt, daß sich die Schilderungen fortwährend wiederholen, zum Teil sogar wörtlich, wenn man sieht, wie er den größten rhetorischen Schwung auch da verwendet, wo er das Einfachste und Alltäglichste sagt, dann merkt man, daß er keine Ahnung hat von der künstlerischen Ökonomie der Sprache. Alles andere, die Charakteristik, die Führung der Handlung sind genau so konstruiert wie bei andern Jugendschriftstellern, er häuft die Unmöglichkeiten ebensosehr wie sie, wenn er auch in der Heimat bleibt. Natürlich fehlen auch nach alter Tradition Moral und Religion in seinen Schriften nicht. Er hat seit 1895 eine ganze Reihe umfangreicher Erzählungen geschrieben: Erichs Ferien, Das Rechte tu in allen Dingen, Friedel findet seine Heimat, Die Zaubergeige, Das böse Latein usw.

Die Jugendschriftstellerinnen entfalten auch in den 90er Jahren eine umfangreiche Tätigkeit; hauptsächlich schreiben sie Backfischgeschichten. Wir können uns auf eine Aufzählung beschränken; auch hier sind für manche schon die Titel charakteristisch.

Flora Hoffmann-Rühle (geb. 1844) schreibt außer Märchen die Erzählung für junge Mädchen Auf den Höhen der Gesellschaft. Magdalene Grabi (M. Harald, geb. 1858): Kapitän Jack, Verrat und Treue, Die Wahrheit über alles, Die wilde Käthe u. a. Bertha Clement (geb. 1852): Tage des Glücks, Prinzeß Ilse, Stranddistel, Komteß Wally, Jungfer Hochhinaus u. a. Luise Koppen (geb. 1855): Freddy und seine Freunde, Dorli, Im Lindenbaum, Vier Wildfänge auf Reisen. Pauline Doubberck (geb. 1851): Karthäusernelke, Falters Reiseerfahrungen. Angelika Harten: Aus Wildfangs Jugendjahren, Wildfang im Pensionat, Wildfangs Brautzeit u. a. Hedwig Dransfeld (geb. 1871): Das Grafendorli, Wie das Grafendorli glücklich wird, Flitter und Schein u. a.

Everilda Pütz (geb. 1843): Die Tochter des Marquis u. a. Bertha Mercator: Das Hexenkind, Kinder auf Reisen u. a. Margaretha Lenk (geb. 1841): in ihren Schriften — Die Zwillinge, Des Pfarrers Kinder, Ein Kleeblatt u. a.

Besonders hervorheben möchten wir Bernhardine Schulze-Schmidt (geb. 1846), die bremische Patriziertochter. Sie hat nur wenig Bücher geschrieben. Ihr bestes Buch ist Im Jugendparadies, in dem sie einen Sommer ihrer eigenen glücklichen Jugend schildert. Es ist gar keine Spannung in dem Buch, und doch wird unser Interesse für das 8jährige Mädchen mit dem phantastischen Köpfchen, den kindlichen Torheiten und dem kleinen guten Herzen aufs höchste erregt, weil die Verfasserin mit liebevollem Auge und künstlerischem Verständnis die Jugend beobachtet. Sie schildert nichts, was sie nicht gesehen. Da Schulze-Schmidt die Kreise der Gesellschaft besser kennt als die unteren Stände, so gelingt ihr auch die Schilderung der ersteren sehr viel besser. Das tritt auch in ihren übrigen Büchern hervor, von denen wir noch Mit dem Glücksschiff nennen, das allerdings psychologisch nicht so hoch steht, da die Charakteristik besonders der Nebenpersonen äußerlicher ist. Andere, wie Holde Siebzehn, Lissy Tiny, sind bedeutend schwächer, so daß wir sie nicht mehr empfehlen können.

Über die Jugendschriftsteller, die seit 1900 in die Literatur eingetreten sind, ist ein Urteil noch nicht zu fällen. Wir nennen

J. Reuper (geb. 1841), der 1900 Wahre Geschichten erscheinen ließ, W. Classen, der Die Söhne des Apostels (Ansgar) schrieb, O. Felsing, von dem Gert Jemens Chinafahrten stammen, G. A. Erdmann, der Klar Schiff verfaßte, P. Frieben, der Bilder aus dem Burenkriege schuf, Adolf Holdschmid (geb. 1875), der Den Türkenschreck und Cornelius (der Zerstörer Jerusalems) schrieb. Von A. Thoma (geb. 1844) heben wir Konrad Widerholt hervor, der zur Zeit des 30jährigen Krieges die Bergfeste Hohentwiel so verteidigte, daß kein Feind sie einzunehmen vermochte. Das Buch gestattet interessante Einblicke in Leben und Sitten jener Zeit.

Diese Schriftsteller, ebensowenig wie die Jugendschriftsteller aus den 80er und 90er Jahren, die emsig weiter ihre

Jugendschriften schreiben, geben dem neuen Jahrhundert nicht das Gepräge. Für das letzte Jahrzehnt ist eine andere Erscheinung charakteristisch. Das Ende der 70er Jahre und dann die 80er Jahre hatten den langen, erbitterten Kampf um die neue Kunst gebracht. Zwar auf die Produktion der Jugendschriften hatte dieser ganze Kampf zunächst nicht den mindesten Einfluß ausgeübt. Aber die Jugendschriftenkritik hatte gelernt, die neuen Waffen zu gebrauchen. Und die Bewegung auf dem Gebiet der Jugendschriftenkritik, die zugleich mit der neuen pädagogischen Bewegung in den 90er Jahren einsetzte (vgl. S. 158) fing allmählich an, gute Früchte zu zeitigen. Die Kritik hatte sich besonders gegen die spezifischen Jugendschriften gewandt. Im Gegensatz zu den Jugendschriftstellern hatte sie auf die ersten Dichter und auf die Männer der Wissenschaft verwiesen. Und es begann zunächst ein Forschen nach solchen Dichtungen, die schon für die Jugend lesbar seien. Von den Klassikern waren seit langem schon einzelne Werke in Schulen gelesen worden. Ihre Zahl zu vermehren und für die Privatlektüre nutzbar zu machen, war die erste Aufgabe.

Dann galt es die neuere Literatur zu durchforschen. Man wählte eine Anzahl Novellen von Theodor Storm aus: Pole Poppenspäler, Bötjer Basch, Die Söhne des Senators, Geschichten aus der Tonne, Unterm Tannenbaum, Abseits. Und für reifere Leser: Der Schimmelreiter, Zur Chronik von Grieshuus, In St. Jürgen.

Peter Rosegger hatte selbst bereits aus seinen zahlreichen Schriften einige Bände für die Jugend zusammengestellt: Deutsches Geschichtenbuch, Waldferien, Waldjugend, Aus dem Walde. Bei Ernst von Wildenbruch fand man die ergreifenden Erzählungen Das edle Blut und Kindertränen; bei Detlev v. Liliencron die packenden Kriegsnovellen, bei Viktor v. Scheffel den Ekkehard und den Trompeter von Säckingen, bei Riehl den Stadtpfeifer und die sieben historischen Novellen Aus der Ecke, bei Alexis Die Hosen des Herrn v. Bredow, bei Gustav Freytag Ingo und Ingraban und Das Nest der Zaunkönige, bei

415264

Helene Voigt Schleswig-Holsteiner Landleute, bei Stifter Bunte Steine, bei Keller Das Fähnlein der sieben Aufrechten, bei Reuter Ut de Franzosentid, bei Raabe Die schwarze Galeere und Else von der Tanne, bei Eyth Den blinden Passagier.

Weiter suchte man bei älteren und neueren Volksschriftstellern. Auch da gab es mancherlei Ausbeute. Wir nennen Caspari: Der Schulmeister und sein Sohn, Frommel: Aus dem untersten Stockwerk, Nach des Tages Last und Hitze, O du Heimatflur, In des Königs Rock, Sohnrey: Friedesinchens Lebenslauf, Die hinter den Bergen, Hütte und Schloß, Der Bruderhof, Hansjakob: Valentin der Nagler, Im Schwarzwald, Stöber: Ein Held im Kirchenrock, Mügge: Sam Wiebe, Kniest: Wind und Wellen, Von der Wasserkante, Aus Sturm und Not.

Aber es zeigte sich doch, daß die Ausbeute für Leser im Alter von 11, 12, 13 Jahren nicht allzu groß war, die meisten Werke kamen erst für die reifere Jugend in Betracht. Und dann waren die meisten Bücher zu teuer. Um dem letzteren Übelstande abzuhelfen, faßte der Hamburger Jugendschriftenausschuß, durch H. Wolgast angeregt, den Plan, für die Jugend billige Ausgaben zu veranstalten. Weihnachten 1898 wurde mit Storms Pole Poppenspäler der erste Versuch gemacht; das Buch kam zu 0,50 Mk. bei Westermann heraus. Der Erfolg übertraf die gehegten Erwartungen. In weniger als einem Jahre war die 1. Auflage von 10 000 Exemplaren verkauft. Dadurch ermutigt, fanden sich 1899 zwei weitere Verleger bereit, einen Versuch mit einer billigen Ausgabe für die Jugend zu machen. Bei Staackmann erschien eine Auswahl aus Roseggers Schriften „Als ich noch der Waldbauernbub war“ für 0,70 Mk., und Schuster und Löffler gab eine Auswahl aus Liliencrons Kriegsnovellen für 1 Mk. heraus. Wieder war der Erfolg bedeutend, und so war jetzt der Weg gewiesen, auf dem weiter fortgeschritten werden konnte. Es erschienen in den folgenden Jahren von Fehrs Ut Ihlenbeck, von Raabe Deutsche Not und deutsches Ringen, von Rosegger noch zwei Bändchen Wald-

bauernbub, von Zahn Helden des Alltags, von Kniest Von der Wasserkante.

Ein Gedanke erwies sich in der Folge als besonders fruchtbar. Da es an größeren Erzählungen aus der neueren Literatur mangelte, suchte man nach kürzeren Stücken, die man zu einem Bändchen vereinigte. So entstanden die Tiergeschichten mit je einem Beitrag von Marie v. Ebner-Eschenbach, Ahrenberg, Widmann, Björnson, Thompson und Kipling; die Kinderwelt mit Erzählungen von Helene Böhlau, Charlotte Niese, Helene Voigt, Liliencron, Kruse und Löwenberg. Gefunden, Erzählungen von Björnson, Hebel, Kielland, Rosegger u. a. Neues Schatzkästlein, Erzählungen von Amicis, Mügge, Frommel u. a. Auch Gustav Porger und Joh. Henningsen stellten Sammelbände zusammen; der erstere vier Bände Moderne erzählende Prosa und drei Bände Schatzkästlein moderner Erzählungen (mit zum Teil denselben Geschichten); der letztere drei Bände Erzählungen neuerer deutscher Dichter.

Eine besondere Betrachtung verdient dann noch eine Erscheinung, deren Anfang auch in den 90er Jahren liegt. Die aus Hamburger Lehrern bestehende Kommission, die das Lesebuch für die hamburgische Volksschule herausgibt, begann in den 90er Jahren eine Umgestaltung dieses Lesebuchs. Die minderwertigen Stücke sollten durch dichterisch wertvolle Gedichte und Erzählungen — auch aus unserer Zeit — ersetzt werden. Dabei zeigte es sich, daß es für die unteren Stufen an Stoffen mangelte, die der unmittelbaren Umwelt der Kinder entnommen waren, dem Haus, der Straße. Bisher hatten sich die meisten Lesestücke und Gedichte der Unterstufe auf das Landleben bezogen, das Leben der Stadt fehlte. Glücklicherweise machte die Lesebuchkommission nicht den Fehler, selbst an die Fabrizierung solcher Lesestücke zu gehen, sondern sie wandte sich an hamburgische Schriftsteller, um dieselben auf dies neue Stoffgebiet hinzuweisen. Bei einer Schriftstellerin, bei Ilse Frapan (Ilse Frapan-Akunian, geb. 1852), fand der Hinweis besonders fruchtbaren Boden. Ilse Frapan hatte bereits

Hamburger Novellen geschrieben, in der sie spezifisch hamburgisches Leben geschildert hatte. Und sie versuchte nun, das, was das Kind alltäglich umgibt, in kleinen Skizzen wiederzugeben. So entstanden die Hamburger Bilder für Hamburger Kinder. Der Brotmann, Im Krämerladen, Platzregen, Die Feuerwehr, Kohlenaufwinden, Unterm Dach, Gartenkonzert sind einige der vielen Themen dieser Skizzen. Es ist die bewußte Absicht Ilse Frapans, Augen und Ohren und Herz der Kinder zu öffnen für die Eindrücke ihrer Umwelt. Das ist für die Stadtjugend um so notwendiger, als nichts mehr zum oberflächlichen Wahrnehmen verleitet als der fortwährende Wechsel des großstädtischen Straßenlebens. Mit voller Absicht wendet sich Ilse Frapan an jüngere Kinder; sie stellt die Beobachtungen so dar, als ob das Kind alles selbst erlebe und wieder erzähle. Glücklicherweise ist sie Dichterin genug, um die Gefahr, ins Läppische zu verfallen, zu vermeiden; doch ist sie vor Plattheiten nicht immer bewahrt geblieben.

Ganz ähnliche Absichten, wie Ilse Frapan, verfolgt der Bremer Lehrer H. Scharrelmann (geb. 1871) mit seinem Buch Aus Heimat und Kindheit und glücklicher Zeit, das 1903 erschien. Es sind Erzählungen, Kindheitserinnerungen und märchenhafte Geschichten: Mit Schlitten am Deich, Von einem Blatte, welches eine Reise machte, Von einem uralten Hause und wer darin wohnte, Was die Schneeflocken mir erzählten u. a. Auch Scharrelmann möchte dem Kinde die Sinne öffnen für all das Schöne des Lebens, das die Kinder selbst leben. Darum nimmt er die Stoffe in seinen Erzählungen aus seinem eigenen Erleben. Was die Schneeflocken erzählten, sind alles Ereignisse, die jedes Kind jeden Tag ebenso erlebt oder doch erleben kann: daß eine alte Frau fällt, daß ein Kind Geld verliert u. dgl. Ganz einfach erzählt Scharrelmann seine Geschichten, die meisten Sätze sind kurz und knapp. Und doch wird er nicht nüchtern. Besonders in seinen Kindheitserinnerungen liegt ein eigener Reiz, er vermag die Empfindungen, die ihn als Knabe beseelten — als er in dem uralten Hause war, oder als er auf der verzauberten

Insel festsaß — wieder lebendig werden zu lassen. Die märchenartigen Geschichten, die an Andersen erinnern, vermögen uns nicht so zu erwärmen. Im Jahre 1905 ist von Scharrelmann Heute und vor Zeiten erschienen, kulturhistorische Skizzen, durch die in erster Linie der Gedanke des Werdens, der Fortschritt geht. Vor allem wird die Arbeit, die im Erfinden steckt, geschildert: wie das Messer entstand, wie der Wagen erfunden wurde usw. Indem Scharrelmann den Fortschritt der Erfindung in Episoden auflöst, wird die Darstellung plastisch und lebendig. Einige Stücke sind allerdings gar zu skizzenhaft gehalten (siehe z. B. die Entdeckung Amerikas, Am Sedantage u. a.).

Als dritte im Bunde erscheinen zwei Bremer Kollegen Scharrelmanns, F. Gansberg und W. Eildermann, die gemeinsam Geschichten für Stadtkinder geschrieben haben: Unsere Jungs (1905). Das Buch „soll mit seinen feinen, dem Leben abgelauschten Geschichten alle zarten Saiten der kindlischen Seele anklingen lassen und so dazu beitragen, der Jugend ihre Welt lieb und wert zu machen", so schreibt der Bremer Jugendschriftenausschuß, der das Buch herausgibt, im Vorwort. Dementsprechend schildern die Verfasser die Welt der Kinder, ihre Umwelt und ihre Innenwelt — die Welt ganz gewöhnlicher Durchschnittskinder. Die Kinder sollen sich in den Geschichten wiederfinden, in den Situationen, in den Gefühlen und auch in der Sprache. Darum bleiben die Geschichten im Rahmen alltäglicher Erlebnisse. Die Kinder erleben nicht alles mögliche Unmögliche. Wenn der Knabe beim Schulausflug sich verirrt, so hätte ein „gangbarer" Jugendschriftsteller ihn sicherlich eine ganze Reihe Abenteuer durchmachen lassen. Bei Gansberg und Eildermann gibt es auch nicht das kleinste Abenteuer. Sie beschränken sich auf die Schilderung des Weges, auf das Aufkeimen der Angst, auf die Überlegung des Knaben über den richtigen Weg, und sie lassen ihn dann einen Bauern treffen, der ihn zurechtweist. — Ferner wollen die Verfasser, daß die Kinder das, was sie umgibt, beobachten lernen. — Alle diese Absichten sind gewiß lobenswert. Nur reicht die

dichterische Kraft der Verfasser nicht aus, ihre Absichten künstlerisch einwandfrei zu realisieren. Sie beschreiben viel zu viel, und am unrechten Ort, und oft bleibt ihre Beschreibung ein bloßes Aufzählen, das sich nicht zum Bild gestaltet. Und indem sie sich ängstlich auf das Alltägliche beschränken, gelingt es ihnen nicht oft, uns wirklich zu fesseln. Das Alltägliche zu schildern, ist das allerschwierigste. Es fehlt an festgefügter Handlung, wir finden meistens nur aneinander gereihte Szenen. Wir werden nicht ergriffen. Die Charaktere sind nicht eingehend genug gezeichnet; der Charakter der Kinder ist auch nicht immer sicher festgehalten. Und die Erfindung genügt nicht; die Motive wiederholen sich, besonders stark arbeiten die Verfasser mit Träumen. Die letzten Stücke — Die Geschichte des kleinen Bleisoldaten, Die Gummipuppe, Der Tannenbaum u. a. — sind von Andersen inspiriert — aber wie flach erscheint z. B. der Tannenbaum neben Andersens gleichnamigem Märchen. — Und auch die Sprache genügt uns nicht. Gewiß, sie hat große Vorzüge: sie ist einfach und knapp und nirgend überladen durch tönende Beiwörter; nur die Interjektionen — o! ach! ei! — sind gar zu oft gebraucht. Und die Sprache ist verständlich, schon für jüngere Kinder — aber sie ist auch nüchtern, und der Anschluß an die Alltagssprache des Kindes ist nicht sicher durchgeführt. Wenn die Verfasser einmal sagen: „Aber wenn Hermann ihn greifen wollte, das konnte er nicht“, so ist es stillos, in derselben Geschichte zu sagen: „Er wußte wohl, daß Hermann ihn nicht greifen konnte“. — Es kann ein Mittel einer sehr feinen Charakteristik sein, wenn ein Schriftsteller Kinder in ihrer Sprache sprechen läßt. Aber es gehört dazu eine ungewöhnlich große Beobachtungsgabe und eine feine Künstlerhand. Und wenn der Schriftsteller in seine eigene Sprache die Alltagssprache mit ihren Nachlässigkeiten hineinbringt, so *kann* dadurch etwas Gemütliches in die Darstellung kommen, es kann der Eindruck des behaglichen Sichgehenlassens, des zwanglosen Plauderns erweckt werden — es kann aber auch der Eindruck des Gemachten entstehen. Und Gansberg

und Eildermann ist es nicht gelungen, diesen Eindruck zu vermeiden.

Gansbergs und Eildermanns Buch ist wahrscheinlich stark beeinflußt durch Berthold Ottos (geb. 1859) Bestrebungen. Otto begann seine schriftstellerische Tätigkeit mit sozialpolitischen Schriften: Die sozialdemokratische Gesellschaft, was sie kann und was sie nicht kann (1893), Der Umsturz (1896). Dann schrieb er 1898 Die Schulreform im 20. Jahrhundert, dem 1901 der Lehrgang der Zukunftsschule folgte. Beide Schriften verlangen eine gründliche Umgestaltung des Unterrichtsbetriebes. An die Jugend wandte sich Otto zuerst mit seinen Lateinbriefen (1898 bis 1900) und mit Fürst Bismarcks Lebenswerk (1899). 1901 begründete er die Zeitschrift Der Hauslehrer, worin er politische, soziale und ökonomische Tagesfragen behandelte, im 1. Jahrgang z. B. den Leipziger Bankkrach, die Polenfrage, den Burenkrieg u. a. Ferner enthält der Hauslehrer Artikel über naturwissenschaftliche, geographische, geschichtliche, philosophische Fragen, Anleitungen zum Selbstunterrichten u. a. m. Und dann enthält noch der 1. Jahrgang die Sage vom Dr. Heinrich Faust (d. i. der Goethesche Faust, beide Teile), der Jugend und dem Volk erzählt. — Uns interessiert hier das eine: daß Otto seine Artikel in einer Sprache schreibt, die der kindlichen Sprechsprache angenähert ist, ja, „wo starke sachliche Schwierigkeiten vorliegen, wird die kindliche Sprechsprache ohne jede Annäherung an die Schriftsprache festgehalten“ (Otto, Anrede an Eltern, Lehrer und Erzieher). In späteren Jahrgängen des Hauslehrers hat Ottos Tochter Helene Otto (jetzt Hel. Pannwitz, geb. 1887) die Odyssee, die Ilias, die Nibelungen und Äneis in der Sprache der Zehnjährigen erzählt, und eine Reihe Gedichte (Zauberlehrling, Erlkönig u. a.) und Märchen in die Sprache der Achtjährigen übertragen. Otto hat für die Sprechsprache der verschiedenen Altersstufen den Ausdruck Altersmundart geprägt.

Otto hat mit seinen Bestrebungen eine Reihe begeisterter Anhänger gefunden, von denen wir die folgenden nennen:

Franz Lichtenberger und Karl Röttger, die Herausgeber des Heiligen Gartens (Beiträge zur Ästhetik der Kindheit); Rudolf Pannwitz und Otto zur Linde, die Herausgeber des Charon, einer Monatsschrift für Dichtung, Philosophie und Darstellung. — Aber wie bei allem Neuen ist auch scharfer Widerspruch nicht ausgeblieben, und auch wir können uns nicht mit allem befreunden, was Otto in seinem Hauslehrer bietet. Wir halten seine Darstellung politischer und wirtschaftlicher Fragen für zu breit und weitschweifig, weit über das Interesse der allermeisten Kinder hinausgehend. Die Umformungen fremder Dichtungen bedeuten uns eine Zerstörung des Kunstwerks, und die Anwendung der Altersmundart in der Schriftsprache der Erwachsenen wirkt auf uns als Manier in der Darstellung[1]).

Damit haben wir die Produktion auf dem Gebiet der Jugendlektüre bis in die Gegenwart verfolgt, und wir kommen zum letzten Abschnitt unserer Arbeit: zur Geschichte der Kritik der Jugendschrift.

Erzählung: Zeittafel.

Ca. 1400 Der Seele Trost.
1435 Conrad von Drangolsheim, Reimkalender.
1551 Wickram, Gabriotto und Reinhard.
1555 Wickram, Der jungen Knaben Spiegel.
1558 Wickram, Buch von den 7 Hauptlastern.
Ende des 16. Jh. Rollenhagen, Der Froschmeuseler.
1714 Hübner, Biblische Historien.
1719 Defoe, Robinson.
1731—1743 Schnabel, Ludw., Wunderliche Fata einiger Seefahrer.
1753—1764 Miller, J. P., Moralische Erzählungen.
1770—1772 Benzler, Fabeln f. Kinder (aus Gellert, Lichtwer u. a.).
1771 Böckh, Wochenschrift zum Besten d. Erziehung u. der Jugend.

1) Eine eingehende Begründung findet sich in H. L. Köster, „Kritische Betrachtungen über Hauslehrerbestrebungen und Altersmundart“, Leipzig 1907 (0,50 M.). Dazu die Antwort Ottos in der Beilage zum Hauslehrer 14. Juli 1907.

1771 **Basedow**, Kleines Buch für Kinder aller Stände.
1772—1774 **Adelung**, Leipziger Wochenblatt für Kinder.
1772 **Weiße**, Neues Abcbuch.
1773 **Rochow**, Bauernfreund (I. Teil, später „Kinderfreund“).
1775 **Weiße**, Kinderfreund.
1776 **Rochow**, Bauernfreund (II. Teil, von jetzt an „Kinderfreund“).
1776 **Schummel**, J. G., Kinderspiele und Gespräche.
1776 **Feddersen**, Lehrreiche Erzählungen a. d. bibl. Gesch. f. Kinder.
1777 **Feddersen**, Beispiele der Weisheit und Tugend. a. der Weltgeschichte.
1778—1787 **Salzmann**, Unterhaltungen für Kinder u. Kinderfreunde.
1778 **Campe**, Neue Methode, Kinder auf eine leichte und angenehme Weise lesen zu lehren.
1779ff. **Campe**, Kinderbibliothek.
1779 **Wezel, Karl**, Robinson Crusoe (freie Bearbeitung).
1779 **Campe**, Robinson Crusoe.
1782ff. **Becker**, Deutsche Zeitung f. d. Jugend.
1782ff. **Campe**, Entdeckung Amerikas.
1784 **Weiße**, Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes.
1784 **Unger, Fried. Helene**, „Julchen Grünthal“, eine Pensionsgeschichte.
1784—1793 **Salzmann**, Reisen der Salzmannschen Zöglinge.
1785 **Gellert**, Ein Lesebuch für Kinder in Familiengesprächen.
1785ff. **Campe**, Merkwürdige Reisebeschreibungen.
1786 **Herder u. Liebeskind**, Palmblätter, I. Teil.
1788 **Herder u. Liebeskind**, Palmblätter, II. Teil.
1795 **Lossius**, C. Fr., Gumal und Lina.
1799 **Glatz**, J., Familiengemälde u. Erzählungen f. d. Jugend.
1799 **Löhr**, A. Chr., Kleine Geschichten und Erzählungen.
1801 **Schmid**, Chr. v., Bibl. Geschichten f. Kinder.
1801 **Löhr**, A. Chr., Kleine Plaudereien für Kinder.
1801 **Glatz**, J., Kleine Geschichten u. Erzählungen f. d. Jugend.
1802 **Jacobs**, Friedr., Alwin und Theodor.
1805 **Salzmann**, Ernst Haberfeld.
1807 **Glatz**, J., Moralische Gemälde f. d. gebildete Jugend.
1808—1811 **Hebel**, J. P., Rheinländischer Hausfreund.
1809 **Glatz**, J., Die Kinderwelt in Bild und Erzählung.
1810 **Salzmann**, Josef Schwarzmantel.
1810 **Löhr**, A. Chr., Ludwig und seine Gespielen.
1812 **Jacobs**, Fr., Rosaliens Nachlaß.
1814 **Glatz**, J., Die guten Kinder.

1814—1815 **Hebel**, J. P., Rheinischer Hausfreund.
1816 **Schmid**, Chr. v., Ostereier.
1817 **Glatz**, J., Kleine Romane f. d. Jugend.
1818 **Schmid**, Chr. v., Heinrich v. Eichenfels.
1818 **Wilmsen**, Fr. Ph., Kleine Geschichten f. d. Kinderstube.
1819 **Löhr**, A. Chr., Die Familie Oswald.
1819 **Schmid**, Chr. v., Genovefa.
1820 **Glatz**, J., Minona.
1820 **Jacobs**, Fr., Feierabende in Mainau.
1820 **Schmid**, Chr. v., Rosa von Tannenburg.
1823—1829 **Schmid**, Chr. v., Erzählungen f. Kinder u. Kinderfreunde. 4 Bde.
1823 **Schoppe**, A., Abendstunden der Familie Hold.
1824 **Löhr**, A. Chr., Anekdotenbüchlein.
1825 **Schoppe**, A., Die Familie Ehrenstein.
1825 **Jacobs**, Fr., Ährenlese a. d. Tagebuch des Pfarrers zu Meinau.
1826 **Hauff**, W., Lichtenstein.
1826 **Aurbacher**, Volksbüchlein.
1827 **Schoppe**, A., Bunte Bilder a. d. Jugendleben.
1828 **Schmid**, Chr. v., Eustachius.
1829 **Glatz**, J., Maria, oder das unglückliche Mädchen.
1830 **Bauberger**, Wilh., Die Beatushöhle.
1830 **Schmid**, Chr. v., Der gute Fridolin u. d. böse Dietrich.
1831 **Schoppe**, A., Iduna (Erzähl., Märchen, Sagen).
1833 **Nieritz**, G., Die Schwanenjungfrau, e. belehrende Sage nach Musäus.
1833 **Schmid**, Chr. v., Kleine lehrreiche Geschichten für Kinder.
1834 **Schmid**, Chr. v., Der Weihnachtsabend.
1834 **Nieritz**, G., Alexander Menzikoff. — Betty u. Toms. — Der kleine Bergmann oder Ehrlich währt am längsten.
1834 **Koch**, Rosalie, Das Blumenkörbchen, lehrreiche Kindergedichte.
1835 **Nieritz**, G., Der Druckfehler. — Die Wunderpfeife oder d. Kinder v. Hameln.
1836 **Koch**, Rosalie, Immortellen, 6 Erzählungen.
1837 **Nieritz**, G., Der blinde Knabe. — Der Abenteurer wider Willen u. a.
1838 **Nieritz**, G., Der junge Trommelschläger und der gute Sohn u. a.
1839 **Hauwald**, Chr. E. v., Kleine Erzählungen und Schauspiele.

1839 Schmid, Chr. v., Kurze Erzählungen.
Nieritz, G., Der stille Heinrich. — Die Pilger und der Lindwurm oder die Erfindung des Schießpulvers u. a.
Koch, Rosalie, Himmelsschlüsselchen, moral. Erzähl. f. d. gebildete Jugend u. a.

1840 Nieritz, G., Jugendbibliothek, 1. Jahrg. — Die protestantischen Salzburger u. a.

1841 Nieritz, G., Gutenberg. — Clarus u. Maria. — Die Geschwister u. a.
Koch, Rosalie, Maiblümchen, Erz. u. Ged.

1842 Stein, A., Blüten, kl. Erz. f. freundl. Kinder u. a.
Nieritz, G., Der Johannistopf. — Der Bettelvetter u. a.
Niebuhr, B. G., Griechische Heroengeschichten.
Hoffmann, Franz, 150 moral. Erz. f. kl. Kinder. — Die Familie Waldemar, e. Robinsonade.
Stöber, K., Das Elmthäle.

1843 Nieritz, G., Glück auf. — Fedor u. Luise oder die Sünde der Tierquälerei u. a.
Hoffmann, Fr., Jacob Ehrlich. — Wenn die Not am größten ist Gottes Hilfe am nächsten u. a.
Gumpert, Th. v., Der kleine Vater u. d. Enkelkind.
Barth, Chr. G., Kleinere Erz. f. d. christl. Jugend.
Hibeau, L., Erzählungen f. reifere Knaben (Der Schmiedelehrling, Thomas Holzendorf, Freundschaft u. Kindesliebe) u. a.
Koch, Rosalie, Knospen. — Vergißmeinnicht.
Stöber, K., Das Branntweintrinken u. s. Folgen.

1844 Hoffmann, Fr., Erziehung durch Schicksale. — Gullivers Reisen f. d. Jgd. u. a.
Stöber, K., Der Schneider v. Gastein.
Nieritz, G., Die Belagerung von Freiberg u. a.

1845 Hoffmann, Fr., Arm u. Reich. — Loango, eine Negergeschichte. — Narramatta u. Conanchet (nach Cooper).
Koch, Rosalie, Asträa, Novellen f. d. reif. weibl. Jgd. — Rübezahl.
Nieritz, G., Hans Egede u. a.
Stein, A., 50 Kinderbriefe für kleine Kinder.
Schmidt, Ferd., Erste Erzählungen.

1846 Nieritz, G., Der kleine Eskimo u. d. Trompete u. a.
Stein, A., 52 Sonntage oder Tagebuch dreier Kinder.
Schmid, Chr. v., Mathilde u. Wilhelmine, die ungleichen Schwestern.
Barth, Chr. G., Erzählungen für Christenkinder.
Hoffmann, Fr., Deutscher Jugendfreund, 1. Jahrg. — Der verlorene Sohn u. a.

1847 Wildermuth, O., Jungfer Mine.
Schmid, Chr. v., Waldomir.
Hoffmann, Fr., Wer Sünde tut, ist der Sünde Knecht u. a.
Stöber, K., Kalendergeschichten. — Der Kuchenmichel.
Schmidt, F., Die glückliche Insel od. Armut u. Reichtum.
1847—1849 Gumpert, Th. v., 10 Erzählungen a. d. Kinderwelt (Der Bettelknabe u. a.).
1848 Schmid, Chr. v., Adelheid v. Thalheim.
1848ff. Horn, W. O. v., Die Spinnstube (ein Volksblatt).
1849 Braun, Isabella, Bilder a. d. Natur.
Stein, A., Bilder a. d. Kinderleben.
Hoffmann, Fr., Eigensinn u. Buße u. a.
Nieritz, G., Das neue Aschenbrödel u. a.
Koch, Ros., Maiblumen, Erz. u. Nov.
1850 Schmid, Chr. v., Florentin Walther.
Barth, Chr. G., Der C-Bund.
Braun, Isabella, Kleine Geschichten.
Averdieck, E., Karl u. Marie.
1851 Hoffmann, Fr., Die Großmutter u. a.
Nieritz, G., Die Ausgestoßene u. a.
Koch, Ros., Fritz Herold od. d. Versuchung u. a.
Stöber, K., Der Erzähler aus dem Altmühltale.
Stein, A., Lebensbuch f. Mädchen u. a.
Baron, R., Julius u. Maria oder der kindl. Liebe Macht u. Heiterkeit u. a.
Schmidt, F., Ein höheres Gericht od. die junge Griechin am Hofe Neros. — Jugendbibliothek: I. Jahrg., 4 Bände.
Averdieck, E., Roland und Elisabeth. 2. Teil von Karl und Marie.
1852 Stein, A., Tagebuch dreier Kinder (Fortsetzung von 52 Sonntage). — Mariens Tagebuch (Fortsetzung von 52 Sonntage).
Hoffmann, Fr., Abenteuer zu Wasser und zu Lande.
Baron, R., Fioritza, das Räubermädchen.
Schmidt, F., Hermann u. Thusnelda u. a.
Nieritz, G., Der Kanarienvogel u. a.
Gumpert, Th. v., Mutter Anne u. ihr Gretchen.
Braun, Isabella, Helden des Christentums.
Schubert, G. H., Kleine Erzählungen f. d. Jugend.
1853 Baron R., Das Christfest der Familie Frommhold u. a.
Wildermuth, O., Aus der Kinderwelt.

1853 Gumpert, Th. v., Der Heckpfennig.
Horn, W. O. v., Das Erdbeben von Lissabon. — Der Brand von Moskau u. a.
Hoffmann, Fr., Frisch gewagt ist halb gewonnen u. a.
Koch, Ros., Segen e. relig. Erziehung.
1854 Hibeau, L., Kleine Jugendbibliothek, 1. Band.
Schmid, Chr. v., Die Früchte der guten Erziehung.
Braun, Isabella, Mutterliebe u. Muttertreue u. a.
Horn, W. O. v., Blücher. — Von den 2 Savoyardenbüblein u. a.
Hoffmann, Fr., Ansiedler in der Prärie u. a.
Hibeau, L., Der Sinai.
Schmidt, F., Epheuranken. — Fichtes Jugendleben.
Ruhkopf, Julie, Jugendnovellen.
Nieritz, G., Edelmann und Bauersmann u. a.
1855ff. Gumpert, Th. v., Das Töchteralbum.
1855 Horn, W. O. v., Der Strandläufer u. a.
Baron, R., Zwei feindliche Brüder u. a.
Schmidt, F., Homers Odyssee u. a.
Hoffmann, Fr., Aus allen Weltteilen u. a.
Koch, Ros., Der Eselsjunge.
1856ff. Gumpert, Th. v., Herzblättchens Zeitvertreib.
1856 Horn, W. O., v. Die Vergeltung u. a.
Ruhkopf, Julie, Schlüsselblumen u. a.
Hoffmann, Fr., Der Ansiedler am Strande u. a.
Baron, Rich., Die Überschwemmung.
1856—1860 Schmidt, F., Götter-Helden.
1857 Braun, Isabella, Dorfgeschichten. — Wahre Geschichten.
Horn, W. O. v., Ziethen. — Vormund und Mündel.
Schmidt, F., Homers Iliade.
Hoffmann, Fr., Dienst um Dienst u. a.
1858 Schmidt, F., Aus d. Jugendzeit d. gr. Kurfürsten u. a.
Hoffmann, Fr., Der Strand-Müller u. a.
Baron, Rich., Kalifornien u. d. Heimat u. a.
Horn, W. O. v., Die Belagerung v. Wien.
1859 Schmidt, F., Der Schiffskapitän u. a.
Ruhkopf, Julie, Undank ist der Welt Lohn u. a.
Averdieck, E., Lottchen u. ihre Kinder.
Hoffmann, Fr., Fritz Heiter u. a.
Horn, W. O. v., Carl Friedericus Kriegsfahrten anno 1813—1814.
Koch, Ros., Die Wintermuhme.
1860 Morgenstern, Lina, Hundert Erzählungen a. d. Kinderwelt.

1860 **Braun, Isabella**, Durch Leid zur Freude u. a.
Hoffmann, Fr., Die Bahn d. Lasters u. a.
Baron, Rich., Der Schmuck der Mutter.
Horn, W. O. v., Der Engel des Gefangenen u. a.
Herchenbach, Ein Weißer unter den Wilden Afrikas u. a.
Cron, Clara, Mädchenleben.
1861 **Wildermuth, O.**, Aus Schloß und Hütte.
Nieritz, G., Die Pulververschwörung u. a.
Ruhkopf, Julie, Zur Großmutter.
Hoffmann, Fr., Gullivers Reisen u. a.
Horn, W. O. v., Der Gaucho.
Koch, Ros., Gedenke mein.
Herchenbach, Die Wahnsinnige u. a.
Cron, Clara, Magdalenens Briefe.
1862 **Morgenstern, Lina**, Kleine Menschen.
Schmidt, F., Macbeth u. a.
Hoffmann, Fr., Der Bekehrte u. a.
Horn, W. O. v., Hualma, die Peruanerin u. a.
Herchenbach, Die Jungfer Kunigunde Wohlgemut o. der Teufel des Geizes u. a.
1863 **Schmidt, F.**, Der 7jährige Krieg u. a.
Hoffmann, Fr., Unter der Erde. u. a.
Horn, W. O. v., Franz Drake u. a.
Helm, Clementine, Backfischchens Leiden u. Freuden.
Cron, Clara, Die Schwestern.
1864 **Vollmar, Agnes**, Das Pfarrhaus im Harz.
Hibeau, L., Episode a. d. Jahre 1813.
Schmidt, F., Der 30jähr. Krieg in 4 Erzählungen u. a.
Hoffmann, Fr., Die Auswanderer u. a.
Baron, Rich., Aus dem Leben der Schule u. a.
Horn, W. O. v., James Cook.
Herchenbach, Geld ist des Teufels Helfer u. a.
1865 **Hibeau, L.**, Großbeeren.
Hiltl, G., Gefahrvolle Wege.
Schmidt, F., Die Hohenstaufen und ihre Zeit u. a.
Hoffmann, Fr., Arbeit = Geld.
Baron, Rich., Trudchen, das Waisenkind u. a.
Horn, W. O. v., Eroberung v. Constantinopel u. a.
Herchenbach, Die Falschmünzer u. a.
Cron, Clara, Das Vaterunser.
1866 **Stöber, K.**, Geschichten a. d. Altmühltal.
Schmidt, F., Die Befreiung Schleswig-Holsteins von der Fremdherrschaft u. a.
Baron, Rich., Der Krieg 1866.

1866 Herchenbach, Königin Hildegard oder der Sieg d. Unschuld üb. d. Bosheit u. a.
Otto, Fr., Der große König u. sein Rekrut.
1867 Kleinschmidt, A., Erste Erzählungen.
Vollmar, Agnes, Drei Weihnachtsabende.
Hiltl, G., Der Kammerdiener des Kaisers.
Schmidt, F., G. Washington.
Hoffmann, Fr., Volksmärchen nach Musäus.
Baron, Fr., Ein Landwehrmann.
Frommel, E., A. d. Familienchronik e. geistlichen Herrn.
Horn, W. O. v., Ernst der Fromme.
Koch, Ros., Libelle u. a.
Naveau, Thekla, Institutsbilder.
Cron, Clara, Mary.
1868 Schmidt, F., Benjamin Franklin u. a.
Hoffmann, Fr., Der Eisenkopf.
Herchenbach, Wilh., Die Elenden u. a.
Schupp, Ottokar, Kloster Arnstein u. a.
Werner, Reinh., Das Buch v. d. nordd. Flotte.
Follenius, Sophie v., Einsam u. arm.
Cron, Clara, Prüfungen.
1869 Kleinschmidt, A., Aus Deutschlands Vergangenheit.
Schmidt, F., E. M. Arndt u. a.
Hoffmann, Fr., Die Gefahren der Wildnis.
Frommel, E., Heinerle vom Lindelbronn.
Koch, Ros., Die Posttasche.
Helm, Clementine, Schloß Herzberg.
Herchenbach, Wilh., König Amalrich u. a.
Schupp, Ottokar. Peters Reise n. Japan u. a.
Cron, Clara, Goldene Mitte.
1870 Amerlan, Frida, Kindergeschichten.
Baron, Rich., Geschwister Freud u. Leid.
Cron, Clara, Lebensbilder.
Hoffmann, Fr., Fleiß — Trägheit.
Herchenbach, Wilh., Agnes Bernauer u. a.
Hattler, Frz., Garten des Herzens Jesu.
Koch, Ros., Weiße Rose.
Otto, Franz, Napoleon Bonaparte.
Schmidt, F., Der Franzosenkrieg u. a.
Schupp, Ottokar, Gneisenau u. a.
1871 Baron, Rich., Der Deutschen Krieg und Sieg 1870/71.
Frommel, E., In 2 Jahrhunderten.
Hoffmann, Fr. L. v., Beethoven, e. Erz.
Höcker, O., Soldatenleben im Kriege 1870/71.

1871 **Höcker, O. u. Otto, Franz,** Das große Jahr 1870.
Höcker, Gustav, Der Krieg 1870/71.
Helm, Clementine, Die Brieftaube u. a.
Herchenbach, Wilh., Der Geizhals u. a.
Nieritz, Gust., Der Kaufmann v. Venedig.
Otto, Frz., Das Buch v. alten Fritz. — Aus dem Tabakskollegium.
Schupp, Ottokar, Der Fuhrmannsjunge im Krieg.
Thalheim, Luise, Maientage des Lebens.

1872 **Hiltl, G.,** Der alte Derflinger u. s. Dragoner.
Hoffmann, Fr., Hirt u. Flüchtling u. a.
Höcker, O., Es ist nichts so fein gesponnen. — Der arme Hilfsschreiber.
Herchenbach, Wilh., Unrecht Gut gedeihet nicht u. a.
Nieritz, G., Der Kuhhirte von Ogersheim.
Naveau, Thekla, Der Tannenhof.
Schupp, Ottokar, Das Büchlein vom Vater Arndt u. a.
Vollmar, Agnes. Das Pfarrhaus in Indien.

1873 **Hoffmann, Fr.,** Don Quichote u. a.
Höcker, O., Ein treuer Freund ist eine starke Stütze u. a.
Helm, Clementine, Das Kränzchen.
Nieritz, G., Des Reichtums Not.
Otto, Frz., Geschichten vom alten Fritz.
Schmidt, Ferd., Der Christbaum u. a.
Schupp, Ottokar, Friedrich Wilhelm, d. gr. Kurfürst.
Wörishöffer, S., Robert des Schiffsjungen Fahrten u. Abenteuer.

1874 **Baron, Rich.,** Deutscher Mut in jungem Blut (70—71).
Hoffmann, Fr., Gute Kameraden u. a.
Höcker, O., General Werther u. a.
Helm, Clementine, Frau Theodora.
Herchenbach, Wilh., Der Austernsee. — Die Bettlerin von Rovignavo. — Die drei Blutstropfen. — Der Bootsführer u. a.
Koch, Ros., Neue Bilder u. a.
Morgenstern, Lina, Plauderstunden.
Nieritz, G., Großmutter u. Enkel.
Roth, R., Der Burggraf u. s. Schildknappe.
Schmidt, Ferd., Moses Mendelssohn.
Thalheim, Luise, Aus der Jugendzeit u. a.
Werner, Reinh., Das Buch von der deutschen Flotte.

1875 **Bourset, Ad.,** Die Bahn durch d. Urwald.
Baron, Rich., Erzählungen zum 4. Gebot.
Frommel, E., In des Königs Rock. — Aus dem untersten Stockwerk.

1875 Hiltl, G., Preuß. Königsgeschichte.
Hoffmann, Fr., Gute Seelen u. a.
Höcker, O., Die Furcht v. der Arbeit u. a.
Helm, Clementine, Prinzeß Eva.
Koch, Ros., Spiel u. Arbeit.
Roth, Rich., Kaiser, König u. Papst.
Schmidt, Ferd., Berliner Bilder u. a.
Schupp, Ottokar, Im Eise u. a.
1876 Bourset, Ad., Wenn man eigensinnig ist.
Hoffmann, Fr., Nur immer gerade durch u. a.
Höcker, O., Eine dunkle Tat (Nach Dickens).
Helm, Clementine, Vater Carlets Pflegekind (Nach Josephine Colomb).
Herchenbach, Wilh., Geld ist des Teufels Helfer u. a.
Koch, Ros., Die Kinderzeit.
Ohly, E., Aus dem Leben berühmter Künstler.
Peregrina, Cordula, Gesch. d. hl. Notburg.
Seeburg, Franz v., Die Nachtigall.
Schupp, Ottokar, Im Busch u. a.
1877 Bonnet, J., Auf Adlersflügeln u. a.
Diehl, Peter, Erzählungen a. d. Kinderleben u. a.
Hoffmann, Fr., Der Bösen Bahn u. a.
Höcker, O., Bleibe im Lande u. a.
Helm, Clementine, Dornröschen u. Schneewittchen. Erz. f. junge Mädchen.
Hattler, Franz, Kathol. Kindergarten (Legenden).
Roth, R., Richard Löwenherz u. s. Paladin.
Schmidt, Ferd., Königin Luise.
Sonnenburg, Ferd., Der Bannerherr v. Danzig.
Schupp, Ottokar, Der Hexenmüller a. d. Wisper u. a.
Würdig, L., Ein Suave. — 1813 u. 1870 oder alte und junge Garde.
1878 Bourset, Ad., Türkenjörg.
Bonnet, J., Die Ansiedler i. d. Felsengebirgen u. a.
Hoffmann, Fr., Die Kinder sollen dankbar sein den Eltern.
Höcker, O., Fitzpatrick, der Trapper u. a.
Helm, Clementine, Das vierblätterige Kleeblatt.
Herchenbach, Wilh., Armin u. a.
Schmidt, Ferd., Fürst Bismarck.
Sonnenburg, Ferd., Der Goldschmied v. Elbing.
Schupp, Ottokar, Die Eroberung Wiesbadens 1282 u. a.
Seeburg, Franz v., Der ägyptische Josef.
Weinland, D. F., Rulaman.

1879 Bourset, Ad., Der Indianer Prophet.
Bonnet, J., Eine Jagd nach dem Glück u. a.
Hoffmann, Fr., Die Eroberung v. Mexiko u. a.
Helm, Clementine, Doris u. Dora (Nach Josephine Colomb).
Höcker, O., Das Ahnenschloß. 1. u. 2. Bd.
Herchenbach, Wilh., Der Bannerherr v. Luxemburg u. a.
Jahnke, Jürgen Wullenweber.
May, K. u. Fr. C. v. Wickede. Im fernen Westen.
Pichler, Luise, Der Schreckenstag v. Weinsberg.
Schupp, Ottokar, Der Flüchtling im Steinthal u. a.
Spyri, Joh., Heimatlos. — Aus Nah und Fern.
Weinland, D. F., Kunning Hartfest.
1880 Cron, Clara, Der Weg zum Glück u. a.
Dittmar, Frz., Ein deutscher Knabe.
Fogowitz, A. H., Durch Kampf zum Sieg.
Höcker, O., Das Ahnenschloß. 3. u. 4. Bd.
Helm, Clementine, Unterm Schnee erblüht.
Herchenbach, Wilh., Die Branntweinpest u. a.
Pajeken, F., Bob, der Fallensteller.
Proschko, Hermine, 2 Erzählungen.
Peregrina, Cordula, Anna.
Roth, R., Gott bracht es an den Tag.
Schupp, Ottokar, Der Fürst u. s. Hofprediger.
Spyri, Joh., Heidis Lehr- und Wanderjahre.
Seeburg, Franz v., Gottesraub u. Gottesfluch u. a.
Vollmar, Agnes, Unterwegs u. zu Hause.
Werner, R. v., Erinnerungen u. Bilder a. d. Seeleben.
Würdig, L., Wohltun trägt Zinsen.
Wörishöffer, S., Das Naturforscherschiff.
1881 Bonnet, J., Des Feldscherers Wanderschaft.
Cron, Clara, Im Hause des Herrn Geheimrat.
Fuhrmann, Max, Eine Nacht in der Prärie.
Fogowitz, A. H., Treuherz oder Trapper und Steppenräuber.
Garlepp, Bruno, Königin Luise. — Die Kornblume von Paretz.
Giehrl, Emmy, Meister Friedolin. — Paradiesblumen.
Herchenbach, Wilh., Der Altertümler u. a.
Hoffmann, Fr., Die Belagernug von Boston, frei nach Cooper.
Helm, Clementine, Der Weg zum Glück.
Hattler, Franz, Blumen a. d. kath. Kindergarten.
Jahnke, H., Up ewig ungedeelt.

1881 Köppen, F. v., Geschichtsbilder aus 5 Jahrzehnten.
Seeburg, Franz v., Ehre Vater und Mutter.
Schupp, Ottokar, Dudo und Rüdelin.
Schmidt, Ferd., Frauengestalten.
Spyri, Joh., Heidi kann brauchen.
Wörishöffer, S., Auf dem Kriegspfad.
Würdig, L., Durch Nacht zum Licht u. a.
1882 Augusti, Brig., Mädchenlose.
Cron, Clara, Eugenie u. ihr Schützling u. a.
Fuhrmann, Max, Erlebnisse unter Sklavenjägern.
Garlepp, Bruno, Kurfürst u. Bauernsohn.
Giehrl, Emmy, Mariahilf.
Helm, Clementine, Leni v. Hohen-Schwangau.
Höcker, O., Dämonen im Bauernhof u. a.
Jahnke, H., Bienenfleiß u. Bienensegen.
Schwahn, Ottilie, Emmy u. Hannchen.
Schupp, Ottokar, Die Brüder u. a.
Spillmann, Joseph, Vom Kapland zum Sambesi.
Seeburg, Franz v., Josef Haydn.
Spyri, Joh., Kurze Geschichten.
Schmidt, Ferd., Bilder a. d. Freiheitskriegen.
Werner, Reinh., Berühmte Seeleute. I. Bd.
1883 Bonnet, J., Der Einarm oder d. Zeitungsjunge v. Hamburg u. a.
Cron, Clara, Mädchenleben u. a.
Fuhrmann, M., Am Saskotschenau u. a.
Giehrl, Emmy, Rudolf.
Höcker, O., Der Bauernbaron u. a.
Helm, Clementine, Ellchen Goldhaar.
Köppen, F. v., Lebensbilder Hohenzollernscher Fürstinnen.
Roth, R., Recht besteht, Unrecht vergeht. — Stanleys Reise.
Rhoden, Emmy. v., Lenchen Braun.
Seeburg, Franz v., Du sollst nicht falsches Zeugnis geben.
Schmidt, Ferd., Bilder aus der Zeit Friedrich Wilhelm III.
Spyri, Joh., Wo Gritlis Kinder hingekommen sind.
Würdig, L., Der alte Blücher.
Wuttke-Biller, E., Puppenfamilie u. a.
Wörishöffer, S., Das Buch v. braven Mann.
1884 Bonnet, J., Der Amerikaner u. a.
Cron, Clara, Die Geschwister.
Fogowitz, A. H., Olitopada, die schöne Waldblume.

1884 **Follenius, Sophie v.**, Wie sie sich finden u. a.
Helm, Clementine, Professorentöchter.
Herchenbach, Wilh., Abelung, der Zwergenkönig.
Höcker, O., Arndt, Körner u. a. Biographien.
Köppen, F. v., Wrangel.
Kniest, Ph., Von der Wasserkante.
Ohorn, A., Marschall Vorwärts.
Seeburg, Franz v., Der Hexenmüller v. Würzburg u. a.
Spyri, Joh., Gritlis Kinder kommen weiter.
Schmidt, Ferd., Frei vom Dänenjoch.
Wuttke-Biller, E., Heinz, der Lateiner.
Wörishöffer, S., Kreuz u. quer durch Indien.

1885 **Amerlan, Frida**, Ersungen.
Cron, Clara, Das Glückskind.
Höcker, O., Ehrlich u. geradeaus.
Herchenbach, Wilh., Arbeit bringt Segen.
Jahnke, H., Kurbrandenburg in Afrika.
May, Karl, Die Wüstenräuber.
Niemann, A., Das Geheimnis der Mumie.
Rhoden, Emmy. v., Der Trotzkopf.
Schmidt, Ferd., Der Rittmeister u. a.
Schupp, Ottokar, Erz. aus d. Z. d. Raubritter. — Die Rache ist mein.
Spillmann, Joseph, Rund um Afrika.
Wuttke-Biller, E., Feurige Kohlen u. a.
Wörishöffer, S., Gerettet aus Sibirien.

1886 **Bonnet, J.**, Der Gondelier v. Venedig u. a.
Fogowitz, A. H., Die Kriegskorsaren v. St. Malo.
Höcker, O., Friedrich d. Große.
Helm, Clementine, Die Glücksblume v. Capri.
Herchenbach, W., Der Richter Hugo v. Heringen.
Niemann, A., Das Flibustierbuch.
Sohnrey, H., Friedesinchens Lebenslauf.
Spyri, Joh., Was soll dann aus ihr werden.
Sonnenburg, Ferd., Auf der Grenzwacht.
Schupp, Ottokar, Unter den Menschenfressern von Borneo.
Seeburg, Franz v., Marie als Friedensstifterin.
Werther, W., Kleine moral. Erzählungen.
Wörishöffer, S., Durch Urwald u. Wüstensand.

1887 **Augusti, Brig.**, Pfarrhaus zu Tannenrode.
Bonnet, J., Die Chinesenflotte u. a.
Cron, Clara, Der Liebling.
Falkenhorst, C., In Kamerun, Zugvogels Reise- und Jagdabenteuer.

1887 Fogowitz, A. H., Das Landhaus am Donaustrand u. a.
Follenius, Sophie v., Schloß Hartenfels.
Höcker, O., Im Felsengebirge.
Helm, Clementine, Die Stiefschwester.
Herchenbach, W., Johannes Ebert.
Heyer, Franz, Kaiser Conrad II., Heinrich III.
Ille-Beeg, Marie, Schulmädchengeschichten.
Jahnke, H., E. v. Rochow.
Lakowitz, W., Friedrich d. Große im siebenj. Kriege.
Schmidt, Ferd., Otto IV. m. d. Pfeil u. a.
Schupp, Ottokar, Theobald.
Wörishöffer, S., Lionel Forster, der Quarteron.
Wuttke-Biller, E., Die Macht des Goldes u. a.
1888 Augusti, Brig., Die letzten Maltheims.
Blüthgen, V., Der Weg zum Glück.
Eynatten, Carola v., Die echte Christin.
Falkenhorst, C., Der Zauberer v. Kilimandscharo u. a.
Fogowitz, A. H., Märchen und Sagen aus Nord u. Süd.
Garlepp, Bruno, Bis zum Kaiserthron u. a.
Giese, Martha, Stadtrats Ully.
Herchenbach, W., Der Findling v. Odessa.
Höcker, O., Am Hofe der Medici.
Helm, Clementine, Klein Dinas Lehrjahre.
Heyer, Franz, Heinrich IV. u. a.
Jahnke, H., Wilhelm der Siegreiche.
Kleinschmidt, A., Germaniens Befreiung v. Römerjoch.
Köppen, F. v., Moltke.
Lakowitz, W., Erlebnisse eines Knaben 1870/71 u. a.
May, Karl, Die drei Feldmarschalle.
Pederzani-Weber, Der Einsiedler v. St. Michael.
Spyri, Joh., Arthur u. Squirell.
Schmidt, Ferd., Mönch u. Ritter.
Schupp, Ottokar, Vom Rhein zur Donau.
Tanera, O. C., Der Krieg 1870/71.
Wuttke-Biller, E., Ein Mann, ein Wort u. a.
Wörishöffer, S., Die Diamanten d. Peruanero.
1889 Amerlan, Frida, Fürs fröhl. Mädchenherz.
Augusti, Brig., Die Erben v. Scharfeneck.
Cron, Clara, Die Erbin v. Falkenhof u. a.
Carlowitz, A. v., Harmlose Geschichten.
Fogowitz, A. H., Der blaue Habicht u. a.
Falkenhorst, C., Sturmhaken.
Garlepp, Bruno, Von Babelsberg bis Friedrichskron.
Höcker, O., Der Fährtensucher u. a.

1889 **Heyer, Franz**, Die Hohenstaufischen Brüder u. a.
Herchenbach, W., Ellen, eine Indische Königin u. a.
Halden, Elisabeth, Reseda.
Helm, Clementine, Vom Backfisch zur Matrone.
Jahnke, H., Wilhelm II. — Bismarck.
Köppen, F. v., Fürst Bismarck.
Proschko, Hermine, Aus der Heimat.
Pederzani-Weber, Götz v. Berlichingen.
Peregrina, Cordula, Lilie d. hl. Antonius.
Spyri, Joh., Was aus ihr geworden ist.
Schupp, Ottokar, Kaiser Wilhelm I.
Seeburg, Franz v., Das Herrgottskind.
Silling, M., Familie Schrötter.
Tiemann, Herm., Der Erbe v. Stubeckshorn.
Tanera, O. C., An der Loire u. Sarthe.

1890 **Bahmann, R.**, Mit Gott für König u. Vaterland.
Bonnet, J., Im Banne des Löwen.
Cron, Clara, Die Auserwählte.
Falkenhorst, C., Abenteurer (Entdeckungsreisen).
Fogowitz, A. H., Der Erbe v. Humpry-Court.
Grundmann, Paul, Vom Sturme verschlagen.
Garlepp, B., Ein vergessener Held Friedrichs d. Gr.
Hoffmann-Rühle, Fl., Auf d. Höhen d. Gesellschaft.
Höcker, O., Unter fremdem Joch.
Heyer, Franz, Die letzten Hohenstaufen u. a.
Köppen, F. v., Preußische Hofgeschichte.
Kleinschmidt, A., Im Zeichen des Kreuzes.
May, Karl, D. Halbblut. — An den Ufern des Ohio u. a.
Pajeken, Fr., Aus d. wilden Westen Nordamerikas.
Pederzani-Weber, Der gr. Kaiser u. s. Jugendfreund.
Sonnenburg, F., Unter d. Schwerte d. Weißmäntel.
Seeburg, Franz v., Gottes Wege.
Tiemann, Herm., Die Supplingenburger.
Tanera, O. C., Hans v. Dornen.
Wörishöffer, S., Unter Korsaren. — Irrfahrten.

1891 **Bahmann, R.**, Im Strome der Völkerwanderung u. a.
Carlowitz, A. v., Gottes Wege sind wunderbar.
Eynatten, Carola v., Für unsere Töchter.
Falkenhorst, C., In Meerestiefen.
Fogowitz, A. H., Der Kapitän des Leviathan.
Grundmann, Paul, An der Indianergrenze.
Garlepp, Bruno, Albrecht v. Roon u. a.
Halden, Elisabeth, Mamsell Übermut.
Höcker, O., Auf der Wacht im Osten.
Ille-Beeg, M., Vermächtnis der Tante.

1891 Kleinschmidt, A., Unter dem Sachsenbanner.
May, Karl, Durch Wüste u. Harem. — Durchs wilde Kurdistan. — Old Surehand u. a.
Noeldecken, W., Peter Hele.
Pajeken, Fr., Im wilden Westen u. a.
Pederzani-Weber, Die geheime Fehme.
Tiemann, Herm., Der Freischöffe von Berne.
Wörishöffer, S., Im Goldlande Kalifornien.
1892 Augusti, Brig., Mirjam.
Bahmann, R., Das Kreuz im Walde.
Elz, Armand v., Ham, der Träumer.
Grundmann, Paul, Der weiße Häuptling.
Garlepp, Bruno, General v. Werder u. a.
Halden, Elisabeth, Evas Lehrjahre.
Höcker, O., Unter Dornen erstickt.
Kleinschmidt, A., Kreuzfahrt u. Römerzug.
May, Karl, Tekumseh. — Der blau-rote Methusalem.
Pajeken, Fr., Jim. Der Trapper.
Pederzani-Weber, Erzherzog Karl u. s. Grenadiere.
Rhoden, Emmy v., Trotzkopfs Brautzeit.
Richter, Dr. Otto, Ahnen d. preuß. Könige.
Schulze-Smidt, B., Mellas Studentenjahre.
Spyri, Joh., Schloß Wildenstein.
Sonnenburg, Ferd., Für Kaiser u. Reich.
Silling, M., Lotte.
Schupp, O., Erlebnisse eines frommen Doktors u. a.
Stephan, W. E., Im Morgenrot des dtsch. Reiches.
Tiemann, Herm., Die Wiedertäufer v. Münster.
Wuttke-Biller, E., Backfischchens Tagebuch.
Zobeltitz, Hanns v., Der Alte v. Gütersloh u. a.
1893 Bahmann, R., Gott will es.
Clement, Bertha, Tage des Glücks.
Carlowitz, A. v., In der Knospenzeit.
Elz, A. v., Wie d. Gänsebub z. reichen Manne wurde u. a.
Fogowitz, A. H., Über Land und Meer (19 Abenteuer).
Garlepp, Bruno, General v. Fransecky u. a.
Grabi, Magdal., Capitän Jack.
Kleinschmidt, A., Im Sturm u. Drang bewegter Zeit.
Lakowitz, W., Buch der Tierwelt.
Pajeken, Fr., Vermächtnis d. Invaliden.
Reginaldus, Karl, Angelika.
Richter, Dr. J. W. Otto, Reformationsgeschichten.
Schulze-Smidt, B., Holde Siebzehn.
Sonnenburg, Ferd., Der schwarze Herzog.
Spillmann, Joseph, Die Wunderblume v. Woxindon.

1893 Stephan, W. E., Zum heiligen Kreuz u. a.
Tiemann, Herm., Die Burgfrau von Ahlden.
Zobeltitz, Hanns v., Christian v. Stachow.
1894 Carlowitz, A., Unter dem Feldzeichen Maximilians.
Falkenhorst, C., Der Baumtöter.
Fogowitz, A. H., Prinzessin Goldhaar.
Giehrl, Emmy, Meinen Lieblingen.
Grundmann, Paul, Reise um die Erde.
Garlepp, Bruno, Der Salzgraf von Halle.
Heyer, Franz, Kurfürst Friedrich II.
Höcker, Paul Oskar, Lorbeerkranz u. Dornenkrone.
Löbner, H., Wintersonnenwende.
Lenk, Marg., Die Zwillinge.
Muschi, J. B., Im Banne des Faustrechts. — Die Hansa.
Pajeken, Fr. A., Brown, der rote Spion.
Richter, Dr. Otto, Drei Bücher v. Albrecht d. Bären.
Rademacher, K., Auf d. Hallig u. a.
Reginaldus, Karl, Der Bürgermeister v. Bergtal.
Schaching, O. v., Der Glockenhof.
Schulze-Smidt, B., Jugendparadies.
Spyri, Joh., Einer vom Hause Lesa.
Sonnenburg, Ferd., Fürst Bismarck.
Spillmann, Joseph, Kämpfe und Krone.
Tiemann, Werner, Der schwarze Herzog.
1895 Bahmann, R., Um des Glaubens willen.
Brandtstädter, H., Erichs Ferien.
Carlowitz, A. v., Um des Goldes willen.
Eynatten, Carola v., s'Dorli.
Elz, Armand v., Die drei Goldsucher u. a.
Fogowitz, A. H., Der Waldläufer nach Ferry.
Falkenhorst, C., Der Kaffeepflanzer v. Mrogoro u. a.
Grundmann, P., Der letzte Häuptling d. Floridaindianer.
Garlepp, Bruno, Am Hofe Friedrichs I.
Halden, Elisabeth. Die Rose v. Hagenow.
Helm, Clementine, Backf. L. u. Fr. 46. Auflage.
Herchenbach, W., Robinsons weitere Schicksale.
Koppen, Luise, Freddy u. seine Freunde.
Kleinschmidt, A., D. erste Hochflug d. Hohenzollernaars.
Lenk, Marg., Ein Kleeblatt.
Münchgesang, R., Spartacus u. a.
Noeldecken, W., Die Stolzinger.
Pederzani-Weber, D. Belagerung v. Straßburg u. a.
Pajeken, Am Orinoko.
Rademacher, K., Durch ein Kind u. a.
Richter, Dr. J. W. Otto, Otto IV. mit dem Pfeil u. a.

1895 Stephan, W. E., Der Werber.
Spillmann, Joseph, Die Sklaven des Sultans.
Schulze-Smidt, B., Auf dem Glücksschiff.
Tanera, O. C., Das Kismet Kurt Röders.
Zobeltitz, Hanns v., Unter dem eisernen Kreuz.
1896 Brandtstädter, H., Das Rechte tu in allen Dingen.
Clement, Bertha, Stranddistel.
Doubberck, Pauline, Die Karthäusernelke.
Eynatten, Carola v., Aus vergangenen Tagen.
Falkenhorst, C., Zum Schneedom des Kilimandscharo.
Gillwald, A., Prinz Tecozuma u. a.
Kleinschmidt, A., Welscher Frevel, deutscher Zorn.
Lenk, Marg., Des Pfarrers Kinder.
May, Karl, Im Lande des Mahdi u. a.
Münchgesang, R., Pyramide v. Gizeh u. a.
Pütz, Everilda, Die Tochter des Marquis u. a.
Pajeken, Fr., Mitahasor, das Pulvergesicht u. a.
Reginaldus, Karl, Die hl. Elisabeth.
Stephan, W. E., Der Spion.
Sonnenburg, Ferd., Die Söhne der ersten Erde.
Schaching, O. v., Sumba, der Suaheli u. a.
Spillmann, Joseph, Die Koreanischen Brüder u. a.
Zobeltitz, Hanns v., Die Jagd um den Erdball.
1897 Amerlan, Frida, Am Herd des Hauses.
Bahmann, R., Im Kampf um Deutschlands Freiheit.
Brandtstädter, H., Friedel findet seine Heimat.
Carlowitz, A. v., Anbruch einer neuen Zeit (1815—31).
Dransfeld, Hedwig, Das Grafendorli u. a.
Falkenhorst, C., Das Kreuz am Tanjanjika.
Harten, Angelika, Aus Wildfangs Kinderjahren.
Heitzer, Lorenz, Des Geigers Enkelkind u. a.
Jahnke, H., Wilhelm-Gedenkbuch.
Lenk, Marg., Kinderherzen.
Ohorn, A., Karlsschüler u. Dichter.
Reginaldus, Karl, Der heil. Augustinus.
Schwahn, Ottilie, Die Kinder des Auswanderers.
Spillmann, Joseph, Tapfer u. treu u. a.
1898 Brandtstädter, H., Die Zaubergeige.
Bahmann, R., Heil Dir im Siegerkranz.
Clement, Bertha, Komteß Wally u. a.
Dransfeld, Hdw., Wie d. Grafendorli glücklich wird.
Garlepp, Bruno, Der rote Prinz.
Grabi, Magdal., Verrat u. Treue.
Harten, Angelika, Wildfang im Pensionat.
Heitzer, Lorenz, Die Tochter des Bergmanns u.a.

1898 **Koppen, Luise,** Dorli.
May, Karl, Die Helden des Westens u. a.
Mercator, Bertha, Das Hexenkind.
Noeldecken, W., Lambert Hadewart.
Ohorn, A., An Weimars Musenhof. — Schiller und Goethe. — Aus Tagen deutscher Not.
Reginaldus, Karl, Gesammelte Erz. f. Kinder.
Schaching, O. v., Auf Rußlands Eisfeldern u. a.
1899 **Brandstädter, H.,** Jugendzeit.
Bonnet, J., Ring und Schwert.
Fogowitz, A. H., Fern v. d. Heimat.
Frapan, Ilse, Hamburger Bilder f. Kinder.
Halden, Elisabeth, Königin Luise.
Kleinschmidt,A., Brinna, der Chattenfürst.
Lenk, Marg., Im Dienst des Friedensfürsten.
Münchgesang, Der rechte Falkensteiner u. a.
Peregrina, Cordula, Christkindleins Weihnachtsgruß.
Schulze-Smidt, B., Tiny.
Wuttke-Biller, E., Lina Bodmer.
1900 **Brandtstädter, H.,** In der Erkerstube.
Bahmann, R., Des Kampfes Preis 1870/71.
Clement, Bertha, In den Savannen u. a.
Classen, W., Die Söhne des Apostels.
Falkenhorst, C., Die Helden von Vaal.
Follenius, Sophie v., Das Burggeheimnis.
Garlepp, Bruno, Um Gold und Diamanten u. a.
Heitzer, Lorenz, Die Goldsucher.
Jahnke, H., Eiserne Zeiten.
Kleinschmidt, A., Im Forsthause Falkenhorst u. a.
Koppen, Louise, Vier Wildfänge auf Reisen.
Lenk, Marg., Drei Wünsche.
Münchgesang, R., Nach schwerer Zeit u. a.
Nöldecken, W., Der zweite Pfeil.
Ohorn, A., Kaiser Rotbart.
Pajeken, Fr., Der Skalpjäger bearb.
Reuper, J., Wahre Geschichten.
Roth, R., Um des Reiches Krone. — Jacob Ehrlich.
Spillmann, Joseph, Selig sind die Barmherzigen.
1901 **Brandtstädter, H.,** Das böse Latein.
Dransfeld, Hedwig. Die Seeschwalben.
Erdmann, G. A., Klar Schiff.
Felsing, O., Gert Jenssens Chinafahrten.
Halden, Elis., Goldschmieds Töchterlein.
Heitzer, Lorenz, Die Räuber vom Eichenhofe.
Jahnke, H., Im Weltwinkel.

1901 **Mercator, Bertha,** Kinder auf Reisen.
Roth, R., Die weiße Brigg u. a.
Rademacher, Karl, Aus Deutschlands Urzeit.
Schaching, O. v., Die Geschwister.
1902 **Clement, Bertha,** Jungfer Hochhinaus.
Dransfeld, Hedwig, Mutterstelle.
Grabi, Magdal., Die wilde Käthe u. a.
Giese, Martha, Unser Dorchen.
Halden, Elisabeth, Mamsell Übermut als Braut.
Holdschmidt, Adolf, Der Türkenschreck.
Koppen, Luise, Haus der Kobolde.
Pajeken, Fr., Der Schatz am Orinoko.
Reginaldus, Karl, Die Kartenschlägerin.
Schwahn, Ottilie, Die Ferienreise.
1903 **Brandtstädter, H.,** In der Schule.
Clement, Bertha, Amtsrichters Töchterlein u. a.
Doubberck, Pauline, Falters Reiseerfahrungen.
Eynatten, Carola v., Student Annchen.
Frieben, P., Bilder aus dem Burenkriege.
Halden, Elis., Die Schwestern u. a.
Holdschmidt, Adolf, Cornelius.
Heitzer, Lorenz, Seines Vaters Schutzengel.
Münchgesang, R., Unter dem alten Dessauer.
Peregrina, Cordula, Osterbilder.
Roth, R., Nansens Nordpolreise.
Rademacher, Karl, Aus der Zeit der Völkerwanderg.
Scharrelmann, H., Aus Heimat und Kindheit.
Thoma, A., Konrad Widerholt.
1904 **Doubberck, Pauline,** Aus der Jugendzeit.
Harten, Angelika, Aus Wildfangs Brautzeit (2. Aufl.).
Halden, Elis., Die Tochter des Generals.
Ille-Beeg, Marie, Segen der Freundschaft u. a.
Jahnke, H., Reinecke Fuchs.
Koppen, Luise, Heitere Bilder a. d. Bodenstedter Pfarrhaus.
Lenk, Marg., Sturm u. Sonnenschein.
Siebe, Josephine, Wie Lenchen e. Heimat fand.
Pajeken, Fr., Ein Held wider Willen.
Schaching, O. v., Der Bettler v. Assisi.
Spillmann, Joseph, Die Goldsucher.
Thoma, A., Gutenberg.

Jugendschriftsteller.

Weiße, Chr. F. 1726—1804.
Lossius, Caspar Friedr. 1735 bis 1817.
Feddersen, Jak. Friedr. 1736 bis 1788.
Lossius, R. Chr. 1743—1813.
Campe, J. H. 1746—1818.
Salzmann, Ch. G. 1747—1811.
Wezel, Karl 1747—1819.
Unger, Friedr. Helene 1751 bis 1813.
Hebel, Joh. P. 1760—1826.
Jakobs, Friedr. 1764—1847.
Löhr, A. Ch. 1764—1823.
Glatz, Jakob 1767—1831.
Schmid, Christ. v. 1768 bis 1854.
Wilmsen, Fr. Wilh. 1770 bis 1831.
Becker, K. F. 1777—1806.
Houwald, Ernst v. 1778 bis 1845.
Schubert, G. H. v. 1780—1860.
Schoppe, Amalie 1791—1858.
Stein, A. (Marg. Wulff) 1792 bis 1874.
Nieritz, Gustav 1795—1876.
Stöber, Karl 1796—1865.
Horn, W. O. v. (Wilh. Oertel) 1798—1867.
Barth, Chr. Gottl. 1799—1862.
Rukkopf, Julie, geb. 1799.
Hauff, Wilh. 1802—1827.
Hibeau, L. 1805—1875.
Averdieck, Elise 1808—1907.
Bauberger, Wilh. 1809—1883.
Baron, Rich., geb. 1809.
Gumpert, Thekla v. 1810 bis 1897.
Koch, Rosalie, geb. 1811.
Auerbach, Berthold 1812 bis 1882.
Hoffmann, Franz 1814—1882.
Caspari, K. H. 1815—1861.
Würdig, Ludw. 1818—1889.
Braun, Isabella, geb. 1815.
Schmidt, Ferd. 1816—1890.
Nathusius, Marie 1817—1857.
Wildermuth, Ottilie 1817 bis 1877.
François, Louise v. 1817 bis 1893.
Herchenbach, W., geb. 1818.
Hoppe, Amanda (Tante Amanda), geb. 1819.
Otto, Franz (Otto Spamer) 1820—1886.
Eschenbach, Olga, geb. 1821.
Frommel, Emil 1822—1896.
Cron, Klara (C. Weise) geb. 1823.
Wagner, Herm. 1824—1879.
Godin, Amélie (A. Linz), geb. 1824.
Helm, Clementine (Cl. Beyrich), geb. 1825.
Werner, R. v., geb. 1825.
Spyri, Johanna 1827—1901.
Ebeling, Elisabeth, geb. 1828.
Weinland, D. F., geb. 1829.
Hattler, Franz geb. 1829.
Köppen, Feodor v. geb. 1830.
Kniest, Phil., geb. 1830.
Morgenstern, Lina, geb. 1830.
Diehl, Peter, geb. 1831.
Gillwald. Alb., geb. 1832.
Höcker, Gustav geb. 1832.
Wuttke-Biller, E., geb. 1833.
Roth, Rich., geb. 1835.
Vollmar, Agnes, geb. 1836.
Seeburg, Frz. v. (Xaver Hakker) 1836—1894.
Giehrl, Emmy (Tante Emmy), geb. 1837.
Follenius, Sophie v. geb. 1837.

Augusti, Brigitte (Aug. Plehn), geb. 1839.
Niemann, Aug., geb. 1839.
Noeldechen, W., geb. 1839.
Wörishöffer, S., geb. 1838.
Höcker, Oskar 1840—1894.
Stein, Armin (Herm. Nietschmann), geb. 1846.
Reuper, Jul., geb. 1841.
Amerlan, Frida, geb. 1841.
Lenk, Marg., geb. 1841.
Werther, Werner, geb. 1842.
May, Karl, geb. 1842.
Spillmann, Jos. geb. 1842.
Bonnet, L., geb. 1843.
Pütz, Everilda, geb. 1843.
Maul, Elise, geb. 1844.
Wilms, Agnes, geb. 1844.
Hoffmann-Rühle, Flora, geb. 1844.
Thoma, A., geb. 1844.
Bourset, A., geb. 1844.
Jahnke, Herm., geb. 1845.
Cordula Peregrina (Cordula Schmidt), geb. 1845.
Schulze-Smidt, Bernhardine, geb. 1846.
Ohorn, Anton, geb. 1846.
Muschi, J. B., geb. 1847.
Tiemann, Herm., geb. 1847.
Kleinschmidt, A., geb. 1847.
Wildermuth, Adelh., geb. 1848.
Tanera, geb. 1849.
Schwahn, Ottilie, geb. 1849.
Haug, Maria (M. Liebrecht), geb. 1850.
Giese, Martha, geb. 1850.
Niebelschütz, Sophie v., geb. 1850.
Möbius, Hermine, geb. 1850.
Brandstätter, Hermann, geb. 1851.
Doubberck, Pauline, geb. 1851.
Clément, Bertha, geb. 1852.
Stephan, Emil, geb. 1852.
Frapan-Akunian, Ilse, geb. 1852.
Westkirch, Louise, geb. 1853.
Schaching, O. v. (Otto Denk), geb. 1853.
Proschko, Hermine, geb. 1854.
Zobeltitz, Hanns v., geb. 1854.
Koppen, Louise, geb. 1855.
Pajeken, Friedr. J., geb. 1855.
Ille-Beeg, Marie, geb. 1855.
Münchgesang, Rob., geb. 1855.
Theden, Dietrich, geb. 1857.
Dittmar, Franz, geb. 1857.
Heitzer, Lorenz, geb. 1858.
Harten, Angelika (Maria Schmitz), geb. 1858.
Fogowitz, A. H., geb. 1858.
Grabi, Magdal. (M. Harald), geb. 1858.
Rademacher, C., geb. 1859.
Bahmann, R., geb. 1859.
Sohnrey, Heinr., geb. 1859.
Hoffmann, Agnes, geb. 1860.
Dobbert, Emilie, geb. 1861.
Eynatten, Carola v., geb. 1861.
Fuhrmann, Max, geb. 1862.
Höcker, Paul Oskar, geb. 1865.
Dorn, Käthe (Rosa Springer), geb. 1866.
Siebe, Josephine, geb. 1870.
Dransfeld, Hedwig, geb. 1871.
Scharrelmann, H., geb. 1871.
Holdschmidt, Adolf, geb. 1875.
Otto, Helene, geb. 1887.

Kritik der Jugendschrift.

Die Geschichte der Kritik der Jugendliteratur bietet des Erfreulichen nicht gerade viel. Es ist keine sehr häufige Erscheinung, daß Männer oder Frauen von hervorragenderer Bedeutung sich über Jugendlektüre äußern. Sogar in Selbstbiographien kommt es nicht oft vor, daß die Verfasser über ihre eigene Jugendlektüre und ihre Wirkung berichten. Immerhin aber haben wir einige wertvolle Äußerungen in Betracht zu ziehen.

Selten ist ferner der Fall, daß Literaturhistoriker die Jugendschriften in den Bereich ihrer Betrachtungen ziehen, und wo es geschieht, finden wir meistens nur eine summarische Be- resp. Verurteilung. Häufiger kommen bedeutende Pädagogen in ihren Werken auf die Lektüre der Jugend zu sprechen, aber meistens auch nur im allgemeinen Sinne, ohne ins einzelne zu gehen. So bleiben zur Hauptsache nur die zum großen Teil wenig bedeutungsvollen Arbeiten von Pädagogen, die sich mit der Jugendliteratur im speziellen beschäftigen, indem sie sich im wesentlichen auf die erzählende Jugendschrift beschränken.

Trotzalledem zeigt die Geschichte der Kritik eine Reihe interessanter und lehrreicher Momente.

Wir haben gesehen, daß man die Philanthropen als Erfinder der spezifischen Jugendschrift bezeichnen kann. Die ersten siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts machen mit Basedow, Adelung und Weiße den Anfang. Sofort gehen zahlreiche Unberufene daran, das jungfräuliche und ergiebige Feld anzubauen. Da ist es für uns von höchstem Interesse, zwei Äußerungen aus dem Weimaraner Kreise über diesen neuesten Zweig der Literatur kennen zu lernen. Gleich im Anfang der Bewegung, im Jahre 1776, hatte

Schummel, ein Lehrer, „Kinderspiele und Gespräche“ herausgegeben, die weit verbreitet und viel gelobt wurden. Als Merck, der fein gebildete und fein empfindende Freund Goethes, sie 1778 für den Wielandschen „Deutschen Merkur“ besprechen sollte, wurde er mitten in der Arbeit von Ekel überfallen. — Zehn Jahre später (1788) wendet sich Herder, dem die Volksbildung so sehr am Herzen lag, in der Vorrede zum 2. Teil der „Palmblätter“ scharf gegen die „artigen Erzählungen“ mit ihren „Lehren von kleinlicher Art“.

Von ebenso großer Bedeutung ist eine andere Stimme aus derselben Zeit, als also die Jugendschriftstellerei noch nicht 20 Jahre im Gange war — die Stimme des Berliner Gymnasialdirektors Friedrich Gedicke, dessen Urteil um so bedeutungsvoller ist, als er selbst der philanthropischen Richtung angehörte. Er schreibt 1787 in „Einige Gedanken über Schulbücher und Kinderschriften“ (im Programm seines Gymnasiums):

„Keine einzige literarische Manufaktur ist so sehr im Gange, als die Büchermacherei für die Jugend nach allen Graduationen und Klassen. Jede Leipziger Sommer- und Wintermesse spült wie die Flut des Meeres eine zahllose Menge Bücher der Art ans Ufer. Und siehe, jung und alt eilt hin und sammelt — wenig Perlen und Ambra, desto mehr Schlamm, höchstens buntgefärbte Schneckenhäuser. Da gibt es unter zahllosen Formen und Namen: Kinderalmanache, Kinderzeitungen, Kinderjournale, Kindersammlungen, Kinderromane, Kinderkomödien, Kinderdramen, Kindergeographien, Kinderhistorien, Kinderphysiken, Kinderlogiken, Kinderkatechismen, Kinderreisen, Kindermoralen, Kindergrammatiken und Lesebücher für Kinder in allen Sprachen ohne Zahl, Kinderpoesien, Kinderpredigten, Kinderbriefe, Kindergespräche, und wie sonst noch alle der literarische Puppenkram heißen mag, der alljährlich, besonders unter dem für die lieben Eltern und Basen anlockenden Nebentitel „Weihnachtsgeschenk für die liebe Jugend“ zu Markt gebracht wird. — — Wer kann die großen Verdienste in Zweifel ziehen, die ein Campe, Weiße, von Rochow, Salzmann und die wenigen ihnen ähnlichen Schriftsteller sich um die Jugend erworben? Aber der verdiente Beifall, den ihre Arbeiten fanden, lockte einen unabsehbaren Schwarm von Skribblern herbei, die wie hungrige Heuschrecken über das

neue Feld herfielen und sich so gut wie jene Männer berufen glaubten, für Kinder und Schulen zu schreiben. — — Studenten und Kandidaten, deutsche und lateinische Schulhalter, angehende Erzieher und Nichterzieher, kurz alles, was nur gesunde Hände zum Schreiben oder auch nur zum Abschreiben hat, verfertigt Büchlein für die liebe Jugend, und Väter und Mütter werden nicht müde, den Tand zu kaufen oder wohl gar zu brauchen."

Aber was halfen solche vereinzelten Worte, so treffend sie auch waren? Sie verhallten im lauten Lob, das die Jugendschriftsteller sich selber spendeten. Und obgleich unter ihnen die meisten dem Lehrstande angehörten, beachteten sie die Worte nicht, die Herbart 1806 in seiner „Allgemeinen Pädagogik" schrieb:

„Sieht man nicht die Weite zwischen dem Kinde und dem Erwachsenen? — — — Man sieht diese Weite; darum schreibt man eigene Bücher für Kinder, in welchen alles Unverständliche, alle Beispiele des Verderbnisses gemieden werden, darum prägt man den Erziehern ein, ja herabzusteigen zu den Kindern, und in ihre enge Sphäre, es koste, was es wolle, sich hineinzupressen. — Und hier übersieht man die mannigfachen neuen Mißverhältnisse, die man eben dadurch erzeugt! Man übersieht, daß man fordert, was nicht sein darf, was die Natur unvermeidlich straft, indem man verlangt, der erwachsene Erzieher soll sich herabbiegen, um dem Kinde eine Kinderwelt zu bauen! Man übersieht, wie mißgebildet die, welche so etwas lange treiben, am Ende dazustehen pflegen, und wie ungern geistreiche Köpfe sich damit befassen. Aber dies ist nicht alles. Das Unternehmen glückt nicht, denn es kann nicht! Können doch Männer nicht einmal den weiblichen Stil nachahmen, wieviel weniger den kindlichen. Schon die Absicht zu bilden, verdirbt die Kinderschriften; man vergißt dabei, daß jeder, auch das Kind, sich aus dem, was es liest, das Seinige nimmt und nach seiner Art das Geschriebene samt dem Schreiber beurteilt. Stellt Kindern das Schlechte dar, deutlich, nur nicht als Gegenstand der Begierde: sie werden finden, daß es schlecht ist. Unterbrecht eine Erzählung durch moralisches Raisonnement: sie werden finden, daß Ihr langweilig erzählt. Stellt lauter Gutes dar: sie werden fühlen, daß es einförmig ist, und der bloße Reiz der Abwechslung wird ihnen das Schlechte willkommen machen."

Diese ausgezeichneten Worte des großen Pädagogen verhallten ungehört, weder Jugendschriftsteller noch Jugend-

schriftenkritiker beachteten sie, ebensowenig wie die Worte Wolfgang Menzels, eines der wenigen Literaturhistoriker, die auch die Jugendliteratur in den Bereich ihrer Betrachtungen zogen. Sein verdammendes Urteil in der „Deutschen Literatur“ (1. Teil, Abschnitt Erziehung, 1828) lautet:

„Die Buchhändler überschwemmen Deutschland mit ihren lächerlichen, von außen gleißenden, von innen hohlen Fabrikaten. Sie können dies, weil unter den Pädagogen keine Einigkeit ist, und weil die Modesucht so weit geht, daß man sogar den Kindern nur neue Sachen geben will. Um die Weihnachtszeit wimmelt es in den Läden der Buchhändler von Eltern und Kinderfreunden, die alle die bildenden Sächelchen aufkaufen, welche die neue Messe geliefert. Die Alten greifen, wie die Kinder selbst, am liebsten zu den neuen Flittern. Aber Pädagogen selbst wirken mit den Buchhändlern zusammen und schreiben immer neue Sachen, nicht um das Alte zu verbessern, sondern um Geld und einen Namen davon zu tragen. Gegen diese Sündflut von Kinderschriften kämpft dann der echte Kinderfreund vergeblich an. — — — Man fürchtete, die Märchen pflanzten der kindlichen Seele Aberglauben ein, oder wenigstens, sie beschäftigten die Phantasie zu stark und zögen vom Lernen ab. Man erfand daher die lehrreichen Erzählungen und Beispiele aus der wirklichen Kinderwelt, vom frommen Gottlieb, vom neugierigen Fränzchen und naschhaften Lottchen, und erstickte mit dieser Alltagsprosa die natürliche Poesie in den Kindern.“

Gegenüber diesen scharfen Worten Menzels ist es außerordentlich interessant, einen Zeitgenossen von ihm, einen der gefeiertsten Jugendschriftsteller zu hören, Christoph v. Schmid. Er schreibt im 4. Band seiner „Erinnerungen aus meinem Leben“ (1853—57) zu unserer Verblüffung:

„Eine Erzählung soll ein Kunstwerk sein. Wie z. B. in einem gelungenen Gemälde Einheit herrscht und kein Pinselstrich zu viel und keiner zu wenig sei, so soll dies auch bei einer Erzählung der Fall sein. Sie soll auf den Leser, wie ein schönes Gemälde auf den Beschauer, einen wohltuenden, reinen Eindruck machen. Der Leser dürfe darin nichts vermissen, es dürfe ihn nichts stören. Auch müsse man die Menschen reden lassen, wie sie im Leben reden.“

Wie erklärt sich der schroffe Widerspruch zwischen dieser theoretischen Ansicht und der tatsächlichen schrift-

stellerischen Leistung Schmids? Entweder hat es ihm an Selbstkritik gefehlt, er hat die fehlenden und die zu vielen Pinselstriche in seinen Gemälden nicht empfunden — oder seine Anschauung vom Wesen des Kunstwerks war eine andere als die unsrige. Wahrscheinlich wirkten beide Gründe zusammen, so daß ihm seine Erzählungen als Kunstwerke erschienen, während wir sie als unkünstlerisch empfinden. Wertvoll aber bleibt auf alle Fälle, daß selbst Christoph v. Schmid von der Erzählung verlangt, sie solle ein Kunstwerk sein. Man wird danach wohl mit der wechselnden Ansicht von den Merkmalen eines Kunstwerks über dasselbe Werk zu verschiedenen Zeiten verschiedener Meinung sein können, aber man wird zu jeder Zeit die höchsten künstlerischen Anforderungen stellen dürfen.

Eine ganz wichtige neue Idee führte in den 30er Jahren Dr. K. E. Ph. Wackernagel der Jugendschriftenkritik zu. Er hatte sich lebhaft bemüht, die Erzeugnisse der klassischen Literaturperiode für die Jugend nutzbar zu machen, und in der Vorrede zu seinem „Handbuch deutscher Prosa“ (1837) sagt er:

„Das ist meine Meinung, daß dem Wenigen, was Kinder zu lesen haben, sobald es wahrhaft schön ist, auch derselbe Reiz für das reifeste Alter beiwohnen wird. Der nämliche Irrtum, der in den letzten Menschenaltern uns verleitet, einem bis dahin unerhörten Zweige der Literatur, dem der Kinderschriften, seine Entstehung zu geben, hat auch nicht aufgehört, seinen Einfluß auf die Einrichtung vieler ausschließlich für die Jugend bestimmter Lesebücher zu üben. Diese wie jene lassen es sich, oft neben der unmoralischen Absicht, zugleich auf jede Weise Eitelkeit und Ehrgeiz zu stacheln, ausdrücklich angelegen sein, den Scherz wie den Ernst, das Höchste wie das Niedrigste seiner eigentümlichen Form zu entkleiden und auf die Mißgestalt herabzusetzen, in der es, wie sie sagen, allein von Kindern verstanden werden könne. — Die Jugend bedarf keiner besonderen Schriften! Wir haben sie nur davor zu hüten, daß sie nicht in ein späteres Alter hinübergreift und Bücher lese, die allein Erwachsenen zustehen; dessen, was sie mit diesen teilt, wird noch immer genug sein.“

Die Stimmen, die wir bisher über die Jugendschriften gehört haben, waren denselben nichts weniger als günstig.

Die Jugendschriftsteller aber hatten sich nicht abhalten lassen, weiter darauf loszuschreiben, und man gewöhnte sich daran, das Vorhandensein einer besonderen Jugendliteratur als etwas Selbstverständliches und Notwendiges zu betrachten. Im Jahre 1832 stellte Tholuck im „Literarischen Anzeiger für christliche Theologie“ (Nr. 21 u. 22) in einem Aufsatz über die philanthropistischen Jugendschriften die Definition des Begriffs Jugendschrift auf, die sich bis heute gehalten hat: „Wir verstehen darunter solche Lehr- und Lesebücher, welche die Jugend außerhalb der Schule zu ihrer Belehrung und Unterhaltung gebrauchen soll.“

Das einzige, was man als lästig und als gefahrvoll empfand, war die Überfülle, und so machten sich — ganz vereinzelt nur — Pädagogen daran, aus dieser Überfülle das nach ihrer Meinung Beste herauszuholen. Nach unserer Kenntnis geschah das in größerem Umfange zum erstenmal in den 40er Jahren durch Dr. A. Detmer, damals Lehrer, später Prediger in Hamburg, in seiner „Musterung unserer deutschen Jugendliteratur“. (2. Aufl. 1844.)

Detmers theoretische Ausführungen beginnen ganz verheißungsvoll; er verwirft alle Jugendschriften, die nur der Unterhaltung dienen. „Solche Totschläger der Langeweile können nur verderblich wirken. Sie sind es namentlich, die die Jugend methodisch auf das verderbliche Lesen seichter Romane vorbereiten und eben durch die Seichtigkeit und Leichtigkeit alles Streben nach dem Höheren und Ernsteren ersticken.“ Detmer wünscht Schriften, „die bei Veredelung des Herzens, Anregung des Gemüts, Ausbildung der religiös-sittlichen Gefühle auch den Verstand nicht leer ausgehen lassen“, und er findet solche Bücher bei Christoph v. Schmid, Nieritz, Franz Hoffmann usw., deren Geschichten „durch das gefällige Gewand einer fließenden Erzählung anziehen; sie haben die Beförderung der sittlichen Vervollkommnung, die Bildung des Herzens zu ihrem Hauptzweck und erwecken in des Lesers Seele Empfindungen des Guten, indem sie die Tugend in ihrer schönsten Gestalt darstellen, das Laster aber in seiner ganzen Verwerflichkeit, und den Verstand aufs nachdrücklichste durch Beispiele zu überzeugen suchen, wie verachtungswert des Lasters Freuden und wie verderblich ihre unvermeidlichen und unausbleiblichen Folgen sind“.

In der Tat ist diese Charakteristik der betr. Schriften treffend; um so deutlicher zeigt sie den Abstand in der Wertschätzung von denen, die wie z. B. Menzel, Wackernagel und (später) Kühner, Auerbach u. a. mit ästhetischen Anforderungen an die Jugendschrift herantreten.

Aus demselben Jahrzehnt ist noch ein Aufsatz von J. G. Günnel, Lehrer in Plauen, zu erwähnen: „Über Kinderlektüre“ (in „Nachrichten über die allgemeine Bürgerschule zu Plauen“) 1846. Günnel sagt über das Lesen sehr allgemeine Wahrheiten: es bringt für die Rechtschreibung und den Stil Gewinn, bereichert das Wissen und erweitert den Gesichtskreis des Geistes. Dann bringt er gegen die Lesesucht die bekannten Einwendungen, um endlich zu betonen, daß nicht zuviel und nicht ohne Wahl gelesen werden soll.

Dann begann gegen Ende des Jahrzehnts, 1849, Dr. G. W. Hopf, Rektor der Nürnberger Handelsschule, die für seine Zeit bedeutsamen „Mitteilungen über Jugendschriften an Eltern und Lehrer, nebst gelegentlichen Bemerkungen über Volksschriften“. (In 5. Aufl. noch 1875 erschienen.)

Auch Hopf verlangt, ähnlich wie Detmer, daß die Jugendschriften der Jugend in freien Stunden „Belehrung und Unterhaltung“ bieten, und daß sie „in dem Leser gute Gedanken erregen und zur Liebe für alles Edle und Schöne begeistern“ sollen. Daneben aber sprechen bei Hopf, wenn auch nur leise, doch ästhetische Erwägungen mit. Eine Hauptfrage ist ihm, auf welche Weise der Geschmack der Jugend gebildet werde. Er weist bereits auf den Wert des Vorlesens hin. Und bei der Beurteilung von Christoph v. Schmid, Gustav Nieritz und Thekla v. Gumpert kommt er auch auf die Darstellung zu sprechen: daß die Entwicklung etwas eintönig sei, daß man das Ende meistens erraten könne, daß die Wahrheit aus der Umkleidung von der Jugend nicht immer herausgefunden würde, daß die an sich lobenswerteste Tendenz an einigen Stellen zu stark hervorträte u. a. m. Aber wegen der Erweckung guter Gesinnungen, wegen der mancherlei Belehrung usw. empfiehlt er die Erzählungen — allerdings nur eine ziemlich kleine Auswahl — warm.

Die „Erweckung guter Gesinnungen“, das ist die Klippe, an der auch einsichtige Beurteiler wie Hopf scheitern. Wie

erst, wenn die Gesinnung zum allein maßgebenden Faktor bei der Beurteilung wird, wie es bei Karl Bernhardi, Dr. theol. und Bibliothekar in Kassel, der Fall ist, der 1852 einen „Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften, ein Versuch unter Mitwirkung vieler Volks- und Jugendschriftsteller“ herausgab. Mit 41 Mitarbeitern hatte Bernhardi das Übereinkommen getroffen: jeder von ihnen möchte eine möglichst große Zahl von Volks- und Jugendschriften lesen und Kritiken darüber einsenden. Der leitende Grundsatz bei der Auswahl war „die Förderung einer biblisch-christlichen Weltanschauung und einer in gesetzlicher Freiheit sich bewegenden Vaterlandsliebe“. Im Gegensatz zu Detmer will B. Unterhaltungsbücher zulassen „zur Belehrung der Einbildungskraft, zur Anregung der Wißbegierde und als Anleitung zur Selbstbelehrung“. Daß bei diesen Grundsätzen nichts Brauchbares zustande kommen konnte, ist natürlich.

Gewissermaßen als Fortsetzung des Bernhardischen Wegweisers erschien im Jahre 1857 das „Centralblatt für deutsche Volks- und Jugendliteratur“. Ein kritisches Organ für alle Förderer und Freunde der Volks- und Jugendbildung. Herausgegeben von H. Schwerdt, Pfarrer zu Neukirchen. — Das Blatt ist unseres Wissens das erste kritische Jugendschriftenorgan. Es erschien in Vierteljahrsheften zu vier bis fünf Druckbogen. Es war gut redigiert. Jedes Blatt enthielt Aufsätze über Lektüre, über Jugendschriftsteller, zusammenfassende Kritiken und Einzelkritiken und eine Übersicht der Neuerscheinungen. Das Blatt hatte bedeutende Mitarbeiter, z. B. Ludwig Bechstein, A. W. Grube, O. Glaubrecht, Biernatzki, Kriebitsch. Die Aufsätze über die Jugendschriftsteller (über Horn, F. Hoffmann, F. Schmidt, G. Nieritz, Th. v. Gumpert) sind nicht uninteressant. Wohl werden alle diese Schriftsteller empfohlen, aber zum Teil doch mit starken Einschränkungen. So werden gegen Horn als Jugendschriftsteller starke Bedenken erhoben: „Ein Teufel in Menschengestalt wird durch schwere Unglücksfälle plötzlich zu einem Engel:

das ist der langen Rede kurzer Sinn.“ Von Franz Hoffmann sollen die Kinder nicht zuviel lesen. Der bekannte Jacob Glatz wird ziemlich energisch abgelehnt: seine Geschichten seien vielfach erdacht und gemacht.

Über die Forderungen an den Jugendschriftsteller spricht Dr. F. W. Sommerlad. „Die erste allgemeine Forderung ist die, daß er zu seinen Arbeiten ein liebeswarmes Herz für die Jugend mitbringe, daß er das Heilige und die schwere Verantwortlichkeit seines unterrichtenden und erziehenden Berufes begreift.“ — — Man dürfe der Jugendschrift das Fabrikmäßige nicht ansehen. Jede Jugendschrift müsse sittlichen Wert haben und auch sonst auf die Bildung der Jugend zu wirken verstehen.

Wieder kommt einem hier die Inkongruenz zwischen der theoretischen Anschauung und der praktischen Anwendung zum Bewußtsein: die theoretischen Forderungen sind vorzüglich, bei der Anwendung auf die Praxis versagen sie. Trotzdem sind wir der Überzeugung, daß das Zentralblatt einen segensreichen Einfluß ausgeübt hätte — allein schon durch seine Empfehlung der volkstümlichen Literatur: Märchen, Sagen usw. — wenn nicht schon im zweiten Jahr (1858) das Blatt aufgehört hätte zu erscheinen, ein Schicksal das es mit anderen, späteren Blättern ähnlichen Charakters teilt.

Der Meinungsaustausch für und wider die Jugendbibliotheken ist in den 50er Jahren ein ziemlich erregter gewesen. Interessant sind die Bedenken, die auf Lehrerversammlungen und in verschiedenen Schriften gegen die Jugendlektüre überhaupt erhoben wurden, und die A. Lüben im Pädagogischen Jahresbericht von 1856 unter folgende Punkte zusammenfaßt.

1. Die Jugendschriften befördern die Vielleserei, verwandeln die Leselust in Lesesucht und verführen zur Romanleserei.

2. Sie befördern das Verlangen nach angenehmer Lektüre auf Kosten der nützlichen, da sie „das Nützliche stets überzuckert“ reichen.

3. Sie gewöhnen die Kinder zum oberflächlichen Lesen, zur Gedankenlosigkeit.

4. Sie entwickeln die Phantasie auf Kosten der übrigen Seelenkräfte.

5. Sie erschlaffen den Geist.
6. Sie treten dem Schulzweck hindernd in den Weg.
7. Sie halten die Kinder von der Bewegung in frischer Luft ab.
7. Sie schwächen die Sehkraft.

Lüben selbst sagt dann dazu: „Diese Gründe treffen nur den Mißbrauch der Jugendlektüre."

Hier sei dann noch ein Aufsatz von L. Ballauff in Varel erwähnt: „Über Kinder-und Jugendlektüre" (im Pädag. Archiv 1859, Bd. I). Als beachtenswert möchten wir daraus folgenden Satz anführen, der sich auf die Schullektüre, speziell auf das Lesebuch bezieht:

„Soll die Lektüre eine herrschende Gedankenmasse erzeugen können, welche imstande ist, dem Andrange der gemeinen Wirklichkeit zu widerstehen, dem Leben einen idealen Gehalt zu verleihen, so darf nicht vergessen werden, daß eine solche nicht aus Bruchstücken bestehen darf, sondern ein in allen seinen Teilen wohl verbundenes Ganzes bilden muß. — — Statt jener beliebten Blumenlesen (in den Lesebüchern) werden wir daher ganze Werke empfehlen müssen."

Allerdings müssen wir dazu bemerken, daß Ballauff nicht an eigentlich poetische Werke, sondern mehr an geschichtliche Darstellungen denkt (z. B. Odyssee, Auszug aus Herodot). Aber wenn Ballauffs Ausführungen da zutreffen, muß man sie auch auf das Gebiet der Dichtung ausdehnen können.

* * *

Inzwischen hatte auf dem Gebiet der höheren Schule ein erfreulicher Umschwung eingesetzt: die klassische Literatur fing an, sich die Schule zu erobern. Und die Pädagogen, die ihre Einführung fordern, begründen ihre Forderungen hauptsächlich mit ästhetischen und literarischen Gründen. Prof. A. L. Follen in Aarau, einer der ersten, der die Dichtungen des Mittelalters für Volk und Jugend bearbeitete, gab 1828 den „Bildersaal deutscher Dichtung" heraus, der Literaturproben bis aus der neueren Zeit brachte. Im Vorwort weist Follen energisch auf die Bedeutung der Phantasie hin: „Die Bildung der Phantasie

wird am besten durch echte Poesie erzielt". Wackernagels Bemühungen in den 30er Jahren haben wir bereits erwähnt. Jetzt, im selben Jahr, als Bernhardis Wegweiser herauskam, 1852, erschien von Rudolf v. Raumer „Der Unterricht im Deutschen" (als 2. Abteilung des 3. Teils in der „Geschichte der Pädagogik" von seinem Vater, Karl v. Raumer). Für uns ist von höchstem Interesse seine Stellungnahme zur Poesie. Er sagt allgemein:

„Die erste und wesentliche Aufgabe wird sein, daß sie (die Schule) die Poesie als Poesie überliefere; und kann sie es eben wegen der Doppelseitigkeit ihrer Aufgabe nicht immer vermeiden, die Poesie zu stören, so hüte sie sich um so sorgfältiger, daß sie die Poesie nicht zerstöre. — Bei den umfangreicheren Werken unserer Klassiker muß die Schule in zweifacher Weise eingreifen: sie wird die Privatlektüre ihrer Schüler zu leiten suchen, wobei sich aber der Lehrer auf guten Rat beschränken soll. „Das wesentlichste Mittel aber, durch Privatlektüre den Schüler zum Guten zu leiten, wird immer das sein, daß der Geschmack der Zöglinge in der Schule selbst durch gediegene Lektüre gebildet wird." Dabei macht dann Raumer die feine Bemerkung: „So soll also wirklich gar nichts an den bezeichneten Meisterwerken den Schülern erklärt werden? Aufrichtig gesagt, bin ich der Meinung, daß diese Dichtungen ihre große und wesentliche Bestimmung erfüllen, auch ohne daß man ein Wort an ihnen erklärt. Empfängliche Schüler werden nach vollendeter Vorlesung still und schweigend nach Hause gehn, erfüllt von den großen Gestalten und mächtigen Geschicken. Gegen diesen Eindruck gehalten aber sind vereinzelte Dunkelheiten, über die sie sich keine klare Rechenschaft geben können, völlig untergeordnet."

Der Standpunkt, den R. v. Raumer hier vertritt, ist noch heute nach über 50 Jahren, mit wenig Modifikationen der unsrige. Die Geschichte der Kritik darf allerdings nicht verschweigen, daß dieser Standpunkt nicht immer und nicht von allen geteilt worden ist. Besonders die Frage, ob man die Klassiker schon der Jugend bieten dürfe, ist mehrfach, auch von bedeutenden Pädagogen, verneint worden. So war z. B. Adolf Diesterweg, Raumers Zeitgenosse, dagegen, daß die Klassiker von Kindern gelesen würden. Er sagt in dem Aufsatz „Was heißt lesen":

„Auch sind sie (unsere großen Dichter) für mehr da als in den Schulen gelesen zu werden. Wir verderben meist unsern Leuten den Genuß unserer herrlichen Klassiker durch unser tolles, verständnisloses Antizipieren, d. h. durch das Lesen der Meisterwerke in Zeiten, wo der junge Mensch noch nicht reif ist, Meisterwerke von Männern zu begreifen, und sich anzueignen. Was diese in ihren reifsten Jahren, auf dem Gipfel ihrer Kraft und auf der Basis der reichsten Lebenserfahrung gedichtet und dargestellt haben, ist natürlich nur genießbar und nutzbar für Männer, welche Erfahrungen, Erlebnisse und Führungen hinter sich haben. Wir aber machen sie zu einer Kinderspeise und verleiden den Kindern für die Zeit, wo sie Männer geworden sind, die Lust dazu. Sie haben ja schon alles gelesen und durchgekostet. So geht es mit allem, mit dem Katechismus, dem Gesangbuch und der Bibel, wie mit unsern Klassikern; 8 bis 12jährige lernen und lesen jene, 12 bis 18jährige die tiefsinnigsten Werke unserer ersten Schriftsteller, z. B. Schillers philosophische Gedichte, Goethes Faust u. dgl. mehr. Es ist ein wahres Verderben."

Eine ähnliche Meinung hat Direktor A. Goerth in bezug auf die Klassikerlektüre junger Mädchen (in dem vortrefflichen Aufsatz „Über Jugendlektüre für Mädchen", Pädagogium 1882). Er meint, junge Mädchen von 16 Jahren können sich nicht für Iphigenie, Tasso, die Dramen Schillers u. dgl. interessieren, weil Goerth sich als ca. 20jähriger noch herzlich dabei gelangweilt habe. — Diese Begründung ist außerordentlich lehrreich, weil sie ein erhellendes Licht auf die Widersprüche bei der Stellung zur Klassikerlektüre wirft. Es scheint in der Tat so zu sein, daß bei der Beurteilung dieser Frage die ganz subjektive Erfahrung aus der eigenen Jugend eine ausschlaggebende Rolle spielt. Diese subjektive Erfahrung aber zeigt bei den verschiedenen Menschen sehr verschiedene Resultate. Wir wissen von einer ganzen Reihe von Menschen, daß sie in ihrer Jugend gern Klassiker gelesen, und daß sie einen bleibenden Eindruck davongetragen haben. Wir wollen hier nur zwei besonders charakteristische Äußerungen anführen.

Gottfried Kinkel berichtet in dem Buch „Meine Schuljahre" (geschrieben 1845—50, veröffentlicht 1873):

„So habe ich eigentlich das Beste, was wir Deutsche besitzen, bereits auf der Schule kennen gelernt.“ Er hat Klopstocks Messias, Wielands Oberon und die Abderiten gelesen. Aber seine „noch überaus strenge Knabenmoral“ sträubte sich gegen die Leichtfertigkeit in manchen dieser Sachen. „In solcher Gemütsverfassung mußte natürlich Schiller am wärmsten mich berühren; seine dramatischen Werke, sowie den Abfall der Niederlande las ich mit vollem Verständnis und lebhaftem Gefühl. Auch Lessings Theaterstücke studierte ich mit Eifer, und als ich Goethe begann, waren es nächst den lyrischen Sachen wiederum die Dramen seiner Jugend, welche zuerst an die Reihe kamen; seine Romane habe ich erst Jahre lang später gelesen. — — Hauptsächlich diesem fleißigen Lesen der besten Muster schreibe ich es zu, daß mir der deutsche Ausdruck sowohl in der mündlichen Rede als im schriftlichen Aufsatz nie besonders Mühe gemacht hat.“

Die zweite Äußerung stammt von einer Frau, von Luise Otto-Peters, der bekannten Vorkämpferin der Frauenbewegung in Deutschland. Sie sagt („Der Genius des Hauses“, 1869):

„Noch heute sind mir die Stunden unvergeßlich, obwohl sie der frühesten Jugend angehörten, in denen ich Schillers Dichtungen las und wieder las. Ich war zuerst dazu gekommen, weil immer eine oder die andere auf dem Arbeitstisch der Mutter lag, und dann dazu, wie zu vielem andern, weil meine Schwestern 6 bis 8 Jahre älter waren als ich und mich gleichwohl von ihrer gemeinschaftlichen Lektüre nicht ausschlossen. — Wir waren keine Wunderkinder, die etwa alles verstanden hätten, was sie lasen — aber wir waren von unreinen Eindrücken und Vorstellungen bewahrt geblieben, und so verstanden wir nicht allein nicht nur einzelne Philosophema, Charakterentwicklungen usw. in unserm Schiller nicht, sondern wir verstanden auch die Andeutungen sinnlicher Verhältnisse und Kämpfe nicht, wie sie im Fiesko und Carlos vorkommen. Dergleichen geht spurlos an jedem noch rein bewahrten und unschuldigen Gemüt vorüber; — das erhabene Pathos aber, dessen edelster Vertreter Schiller ist, diese Reinheit und Größe in seinen Entwürfen, dieser sittliche Adel und diese flammende Begeisterung für die höchsten Ideale: das ist es, was eine Wirkung hinterläßt, die Gott sei Dank! niemals zu vertilgen ist. Sogar eine Kindesseele fühlt sich hier von heiligen Schauern erfüllt gehoben, bereit, diesen erhabenen Gefühlen nachzustreben.“

Aus diesen verschiedenen Äußerungen geht zweierlei unzweideutig hervor. Erstens, daß nicht alle Kinder der Lektüre unserer Klassiker gleich gegenüberstehen. Darum beachte man wohl, ob das Kind Werke der klassischen Literatur gern oder ungern liest; im letzteren Fall lasse man das Kind ruhig gewähren; das noch mangelnde Interesse ist durchaus nicht immer ein schlechtes Zeichen. Zweitens müssen wir sagen, daß lange nicht alle Werke der Klassiker sich für die Jugend eignen. Iphigenie, Tasso, Faust, Schillers philosophische Gedichte u. a. halten auch wir nicht geeignet, Kindern in die Hände gegeben zu werden; es ist da notwendig eine Auswahl zu treffen, die bei verschiedenen Kindern sehr verschieden sein wird.

* * *

Nach dieser notwendigen Abschweifung nehmen wir den Faden der Geschichte der eigentlichen Jugendschriftenkritik wieder auf. Da treffen wir am Ausgang desselben Jahrzehnts, in dem Bernhardis Wegweiser erschien, auf einen Mann, dessen Stellungnahme zur spezifischen Jugendliteratur eine für seine Zeit ganz auffallende ist, auf Dr. C. Kühner, den Direktor der Musterschule zu Frankfurt a. M. In dem Schulprogramm 1857 spricht er sich energisch gegen alle Jugendschriften aus. Diesem Manne wurde die Bearbeitung des Abschnitts „Jugendlektüre“ in K. A. Schmids „Enzyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens“ (1862) übertragen. Und hier lieferte Kühner, der allerdings seinen schroff ablehnenden Standpunkt aufgegeben hatte, eine ganz ausgezeichnete Arbeit, wertvoll besonders in dem ersten Teil, dem geschichtlichen Abriß über die Jugendliteratur. Kühner hat hier nicht nur ein reiches Material zusammengebracht, das von Späteren weidlich benutzt worden ist, er hat auch den Erscheinungen des Jugendschriftenmarktes gegenüber eine Höhe der Kritik eingenommen, die nur vereinzelt wieder erreicht wurde. Sein allgemeines Urteil lautet:

„Unser modernes Jugendschriftenwesen erscheint so unpädagogisch und charakterlos, daß in ihm für eine wissenschaftliche Betrachtung kaum zureichende Anknüpfungspunkte und selbst für eine Erwägung der praktischen Wirkung wenig mehr als negative Resultate gefunden werden können.“ — Über die moralischen Kinderschriften urteilt er: „Solche Schriften fließen über von rührender Kinderliebe, erstaunlicher Wohltätigkeit und unerhörtem Edelmut, die heiligsten und geheimsten Regungen des kindlichen Herzens werden theatralisch herausprobiert, und die Hätscheleien und Liebesbezeugungen, mit denen „Herzenseltern“ und „Herzenskinder“ sich stets in den Armen und am Halse liegen, treten in widriger Weise hervor.“

Besonders wichtig ist sein Urteil über die christlichen Jugendschriften, gewichtig darum, weil man Kühner schwerlich den Vorwurf der Religionsfeindlichkeit machen kann; stellt er doch selbst „die Erziehung zum Christentum“ als letztes Ziel der Jugendschrift hin. Gerade darum urteilt er:

„Beklagen muß man, daß schon Schmid mitunter und daß noch weit mehr seine zahlreichen Nachahmer und unter ihnen selbst solche, die nicht aus Spekulation, sondern aus wirklich christlicher Gesinnung und mit deutlichem Talente schrieben, ihrer guten Sache durch Mißverstand und Übertreibung vielfach schadeten. Viele wollen die Stärke des Glaubens verdeutlichen, indem sie Helden zeichnen, die untätig und unkräftig der Hilfe Gottes entgegenwarten. Sie stellen eine Frömmigkeit dar, die weit weniger in kerniger Mannhaftigkeit als durch weichliche und süßliche Empfindungen sich äußert; sie lassen den Mund bis zur Entweihung des Heiligen von frommen Redensarten überfließen, und ihre breite Darlegung innerer Heilsbewegungen artet zuweilen in eine Verletzung der religiösen Schamhaftigkeit aus, die das Heiligtum des inneren Lebens durch Bloßstellung ebenso gefährdet, wie die Verletzung der Scham auf einem andern Gebiet das Mark angreift. Dabei schaden solche Schriften nicht selten auch durch eine gewisse Romantik der Weltregierung, indem sie nämlich durch einen verschwenderischen Aufwand von Wundereffekten in der inneren und äußeren Führung des Menschenlebens (wobei die Tugend häufig auch äußerlich mit ihrem Teil schöner Kleider, mit viel Reichtum und hohen Titeln prompt belohnt wird) zum Glauben und zur Tugend locken wollen, aber eben durch die fühlbare Absichtlichkeit und Unwahrheit die ge-

wünschte Wirkung verfehlen." — Über die romanhaften Jugendschriften sagt Kühner: „Die Unwahrheit und ärmlicher Gehalt ist das Wesen der meisten. — — Das große Mittel, durch welches alle diese Schriften wirken, ist die Spannung. — — Der einzige pädagogische Grundsatz, den man bei diesen durch Überreiz entnervenden und durch Unwahrheit gemeinschädlichen Schriften mit ostensibler Sorglichkeit befolgt, ist der, daß man die Erzählung „sittlich rein" zu halten sucht. — — Aber die Vorsicht besteht meist nur darin, daß man unzarte Ausdrücke zu vermeiden, das Gemeinmenschliche in Euphemismen zu hüllen und das erotische Element aus dem Bilde des Lebens zu streichen sucht, während dagegen ein wenig Scheinheiligkeit, eitle Wohltätigkeit, Ehrgeiz und Egoismus ganz anständig unter der allgemeinen Tugendfirma mit in den Kauf gegeben wird."

Kühner reklamiert an Stelle der spezifischen Jugendschriften die klassisch-volkstümliche Literatur für das Kind: das echte Volksmärchen, die Nibelungen, die Volksbücher und für das reifere Kindesalter eine Auswahl aus unserer neueren klassischen Literatur unter Versagung jeglicher Bearbeitung.

Zu diesen unendlich wertvollen Ausführungen kommt aus demselben Jahrzehnt (1866) eine Äußerung Berthold Auerbachs, die von gleicher Schärfe ist wie das Urteil Kühners. Auerbach hatte von jeher großes Interesse an der Lektüre des Volkes gezeigt. (Siehe sein Buch „Schrift und Volk, Leipzig Brockhaus.) In seinen „Volksbüchern" (Bd. 2), kommt er auch auf die Lektüre des Kindes zu sprechen:

„Was aber liest das Kind? Das weiß weder Vater noch Mutter. Sie sind in religiösen Dingen frei gesinnt, und das Kind liest vielleicht frömmelndes Zeug, sie sind stark und rüstig, arbeitsam und klar, und das Kind schlürft Süßlichkeiten ein, die noch verderblicher sind als allerlei Zuckerwerk; sie sind aller Phantasie und gewaltsamer Aufregung abhold, und das Kind liest schauerliche Abenteuer von Blutaussaugern und Menschenfressern, die ihm freilich das Blut nicht aussaugen, aber es unnatürlich erhitzen und ihm das einfache Menschengefühl aufzehren. So ist's. Die Polizei warnt vor Spielzeug mit giftigen Farben, die Eltern sind sorgsam bedacht, daß das Kind nichts genießt, was seine Gesundheit schädigt. Aber die

giftigen Farben der Bücher, die verderblichen Genüsse der Schrift lassen sie sorglos und unbekümmert in seine Seele dringen. Allerdings wäre es besser, wenn die Kinder nichts zu lesen brauchten, wenn sie sich im Freien tummeln könnten, oder wenn ihnen die Eltern erzählen könnten. Aber beides ist in unseren Verhältnissen nicht mehr anders zu gestalten. Das städtische Leben, die Abgemessenheit der Wohnräume läßt das freie Tummeln der Kinder nicht mehr aufkommen, und Vater und Mutter, zumal der Ernährer des Hauses, ist von der Strenge des Berufs und der Arbeit, wie sie heute erfordert wird, derart ermüdet, daß nur noch selten einer dazu kommt, Geschichten zu erzählen. Am besten wär's, sie kämen mit Grimms Kinder- und Hausmärchen und etwa noch mit Gustav Schwabs Sagen des Altertums aus; aber das ist auch bald verbraucht, und die Kinder werden es überdrüssig. So muß man also zu Neuem greifen, und hier tritt die Mahnung an die Eltern, dem Kinde kein Buch in die Hände zu geben, das sie nicht selbst ganz oder doch größtenteils durchgelesen haben. Was nicht wert ist, daß es die Eltern durchlesen, ist gewiß auch nicht wert, den Kindern in die Seele gepflanzt zu werden." — — „Der Pädagogische Verein in Berlin hat ein Verzeichnis von Kinderbüchern herausgegeben, das den Eltern die Auswahl erleichtern kann, aber bei diesem Verzeichnis scheinen Rücksichten obgewaltet zu haben, die allerdings, wie sich von selbst versteht, nicht geradezu Schädliches, aber doch Läppisches und Verwaschenes aufnehmen ließen."

Das Ideal, daß heute berufene Männer ohne Rücksichten selbstlos an einem Verzeichnis empfehlenswerter Jugendlektüre arbeiten, wagt Auerbach gar nicht zu hoffen.

Das Verzeichnis, das Auerbach erwähnt, war das „Kritische Jugendschriftenverzeichnis", herausgegeben vom Pädagogischen Verein in Berlin. Das erste Heft war 1864 erschienen, das zweite 1865, das dritte 1867. Es war nicht das erstemal, daß von einem Lehrerverein ein Jugendschriftenverzeichnis herausgegeben wurde. Bernhardi erwähnt, daß schon 1851 vom „Geselligen Lehrerverein" in Berlin ein „Weihnachtskatalog" herausgegeben wurde. Es ist uns jedoch nicht möglich gewesen, ein Exemplar zu erhalten.

Wenn man die drei Hefte des Berliner Verzeichnisses durchsieht, so versteht man wohl das absprechende Urteil Auerbachs. Die Grundsätze für die Beurteilung sowohl

wie die Verzeichnisse selbst zeigen nichts von der kritischen Höhe eines Kühner und eines Auerbach, sie knüpfen genau da an, wo Bernhardi aufhörte. Die Hauptsätze lauten:

„Zweck der Jugendschriften ist es, in anziehender Weise den Anschauungskreis des Kindes zu erweitern, ihm Beispiele zur Nachahmung und Warnung vorzuführen, in ihm Begeisterung für alles Hohe und Edle zu erwecken und den Sprachschatz des jungen Lesers zu bereichern. — — „Derartige (roman- und novellenartige) Jugendschriften sind zu empfehlen, wenn ihre Tugendmuster in der Tat als solche gelten können, ohne dem wirklichen Leben fernzustehen; die abschreckenden Charaktere aber so genau gezeichnet sind, daß sie sicher das Kind mit Abscheu erfüllen und nicht auf dasselbe den entgegengesetzten Eindruck machen.“ — Die Auswahl bietet im 1. und 2. Heft an Erzählungen nur spezifische Jugendschriften.

Im 3. Heft ist erfreulich die Stellung zu „Bearbeitungen erzählender Dichtungen“. „Es haben sich innerhalb des Vereins Zweifel über die Berechtigung derartiger Bearbeitungen erhoben. — — Wir haben beschlossen, von jetzt ab nur Bearbeitungen von solchen erzählenden Dichtungen zu empfehlen, welche voraussichtlich im späteren Alter in ihrer ursprünglichen Form nicht gelesen werden und doch für die betreffende Altersstufe von pädagogischem Werte sind.“ — Die Auswahl zeigt einen kleinen Fortschritt: verschiedene literarisch wertvolle Bücher sind aufgenommen: z. B. Fontane (Krieg 1864), Caspari (Schulmeister und sein Sohn). Im ganzen aber zeigt auch das dritte Heft das alte Gesicht.

Im selben Jahr, als das dritte Heft erschien, 1867, gab der Berliner Seminardirektor A. Merget seine „Geschichte der deutschen Jugendliteratur“ heraus. Auch sie bedeutet gegen Auerbach, besonders aber gegen Kühner in bezug auf die kritische Stellungnahme einen erheblichen Rückschritt. Nicht nur, daß Merget der Kritik keinen neuen Gedanken zuführt, er ist auch einseitig in seiner Beurteilung, indem er die Stellung des Autors zur Religion so stark betont, daß er sie oft ausschlaggebend sein läßt. Auch gegen die bloße Unterhaltungsliteratur ist er sehr milde, milder als selbst Dettmer und Hopf es waren. Bei den Klassikern zieht Merget nur das heraus, was sie ausdrücklich für die Jugend gedichtet haben — wobei die Auswahl naturgemäß

fast zu einem Nichts wird. Trotzdem gehört sein Buch zu den bedeutenderen Erscheinungen auf unserem Gebiet; er gibt nicht nur ein ziemlich reiches Material, sondern er geht auch in seinen Kritiken auf die literarischen Qualitäten ein, nur daß er sie gegen das Religiöse, das Moralische und das Belehrende zu sehr zurücktreten läßt.

Auf längere Zeit hinaus blieb Mergets Buch die bedeutendste Erscheinung auf unserm Gebiet. Zuweilen erschien ein Aufsatz oder eine kleine Schrift, z. B. A. Kleinschmidt „Über Jugendschriften" oder der Prospekt zu Dr. Thormählens Jugend-Bibliothek, beide aus dem Jahre 1869. Beide entwickeln ganz verständige Ansichten, bieten aber keine neuen Gedanken.

Das Feld behaupten vorerst die Kommissionen. Die Schweizer machten den Anfang. Schon 1858 war die „Einrichtung der Jugendbibliotheken und die Auswahl zweckmäßiger Schriften für dieselben" ein besonderer Gegenstand der Beratung auf der Versammlung des allgemeinen schweizerischen Lehrervereins gewesen.

Es wurde dann eine Kommission ernannt, welche ein Verzeichnis empfehlenswerter Bücher entwerfen sollte.

Das Verzeichnis wurde in der „Schweizerischen Lehrerzeitung" veröffentlicht und von Zeit zu Zeit ergänzt. Daraus erwuchsen 1870 die „Mitteilungen über Jugendschriften", die noch heute fortgesetzt werden. 1906 ist das 29. Heft erschienen.

Im Laufe der Zeit haben eine ganze Reihe von Lehrervereinen Kommissionen gegründet, die eigene Jugendschriftenverzeichnisse herausgaben. Wir nennen die folgenden:

Auswahl empfehlenswerter Jugendschriften. Im Auftrage des Bezirkslehrervereins München durch dessen Sektion für Jugendliteratur zusammengestellt. 1874, 1875, 1876, 1877 und 1878.

Jugendschriftenverzeichnis der Sektion für Schülerbibliotheken des allgemeinen schleswig-holsteinischen Lehrervereins. Erstes Verzeichnis 1878 mit 180 Nummern, III. Aufl. 1885 mit 844 Nummern.

Beurteilungen von deutschen Jugend- und Volksschriften. Herausgegeben von dem Ersten Wiener Lehrerverein Die Volksschule. 1. Heft 1878. 2. Heft 1880.

Wegweiser durch die deutsche Jugendliteratur. Im Auftrage des Pädagogischen Vereins zu Dresden herausgegeben von der Kommission zur Beurteilung von Jugendschriften. — Die Kommission wurde 1877 gegründet; ihr erstes Verzeichnis erschien Weihnachten 1877 in den Tagesblättern. Das erste Heft des Wegweisers kam 1881 heraus. II. Heft 1884, III. Heft 1887. IV. Heft 1890. V. (letztes) Heft 1893.

Ratgeber für Eltern, Lehrer und Bibliothekvorstände bei der Auswahl von Jugendschriften. Herausgegeben von der Jugendschriftenkommission des Lehrervereins zu Frankfurt a. M. I. Jahrgang 1882. II. Jahrg. 1883. III. Jahrg. 1884/85. IV. Jahrg. 1886. V. Jahrg. 1887/88. VI. Jahrg. 1889.

Beurteilungen von Jugend- und Volksschriften. Herausgegeben vom Prüfungsausschuß des Anhaltischen Lehrervereins. I. Heft 1885. II. Heft 1886. III. Heft 1888. IV. Heft 1890. — 1892 erschien ein Entwurf einer Musterbücherei für Volks- und Mittelschulen auf Grund der erschienenen vier Hefte Beurteilungen.

Volks- und Jugendschriftenanzeiger. Herausgegeben vom Lehrerverein in Westfalen, als Beilage zur Lehrerzeitung für Westfalen, die Rheinprovinz und die Nachbargebiete.

Verzeichnis empfehlenswerter Jugend- und Volksschriften. Ein Ratgeber für Eltern, Lehrer und Bibliothekvorstände. Herausgegeben von der Jugendschriftenkommission des Wiesbadener Lehrervereins. I. Heft 1887. II. Heft 1888.

Verzeichnis ausgewählter Jugendschriften. Zusammengestellt auf Grund von Beurteilungen der verschiedenen Wegweiser und Führer durch die deutsche Jugendliteratur für die XII. Hauptversammlung des Bayrischen Volksschullehrervereins 1893 in Würzburg. Herausgegeben vom Bezirkslehrerverein Würzburg. (Das Vorwort ist gezeichnet von Jacob Beyhl.)

500 Jugendschriften, beurteilt von der Jugendschriftenkommission des Schlesischen Provinzial-Lehrervereins. Nebst einem Anhang: Verzeichnis behördlich empfohlener Jugendschriften als Grundstock für Schülerbibliotheken." Breslau, 1893. — Bemerkenswert ist, daß die Kommission (gegr. 1887) aus evangelischen und katholischen Lehrern bestand.

Obgleich alle diese Verzeichnisse nach Inhalt und Umfang sehr verschieden sind, zeigen sie doch eine typische Übereinstimmung: sie nehmen die vorhandene spezifische

Jugendliteratur als notwendig gegeben hin und wählen aus ihr das nach Meinung der Verfasser Beste aus, so daß in den Verzeichnissen alle „beliebten“ Jugendschriftsteller der Reihe nach auftreten — je nach dem Jahr des Erscheinens der Verzeichnisse. Allerdings in Auswahl. Und in den Grundsätzen für diese Auswahl zeigt sich wieder eine typische Übereinstimmung: alle verlangen von der Jugendschrift besondere Zwecke. Am allgemeinsten ist dies Verlangen von den Anhaltern ausgedrückt: „Das Buch sei reich an bildenden Elementen“. Gegen diese Forderung läßt sich natürlich gar nichts sagen — jedes gute Buch, jede echte Dichtung, jedes wirkliche Kunstwerk ist reich an bildenden Elementen. Aber das Bildende ist von den Ausschüssen so allgemein nicht gedacht, es hat durchaus die Bedeutung von belehrend: die Jugend soll aus dem Buch sehr direkt etwas lernen können: Geographie oder Geschichte oder Naturgeschichte oder Moral und Religion oder Patriotismus. Am klarsten und unzweideutigsten ist das von den Dresdnern ausgedrückt: „Jugendschriften, welche bedingungslos empfohlen werden sollen, müssen eine sittliche oder überhaupt eine belehrende und bildende Tendenz haben“. Dagegen tritt alles andere zurück. Wohl wird von der Sprache verlangt, sie sei „klar und einfach, fesselnd und anregend, nicht schwülstig, langweilig, aufregend“, wohl wird das gar zu absichtlich moralische Einwirken und das gar zu breite Auftreten des Belehrenden getadelt, ebenso wird Chauvinismus und religiöser Fanatismus verworfen, auch wird wohl gefragt, ob wirklich die Vorsehung das Ganze so wunderbar geleitet — aber wenn der Verfasser nur „auf Verstand und Gemüt der Kleinen einzuwirken“ weiß, wenn er neben dem Unterhaltenden das Belehrende nicht vergißt, wenn er recht „vorbildliche“, d. h. möglichst idealisierte Gestalten schildert, so wird sein Buch sicher empfohlen, auch wenn sonst starke Mängel vorhanden sind. Obgleich in Herzblättchens Zeitvertreib von Thekla v. Gumpert „manche der kleinen Erzählungen ohne rechten Gehalt, andere nicht wahr genug, noch andere zu

moralisierend und überhaupt zu lehrhaft sind", wird das Buch doch in zweiter Linie empfohlen, denn „es ist rühmlich hervorzuheben, daß alle Erzählungen einen sittlichen Grundgedanken haben, daß sie also eine veredelnde Wirkung auf den Leser auszuüben bestimmt sind". — Das ist ein Beispiel für viele ähnliche Urteile. — Erwähnt muß dann noch werden, daß ein sehr großes Gewicht auf „sittliche Reinheit" gelegt wird.

Wohltuend berührt in einigen Verzeichnissen, daß Märchen und Sage Berücksichtigung und daß vereinzelt auch volkstümliche Schriftsteller (Hebel, Frommel, Gotthelf u. a.) Aufnahme gefunden haben. — Die Vorreden sind im allgemeinen lesenswert; es finden sich zuweilen gute Bemerkungen über das allmähliche Hinaufklimmenlernen zu den Höhen unserer klassischen Literatur, über die Kindesnatur, über deutsches Volkstum u. dgl.; aber nirgends haben wir gefunden, daß der Kritik ein neuer Gesichtspunkt hinzugefügt wäre, oder daß sich das Urteil auch nur entfernt auf der Höhe früherer Kritiker gehalten hätte.

* * *

Eine gesonderte Betrachtung erfordert die katholische Jugendschriftenkritik, da in ihr noch besondere Gesichtspunkte zur Geltung kommen. — Die katholischen Kritiker berufen sich gern auf zwei Pädagogen, die in der Tat vorzügliche Anregungen auf unserem Gebiet geben. Der eine ist Dr. Kellner, Schulrat in Trier. In seinen „Aphorismen", die bereits 1850 erschienen, finden wir u. a. folgende Sätze:

„Jede Kinderschrift soll sich das wichtige Ziel gesetzt haben, den Willen zu lenken, das Herz für das Gute zu erwärmen und zugleich wahrhaft nützliche Kenntnisse oder Lebensregeln mitzuteilen. Die Begebenheiten müssen daher auch einen Hintergrund haben, der weniger durch die Kleinigkeitskrämerei der Kinderstube als durch das frische, volle Leben gegeben wird." — — „Jede Jugendschrift muß verurteilt und ferngehalten werden, die ihre kleinen Leser nur zu artigen, glatten und höflichen Weltmenschen ziehen will und daher

nur eine äußerliche Moral predigt, als deren Ziel und Ende lediglich der Menschen Beifall gedacht wird." — — „Ein anderer Mittelpunkt und Beweggrund ist uns aber gegeben in der warmen, ehrfurchtsvollen Beziehung zu Gott und der Pflicht, und diesen sollen wir und die Jugend festhalten, weil wir ohne ihn nur ratlose Schiffer sind, denen der rechte Kompaß verloren gegangen. Damit ist nicht gesagt, daß j der guten Handlung, jeder edlen Gesinnung, von denen der Jugend erzählt wird, auch flugs ein moralischer Seufzer mit Augenverdrehung anzuhängen sei, gleichsam, als wenn der Lehrer erst das Buch weglegt und nun spricht: Seht, Kinder, so sollt auch ihr usw. usw.!"

Das sind Grundsätze, die zwar auch 1850 nicht mehr neu waren, die aber doch immer wieder vergessen worden sind.

Der zweite katholische Pädagoge ist Dr. O. Willmann Hofrat und Universitätsprofessor. Er ließ 1867 „Pädagogische Vorträge" erscheinen, von denen für uns besonders der zweite Vortrag: „Volksmärchen und Robinson als Bildungsstoffe" von Interesse ist. W. sagt da:

„Fünf Forderungen sind es, die wir an eine echte Jugenderzählung zu stellen haben: sie sei wahrhaft kindlich, das ist einfältiglich und phantasievoll zugleich; sie sei sittlich bildend in dem Sinne, daß sie Gestalten und Verhältnisse aufzeigt, die, einfach und lebensvoll, das sittliche Urteil zur Billigung oder Mißbilligung herausfordern; sie sei lehrreich, biete Anknüpfung zu belehrenden Besprechungen über Gesellschaft und Natur; sie sei von bleibendem Wert, zur steten Rückkehr einladend; endlich: sie sei einheitlich, damit sie einen tiefen Eindruck bewirkt und Quellen eines vielseitigen Interesses aus sich entlassen könne."

Die vierte Forderung interpretiert Willmann weiter so: „eine echte Jugenderzählung muß klassisch sein, klassisch in dem Sinne, daß jedes Alter in ihr einen Besitz hat." — — „Gerade für die ersten Jugendjahre muß man um so wählerischer sein, weil sich in ihnen Eindrücke festsetzen, die zum Teil für das ganze Leben haften bleiben." — —

Mit feinsinnigem Verständnis geht Willmann auf die Bedeutung des Märchens für das Kind und auf dessen Verhältnis zur Poesie ein. Ganz besonders betont Willmann dann den sittlich bildenden Wert des Märchens. Kein Wort davon, daß die Erwähnung des Kusses usw. dem Kinde verderblich sein könne. Nur in dem Anschließen weitgehender Belehrungen

an das Erzählen oder Lesen der Märchen stimmen wir mit W. nicht überein. —

Leider ist keins der uns bekannten katholischen Verzeichnisse nach diesen Grundsätzen aufgebaut. Wir werden uns darüber allerdings nicht allzusehr wundern, wenn wir sehen, wie selbst Kellner trotz seiner ausgezeichneten allgemeinen Ausführungen in einer summarischen Übersicht über die Jugendliteratur (im Anhang seiner „Kurzen Geschichte der Erziehung") alle die bekannten Jugendschriftsteller empfehlend nennt: Thekla v. Gumpert, Thekla Raveau, Julie Ruhkopf, Nieritz, Horn, Baron, Hoffmann, Barth u. a. — und wenn wir hören, daß Kellner selbst religiös-moralische Jugendschriften verfaßt hat (z. B. Fischerknabe und Edelmann oder Der Herr führt die Seinen): der alte Gegensatz zwischen Theorie und Praxis.

Das älteste katholische Verzeichnis stammt von Dr. Hermann Rolfus, Pfarrer und Schulinspektor: „Verzeichnis ausgewählter Jugend- und Volksschriften, welche katholischen Eltern, Lehrern und Erziehern, sowie zur Errichtung von Jugend- und Volksbibliotheken empfohlen werden können." Der erste Teil: das Jugendschriftenverzeichnis, erschien 1866.

Als ersten Grundsatz stellt Rolfus auf: Es ist nicht gesagt, daß katholische Kinder „nichts anderes lesen sollten als Schriften, in denen eine katholische Anschauung herrscht. — — Allein, es soll in keinem Buche etwas enthalten sein, was das katholische Gefühl verletzt. — — Die größere Anzahl Bücher sollen solche sein, deren Inhalt geeignet ist, in den Herzen der Kinder die Liebe zu ihrem Glauben zu fördern." Von den anderen Grundsätzen ist noch bemerkenswert, daß „in religiös-sittlichen Erzählungen neben der Tugend auch das Verbrechen seine Darstellung und seine Verurteilung finden muß. Es ist aber nicht notwendig, daß wir den ganzen inneren Prozeß des Sünders durchmachen helfen und ihm auf seinen finstern Pfaden folgen, auf welchen es ihn vorwärts bis zur Verruchtheit drängt. Auch in der Schilderung des Bösen ist ungesund, was zu viel ist." Ferner hat Rolfus Schriften, in denen ihm auch nur eine Stelle auffiel, die veranlassen könnte, daß Kinder „über Dinge nachdenken und nachforschen, die ungeeignet sind," einfach beiseite gelegt, ohne Rücksicht auf ihre übrigen guten Eigenschaften. —

Im Verzeichnis nimmt die spezifisch katholische Literatur einen sehr breiten Raum ein; ganz vereinzelt nur trifft man auf ein literarisch wertvolles Werk.

Rolfus' kritischer Standpunkt ist typisch für die meisten katholischen Verzeichnisse: das Verlangen nach Vorführung musterhafter Charaktere, das Schlechte höchstens als Gegensatz und als Folie zugelassen, aber möglichst ohne Eingehen auf Einzelheiten; außerordentliche Empfindlichkeit gegen alles, was das katholische Empfinden verletzen könnte; äußerste Engherzigkeit in bezug auf sittliche Reinheit (vom Kuß, von Schwangerschaft darf auf keinen Fall die Rede sein); bei den österreichischen Kritikern kommt noch eine starke Empfindlichkeit gegen Äußerungen hinzu, die sich auf ihre Monarchie beziehen (besonders in bezug auf die „preußischen" Schriftsteller, z. B. Ferd. Schmidt).

Übrigens hat Rolfus später 1884 im fünften Band der „Real-Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens nach katholischen Prinzipien" von Rolfus und Pfister unter „Jugendbibliotheken und Jugendschriften" ganz ähnliche Grundsätze aufgestellt wie in seinem „Verzeichnis".

Rolfus' Verzeichnis blieb lange Zeit das einzige katholische, bis das umfangreiche Werk von Engelbert Fischer erschien: „Die Großmacht der Jugend- und Volksliteratur". Erste Abteilung: Jugendliteratur. Vom patriotischen, religiösen und pädagogisch-didaktischen Standpunkt kritisch beleuchtet. 4 Bände. 1877. Zweite Abteilung: Volksliteratur 1878.

Als Arbeitsleistung eines einzelnen ein Riesenwerk. Es werden 5000 Jugend- und 3000 Volksschriften eingehend besprochen. Fischer weist scharf zurück, was gegen den Katholizismus, gegen sein österreichisches Vaterland und gegen seine Erziehungsgrundsätze verstößt. Aber er nimmt gerne auf, was Andersgläubige Gutes und Schönes geschrieben haben; in diesem Punkte ist Fischer bedeutend weitherziger als Rolfus.

In bezug auf Jugendschriften ganz unfruchtbar ist Dr. Hülskamp: „1000 gute Bücher, den Katholiken deutscher Zunge zu Festgeschenken empfohlen." (2. Aufl. 1882, Münster, Theißing, 0,80 M.) In dem kurzen Abschnitt Jugendschriften empfiehlt Hülskamp lediglich katholische Schriftsteller, und

zwar in Bausch und Bogen, obgleich er zugibt, daß nicht alles von gleicher Güte sei.

Um dieselbe Zeit erschien von Johann Panholzer, Sr. päpstl. Heiligkeit geh. Kämmerer, ein „Kritischer Führer durch die Jugendliteratur“ in 4 Teilen. Die Auswahl ist so engherzig wie möglich. Es werden gute Bücher verworfen, weil in ihnen von Pfarrersfrauen und Pfarrerstöchtern die Rede ist, „da solche der katholischen Jugend fremd und unverständlich sind und ihre gewohnten Begriffe verwirren.“ Von Bechsteins Märchenbuch heißt es: „Eins der verderblichsten Bücher, das leider in sehr vielen Jugendbibliotheken steht und gräßliches Unheil anrichtet. Es ist übrigens behördlich verboten. Das Diebshandwerk wird verherrlicht in „Probestücke des Meisterdiebes“. Die Achtung vor dem Regenten wird untergraben in den Märchen „Der König im Bade“ und „Der Hasenhüter“. Religion, Priester- und Lehrerstand werden verächtlich gemacht usw.“ — Von Grimms Kinder- und Hausmärchen, die Willmann so warm empfiehlt, wird gesagt: „Ein ekelhaftes Buch“. — Daß jedes Buch verworfen wird, in dem vom Kuß, von Schwangerschaft usw. die Rede ist, nimmt nicht wunder.

Auch von katholischer Seite wurde der Versuch gemacht, eine Zeitschrift herauszugeben: „Die Jugend- und Volksliteratur“ von Joh. Müllermeister in Aachen. Sie erschien monatlich, allerdings nur ein Jahr (1886). Sie beschäftigte sich mit den Neuerscheinungen. Die literarische Seite der Kritik tritt nicht sehr stark hervor; dagegen ist ein Gesichtspunkt, der immer wiederkehrt, ob das Buch veredelnd auf die Jugend einwirkt, und ganz besonders wird das Augenmerk darauf gerichtet, daß die Schriften nichts sittlich Anstößiges enthalten. Noch peinlicher wird darauf gesehen, daß nichts das katholische Empfinden Verletzendes in den Büchern ist.

Ferner wurden von katholischer Seite Jugendschriftenkommissionen gegründet, die auch Verzeichnisse herausgaben. Das älteste dieser Verzeichnisse ist das vom Verein katholischer Lehrer Breslaus herausgegebene. Im ganzen sind davon sieben Hefte erschienen, das erste Heft 1886. — Elf Jahre später, 1897, gab die Jugendschriftenkommission des katholischen Bezirkslehrervereins München ein „Verzeichnis empfehlenswerter Schriften für die katholische

Jugend“ heraus. — Beide Verzeichnisse bieten keine neuen Gesichtspunkte: alle die bekannten und daneben viele unbekannte Jugendschriftsteller sind vertreten. Ab und zu trifft man auf ein literarisch oder künstlerisch wertvolles Buch.

Wir erwähnen ferner noch von Johann Langthaler, regulierten Chorherrn von St. Florian: „Wegweiser bei Anlegung oder Ergänzung von Kinder-, Jugend- und Volksbibliotheken.“ (Erweiterter Abdruck a. d. theol.-prakt. Quartalsschrift.) Langthaler legt, wie alle katholischen Beurteiler, den Hauptnachdruck auf den religiös-sittlichen Gehalt, doch ist er nicht ganz so engherzig wie Rolfus.

Auf die katholische Jugendschriftenkritik unserer Zeit kommen wir später zurück.

* * *

Schon einmal konnten wir hervorheben, daß die höheren Schulen auf dem Gebiet der Jugendlektüre den übrigen Schulen voraus waren. Auch später haben sich die höheren Schulen den Vorsprung gewahrt.

Auf den Direktorenversammlungen der Provinzen des Königreichs Preußen wurde die Schülerbibliotheksfrage verschiedentlich behandelt. 1855 veröffentlichte J. Hülsmann im Programm des Gymnasiums zu Duisburg eine vortreffliche Abhandlung „Über die Einrichtung der Schülerbibliotheken“. — 1856 erhob Heiland in dem Aufsatz „Kanon der Schülerbibliothek“ (in Mützels Zeitschrift für Gymnasialwesen) die Forderung: „Wir brauchen viel weniger Bücher, als wir meistens in unseren Schülerbibliotheken haben, aber wir brauchen die guten Bücher in mehr als einem Exemplar“. — 1869 gab der Gymnasialdirektor Dr. Hoegg im Auftrage der westfälischen Direktorenkonferenz ein „Verzeichnis der von den höheren Bildungsanstalten Westfalens für Schülerbibliotheken empfohlenen Werke“ heraus. Das Verzeichnis war das Ergebnis einer genauen Durchsicht der Bibliothekskataloge obengenannter Anstalten, die von den Leitern derselben vorgenommen worden war.

Die bedeutsamste Erscheinung aber war der Katalog von Dr. Georg Ellendt, Gymnasiallehrer in Königsberg: „Entwurf eines nach Stufen geordneten Kataloges für die Schülerbibliotheken höherer Lehranstalten, besonders der Gymnasien“ (Progr. d. Kgl. Friedr. Kolleg. Königsberg 1875). — Der Katalog ragt über die gleichzeitigen und späteren Verzeichnisse bedeutend hinaus. In der kurzen Einleitung erneut Ellendt die Forderung Heilands, die besten Bücher in mehr als einem Exemplar einzustellen. — Ellendt fordert weiter Klassenbibliotheken, eine Forderung, die Schrader bereits 1882 in Schmids Enzyklopädie (unter Schülerbibliothek) erhoben hatte. — Er will alle Bearbeitungen von Romanen (Scott, Dickens usw.) ausgeschlossen wissen. Am wichtigsten aber ist, daß er die Legion der Erzählungen von Hoffmann, Horn und Nieritz usw. bis auf zirka je acht der besseren ausschließt. Das war bisher noch in keinem Verzeichnis geschehen. Ellendt berücksichtigt dagegen sehr stark die volkstümliche und die klassische Literatur. Sehr nachsichtig ist er allerdings bei der Biographie und der geschichtlichen Erzählung.

Der Katalog Ellendts blieb auf längere Zeit die einzige wirklich erfreuliche Erscheinung. Wohl erschien in den 70er und 80er Jahren eine Reihe Veröffentlichungen, die aber für die Entwicklung der Kritik von keiner Bedeutung sind — mit wenigen Ausnahmen. Wir nennen von solchen Veröffentlichungen:

Fr. Kaselitz, Gefahren moderner Jugendlektüre. Berlin, 1868. — Ein Vortrag, im wesentlichen ein Auszug aus Kühner.

Linnig, „Die deutsche Jugendliteratur und Methodik des deutschen Unterrichts in katechetischer Form.“ Leipzig, 1876. — Die Schrift ist zu dem ausgesprochenen Zweck geschrieben, als Vorbereitung auf die Rektorats- usw. Prüfung zu dienen. Sie ist nichts weiter als ein in Frage und Antwort abgefaßter Auszug, hauptsächlich aus „Merget“.

Dr. K. Kloepper, Gymnasiallehrer in Rostock: „Verzeichnis gediegener Unterhaltungsliteratur.“ 1878. — Ohne bemerkenswerte Eigenart. Seine „Übersicht der Jugendschriftsteller und -Schriftstellerinnen“ ist ein bloßer Namensauszug aus „Merget“.

K. Kaiser, Jugendlektüre und Schülerbibliotheken nebst einem nach Klassen geordneten Kataloge. Barmen, 1878. — Für höhere Töchterschulen!

J. Kraft, Bürgerschullehrer in Wien: Über Schülerbibliotheken in Österreich, Deutschland und der Schweiz. Wien, 1879. — Eine vergleichende Studie auf Grund eigener Anschauung. Brauchbare Daten.

F. Zehender, Kurze Übersicht der Entwicklung der deutschen Jugendliteratur, begleitet von Ratschlägen zur Begründung von Jugendbibliotheken. Zürich 1880. — Die sehr kurze Übersicht gibt im wesentlichen nur Namen ohne Daten; sie ist heute wertlos.

Anton Peter, k. k. Schulrat und Direktor der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Teschen. „Verzeichnis von geeigneten und nicht geeigneten Jugendschriften für Volks- und Bürgerschulbibliotheken.“ 2. Aufl., 1886. Seine Auswahl ist eine bloße Zusammenstellung dessen, was andere bereits empfohlen haben.

Dietrich Theden, „Die deutsche Jugendliteratur“. Grundsätze zur Beurteilung der deutschen Jugendliteratur, Winke für Gründung, Einrichtung und Fortführung einschlägiger Bibliotheken und Verzeichnis empfehlenswerter Schriften. Hamburg, 1883. II. Aufl., 1893. — Theden steht ganz auf dem Boden, die Jugendschrift müsse unterhalten, veredeln und belehren. Die gute Jugendschrift „ist als anmutende Umschreibung ethischer Kernsätze, als Verstand und Gemüt anregende Detailmalerei pädagogischen Lehr- und Übungsstoffen ein Förderungsmittel für Gesinnung und Wissen.“

Julius Duboc, Dr. phil., „Die moderne Jugendliteratur.“ 1884. — Eine kleine, noch heute lesenswerte Broschüre.

Karl Bornemann, „Die wichtigsten Verordnungen und Erlässe österreichischer Schulbehörden, welche auf Schülerbibliotheken Bezug haben. Znaim, 1886. (VI. Aufl.)

Wilhelm Fricke (Bielefeld), „Grundriß der Geschichte deutscher Jugendliteratur.“ Minden i. Westf., 1886. — Eine ganz oberflächliche und kritiklose Zusammenstoppelung von Namen und Daten.

K. Huber, Wiener Bürgerschullehrer: „Über Jugendschriften und Schülerbibliotheken.“ Wien, 1886. Auf Grund von Beratungen in österreichischen Lehrerkreisen. Bietet nichts Neues; doch sei erwähnt, daß der Verf. sich prinzipiell gegen Jugendzeitschriften erklärt.

Julius Groß, „Über Jugendlektüre und Schülerbibliotheken“ im Programm des evang. Gymnasiums zu Kronstadt. Kronstadt, 1888. — Groß stellt sich im ganzen auf den Boden

Kühners, seine Ausführungen sind gut, bieten aber nichts Neues.

C. A. Wentzel, Rektor: „Die Entwicklungsgeschichte der deutschen Jugendschriftenliteratur, in ihren Hauptzügen als Repetitorium dargestellt.“ Minden, 1888. — Eine höchst oberflächliche Zusammenstellung von Namen und Daten.

Georg Dreyer, Lehrer in Osnabrück: „Die Jugendliteratur.“ Gotha, 1889. — Lesenswerte Ausführungen, in denen Dreyer aber nichts Neues sagt. Bemerkenswert ist, daß Dreyer die Gesetze, die für die allgemeine Literatur gelten, auch auf die Jugendliteratur angewendet wissen will. Schade nur, daß er sich in dem ganz oberflächlichen „Kurzen Überblick über die Jugendliteratur“ nicht danach richtet, sondern alle bekannten Jugendschriftsteller, wenn auch nicht ohne Einschränkung, empfiehlt.

M. Hartung, „Plato oder von dem Wesen der Jugendliteratur.“ Ein Dialog. Leipzig, 1890. — Seine Anschauungen vom Wesen der Jugendliteratur unterscheiden sich nicht von den damals landläufigen.

Chr. Hamann, Hauptlehrer in Hamburg: „Was unsere Kinder lesen.“ 1891 (i. d. Sammlung pädag. Vorträge v. Meyer-Markan). — Ein für seine Zeit lesenswerter Vortrag.

Wilh. Bartholomäus in Hamm i. Westf., „Ratgeber für Eltern, Oheime, Basen, sowie für Kinderfreunde und Leiter von Volks- und Schülerbüchereien bei der Auswahl von Jugendschriften.“ Bielefeld, 1892. — Eine reichhaltige, aber durchaus kritiklose Zusammenstellung spezifischer Jugendschriften.

Kasimir Rebele, „Die Entwicklung der deutschen Jugendliteratur.“ 1894. — Eine ganz kurze Übersicht über die Entwicklung der Jugendliteratur mit einer Reihe scharfer, kritischer Bemerkungen. Interessant ist, daß auch Rebeles Grundstock von 50 Jugendschriften um Gumpert, Herchenbach, Hoffmann, Horn, Nieritz u. a. nicht herumkommt.

Heimart Cludius (Pfarrer) und Karl Cludius (Buchhändler): „Die evangelische Volks- und Schülerbibliothek.“ 1895. — Außerordentlich reichhaltig, da alle bedeutenderen Führer usw. benutzt sind (1674 Nummern). Keine selbständigen Urteile, bei jedem Buch ist ein Urteil eines „Wegweisers“ angeführt.

Inzwischen fing auf dem Gebiete der Kunst ein Umschwung an, sich bemerkbar zu machen; der Kampf zwischen alter und neuer Kunst setzte mit dem Ende der 70er Jahre mit aller Heftigkeit ein: Nietzsches erste Schriften erschienen und entfesselten einen Sturm der Zustimmung

und des Widerspruchs. 1884 veröffentlichte Liliencron seine ersten Gedichte, 1888 wurde Sudermanns Ehre aufgeführt; im selben Jahre lenkte Fontane mit seinem Roman Irrungen und Wirrungen ganz in das realistische Fahrwasser ein. 1889 erschien Hauptmanns Vor Sonnenaufgang. Gleichzeitig hatte der neue Geist auch auf die Kritik befruchtend gewirkt; man fing in ganz anderer Weise als früher an, das Kunstwerk wieder künstlerisch zu werten. Bald machte sich die neue Art der Beurteilung auch auf dem Gebiet der Jugendschriftenkritik geltend. Die beiden ersten, die sich durch die Art ihres Urteils von ihren Zeitgenossen unterschieden, waren Goerth und Göhring.

Direktor A. Goerth-Insterburg veröffentlichte 1882 im Pädagogium einen Aufsatz „Über Jugendlektüre für Mädchen". Da sagt er: „Wahrhaft bildend können nur solche Bücher wirken, deren Inhalt wissenschaftlicher oder künstlerischer Art ist. Zu diesen gehören nur die Werke echter Dichtkunst". — Das war zwar auch sonst schon gesagt worden; aber Goerth unterscheidet sich dadurch von seinen Vorgängern, daß er bei der Beurteilung der einzelnen Werke nun auch wirklich Ernst macht mit der Anlegung eines literarischen Maßstabes. Er lehnt alle die Schriften — Spülwasser nennt sie Goerth — von Clementine Helm, Rosalie Koch, Lina Morgenstern, Luise Büchner, Thekla v. Gumpert, Luise Thalheim, Marie v. Olfers, A. Stein, Elise Polko usw. sehr scharf ab. Nur Ottilie Wildermuth und Luise Pichler will er gelten lassen, wie er überhaupt Unterhaltungslektüre, die eigens für Kinder geschrieben wird, nur in den seltenen Fällen zulassen will, in denen Männer und Frauen für Schriften solcher Art künstlerische Begabung besitzen. — Goerths Stellung zu den Klassikern haben wir bereits erwähnt. Goerth will den jungen Mädchen lieber Romane geben, vorausgesetzt, daß sie echte Dichtwerke sind wie die von Scott, Dickens, Alexis, Freytag, Auerbach (Dorfgeschichten) u. a. — Als Mittel gegen die Vielleserei empfiehlt G., aus allen Kräften das Lesen als Arbeit („mit der Feder in der Hand") zu befördern.

Wertvoller und interessanter noch sind die Arbeiten Ludwig Göhrings, die er Ende der 80er und Anfang der 90er Jahre veröffentlichte. Es sind folgende Aufsätze:

1. Geschichte der deutschen Jugendliteratur. — Bayrische Lehrerzeitung 1887.
2. Die Anfänge der deutschen Jugendliteratur. Praktischer Schulmann 1888 und 1889. — Als Buch erschienen 1904.
3. Wilhelm Hey. — Pädagogium 1889.
4. Weibliche Federn. Pädagogium 1890.
5. Im Banne des Robinson und Lederstrumpf. — Pädagogium 1890.
6. Der Reise- und Abenteurerroman. — Pädagogium 1891.
7. Indianergeschichten und Robinsonaden. — Pädagogische Warte 1891 und 1892.
8. Hoffmann v. Fallersleben. — Praktischer Schulmann 1891.
9. Friedrich Güll. — Praktischer Schulmann. 1891.
10. Löwenstein. — Fränkischer Kurier 1891 (Januar).
11. Beurteilung von Roseggers Jugendschriften. — Pädagogische Warte 1891 und 1892.

Göhring verband eine bedeutende kritische Begabung mit einem feinen ästhetischen Empfinden. Er hielt sich nicht allzu lange mit allgemeinen Betrachtungen auf, er rückte den Einzelerscheinungen auf den Leib, analysierte sie und zeigte ihre Mängel und Schwächen, aber auch ihre Schönheiten, wo er solche fand. Die Behandlung der Anfänge der Jugendliteratur, sowie die Betrachtung der einzelnen Kinderlieddichter müssen wir noch heute als mustergültig und vorbildlich bezeichnen. Göhring betrachtete die Erzeugnisse der Jugendliteratur genau so als literarische Kunstwerke wie die Werke unserer großen Dichter; daneben betonte er mit aller Schärfe den pädagogischen Standpunkt: die Rücksicht auf die Kindesnatur — das ist die Stellung, die wir noch heute einnehmen.

Neben Goerth und Göhring müssen wir noch einen dritten nennen: Georg Heydner, Lehrer in Nürnberg. Von ihm erschien 1891 ein Buch: „Das Lesebuch in der Volksschule“, in dem er für das Lesebuch die Forderung aufstellte: Nur der Dichter darf zu den Kindern reden.

Im Jahre 1892 war es kaum bereits, daß Heinrich Wolgast, Lehrer in Hamburg, im „Magazin für Literatur" einen Artikel über Jugendliteratur brachte, dessen Darlegungen darauf hinausliefen, nachzuweisen, daß die spezifische Jugendschrift, soweit sie als Dichtwerk auftritt, keine Berechtigung habe, und daß allein der echte Dichter der berufene Jugendschriftsteller sei.

Am Anfang der 90er Jahre war es ferner, als der Ausdruck „Massenlektüre" geprägt wurde, und zwar von F. Aberle, Rektor in Waldenburg i. Schl., in dem Artikel „Klassen- und Massenlektüre" (i. d. Sammlung pädag. Vorträge v. Meyer-Markau 1891). Die Sache selbst war schon früher angeregt worden, Heiland hatte z. B. gefordert, daß von den besten Büchern mehrere Exemplare in einer Klasse vorhanden seien, und Dr. Fr. Dula will eine ganze Abteilung von Schülern dasselbe Buch lesen lassen („Ein Wort über Schülerbibliotheken" 1864). Auch der Berliner Rektor Karl Strobel verlangt 1880 in seiner Broschüre „Der deutsche Sprachunterricht in mehrklassigen Schulen", daß die Kinder lernen, ein Buch zu lesen. Darum soll die Schülerbibliothek nur wenige Autoren aufweisen, diese aber in vielen Exemplaren, damit etwa in einem Monat alle Kinder einer Klasse dasselbe Buch gelesen haben und der Lehrer dann mit ihnen darüber sprechen kann. — Ähnlich greift Aberle die Sache an. Er macht in seinem Artikel kurze Mitteilungen über die Lektüre in seiner Schule. Er berichtet, daß im letzten Viertel des dritten Schuljahres jedes Kind seitens der Schule den „Robinson" unentgeltlich zur Benutzung erhält. — Im vierten Schuljahr folgte ebenso „Die Nibelungen" (leider von Rein, Pickel und Schaller). Daneben tritt hier zum erstenmal die Massenlektüre ein. — Je zehn Kinder lesen alle zugleich dasselbe Buch. — Auf der Oberstufe wird nur noch Massenlektüre betrieben. Und zwar werden Erzählungen der besten Volksschriftsteller gelesen; daneben aber im Geschichts-, Geographie- und Naturgeschichtsunterricht immer nach Beendigung eines Abschnitts entsprechende Bücher. So erfährt überall der

Klassenunterricht Belebung, Erweiterung und Vertiefung durch die mit ihm im organischen Zusammenhang stehende Lektüre. —Das ist im Prinzip dasselbe, was heute gefordert wird.

Heydner sowohl wie Göhring und Wolgast sind anfangs nicht genügend gehört worden. Ihre Arbeiten waren zu sehr Einzelerscheinungen, die wohl Interesse erregten, deren praktische Erfolge aber nicht groß waren. Sie konnten es nicht sein, weil das Herkömmliche, weil die traditionellen Urteile, weil die Namen der Jugendschriftsteller — weil das alles viel zu mächtig war, um durch einzelne Männer erschüttert zu werden. Die neuen Ideen in Kunst und Literatur und Pädagogik waren noch nicht tief und nicht weit genug gedrungen. Es mußte etwas kommen, was dem Hergebrachten ein gleich Mächtiges entgegensetzen konnte: das war die Organisation der Jugendschriftenkritik.

Lokale Organisationen hatte es ja schon seit langem gegeben. Aber man gewann doch mehr oder minder die Überzeugung, daß der Einfluß dieser einzelnen Ausschüsse auf die Familie sowohl als auf den Buchhandel nur gering sein konnte. Die Arbeitskraft reichte nicht aus, das gewaltige Material an Jugendschriften zu bewältigen; die Mittel genügten nicht, mit der wünschenswerten Tatkraft einzugreifen. Diese Wahrnehmungen führten schließlich zu einer Annäherung der Ausschüsse. Es war zu Anfang des Jahres 1891, als von seiten der Jugendschriften-Vereinigung des Berliner Lehrervereins die Anregung ausging, die vorhandenen Ausschüsse zu einem gemeinsamen Arbeiten zu bewegen. Der Gedanke fand Entgegenkommen. Schon im selben Jahre (1891) konnte ein Weihnachtsverzeichnis herausgegeben werden, das von den Ausschüssen Berlin, Bielefeld, Coburg, Gotha, Königsberg und Zerbst unterzeichnet war. Als dann Pfingsten 1892 in Halle der 9. Deutsche Lehrertag tagte, waren auch Vertreter der Prüfungsausschüsse erschienen, um ein möglichst einheitliches Arbeiten bei der Beurteilung der Jugendschriften herbeizuführen. Berlin, Breslau, Frankfurt a. M., Gotha,

Hamburg, Königsberg und Zerbst waren vertreten. Schon hier wurde von Coburg und Hamburg die Gründung eines kritischen Organs beantragt, dessen Kosten der deutsche Lehrerverein tragen sollte. Da aber der geschäftsführende Ausschuß des deutschen Lehrervereins einen entsprechenden Antrag ablehnte, so verzögerte sich die Herausgabe, bis auf der Tagung der 30. Allgemeinen Deutschen Lehrerversammlung in Leipzig 1893 die Notwendigkeit eines eigenen Organs von neuem betont wurde. So wurde denn die Herausgabe der Jugendschriften-Warte beschlossen als Organ der vereinigten Prüfungsausschüsse. Die entstehenden Kosten wollten die Ausschüsse selbst tragen. Das Blatt sollte keine Anzeigen aufnehmen, damit es ganz unabhängig bliebe. Am 10. August 1893 erschien die erste Nummer. Als Redakteur zeichnete Paul Ziegler, der Vorsitzende des Vorortsausschusses Berlin. Ziegler vertrat von vornherein den glücklichen Gedanken, die Jugendschriften-Warte zum Selbstkostenpreise an andere pädagogische Blätter abzugeben. Ziegler konnte am Ende des ersten Halbjahres berichten, daß sieben angesehene Blätter die J.-W. beilegten resp. vollinhaltlich nachdruckten, so daß die J.-W. von vornherein in einer Auflage von 22 000 Exemplaren erschien.

Interessant ist es, den kritischen Standpunkt der neuen Vereinigung und ihres kritischen Organs zu verfolgen. Ziegler hatte in dem Einführungsartikel „Was wir wollen" der J.-W. die Aufgabe zugewiesen, die Neuerscheinungen des Jugendschriftenmarktes zu prüfen. Es war das dieselbe Aufgabe, die von den meisten der vereinigten Ausschüsse seit Jahren verfolgt wurde. Und als Maßstab für die Beurteilung sollte zunächst gelten: die Jugendschrift muß 1. inhaltlich wertvoll sein, d. h. sie muß bildend und veredelnd wirken, 2. sie muß der Form nach der Fassungskraft der Kinder entsprechen und 3. sie muß gut ausgestattet sein. — Auch diese Sätze entsprachen dem, was bisher schon als Norm gegolten hatte.

Wenn man die Besprechungen der ersten Jahrgänge,

die von Ausschüssen gezeichnet waren, durchsieht, so bemerkt man bald, daß der kritische Standpunkt der einzelnen Ausschüsse wohl ein verschiedener ist, daß aber der Durchschnitt nicht über das bisher Gewohnte hinausragt.

Von besonderem Interesse ist das erste Verzeichnis angenommener Bücher in der Novembernummer 1893, das natürlich keinen Anspruch auf irgendwelche Vollständigkeit machte, da es nur Bücher brachte, die bisher von drei Ausschüssen angenommen waren. Es enthält Werke von folgenden Autoren (vollständige Liste!): R. Bahmann, Bauer, Berger, Bonnell, Carlowitz, Effenberger, Elm, Garlepp, Glaubrecht, Gotthelf, Gillwald, Halden, Heyer, Hilber, Hinck, Höcker, F. Hoffmann, Hoffmeister, Hörtkorn, Hucken, Jahnke, Jäger, Klietsch, Lechler, Lindemann, Nieritz, Pajeken, Rein, O. Richter, Schanz, F. Schmidt, Sonnenburg, Stephan, Sturm, Weddigen, Weise, Wilms-Wildermuth, Wolf-Harnier, Würdig. — Kein einziges der empfohlenen Bücher findet sich heute im Verzeichnis der Vereinigung!

Aber neben den Besprechungen der Ausschüsse brachte die J.-W. auch Artikel und Einzelrezensionen. Und da ist die Schärfe bemerkenswert, mit welcher in einer Reihe von Artikeln auf die literarische und künstlerische Minderwertigkeit von Werken angesehener Autoren hingewiesen wird. So findet sich gleich in der ersten Nummer ein Urteil von Wolgast über „Robert den Schiffsjungen" von Wörishöffer, in dem das verbreitete Buch als Schundliteratur niedrigster Gattung bezeichnet wird. Sehr energisch wurde auch gegen die Backfischliteratur zu Felde gezogen. Ferner wurde in einem Artikel von B. Rabich-Gotha (1894, Nr. 7) den Jugendzeitschriften eine scharfe Absage zuteil. Weiter brachten die ersten beiden Nummern des 2. Jahrgangs 1894 einen Artikel von H. Wolgast: „Über Bilderbuch und Illustration," in dem zum erstenmal bestimmt ausgesprochen wurde: Der Zweck des Bildes ist, „daß durch das Bild das Kind zum Kunstgenuß erzogen werden soll." Diese verschiedenen Anzeichen deuten darauf hin, daß sich im Schoße

der Vereinigung ein Umschwung der kritischen Stellungnahme vorbereitete. Bevor wir darauf eingehen, müssen wir noch einige andere Ereignisse erwähnen.

Von Anfang an war die Vereinigung der Prüfungsausschüsse und ihr Organ verschiedenen Angriffen ausgesetzt. In Nr. 8, 1894 hatte sich die Schriftleitung der J.-W. gegen einen heftigen Angriff im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" (Nr. 165, 1894) zu verteidigen. Wenn man den Angriff heute liest, so kann man sich eines Lächelns nicht erwehren. Der unbekannte Angreifer meint, die Hauptmotive für das Vorgehen der „unbekannten Elementar- und Bürgerschullehrer" seien die Sehnsucht, „in der Öffentlichkeit eine Rolle zu spielen" und „eine fast unersättliche Gier nach Freiexemplaren."

Einen ebenfalls sehr heftigen Angriff erfuhren die Ausführungen Wolgasts über Bilderbuch und Illustration von Th. Goebel im Journal für Buchdruckerkunst (Nr. 31,1894). Goebel wies besonders die scharfen Worte Wolgasts über den Farbendruck in deutschen Bilderbüchern zurück. Interessant ist, wie damals von Goebel die Forderung nach künstlerischen Bilderbüchern abgetan wurde: „Daß schon das erste Bilderbuch des zweijährigen Kindes den Anforderungen des gebildeten Geschmacks genügen müsse, sind graue Theorien, um nicht zu sagen Lächerlichkeiten, womit wir natürlich nicht das Gegenteil, d. h. daß der Inhalt eines Bilderbuches geschmacklos sein dürfe, vertreten wollen. — Oder will Wolgast verlangen, daß jedes Blatt eines Bilderbuches ein Kunstwerk sei?"

Wir müssen dann noch des „Vereins zur Reform der Literatur für die weibliche Jugend" gedenken, der im Mai 1893 gegründet wurde. Er hatte seinen Sitz in Berlin, doch sollten möglichst in allen deutschen Städten Sektionen gebildet werden. Das Organ des Vereins waren die „Losen Blätter," Redaktion Frau Pastor Klapp, deren erste Nummer im Mai 1894 erschien. Hier wurde als Ziel gesetzt, daß unsere Töchter nicht der Lektüre schlechter unsittlicher Romane oder seichter fader Backfischgeschichten

verfallen. Dagegen sollen alle Schriften, die nur einem Schönheitszweck dienen, die den Hauch einer geläuterten Poesie atmen, willkommen sein. — Leider finden wir unter den lobend besprochenen Büchern nicht viele, die den Hauch der Poesie atmen. Die Beurteilung ist durchaus moralischer Art. Hier war also von einem Fortschritt der Kritik keine Rede.

Aber wir haben gesehen, daß sich in den Reihen der vereinigten Prüfungsausschüsse das Bestreben geltend machte, auch die Jugendschrift wirklich literarisch zu werten. Im Hamburger Ausschuß (gegründet 1888) brach sich die Erkenntnis, daß man die Jugendschrift kritisch nicht anders beurteilen dürfte als jedes andere Erzeugnis der Literatur, zuerst Bahn. Selbstverständliche Voraussetzung blieb dabei natürlich immer, daß die Schrift sich für die Jugend eigne. In dem Satz: „Die Prüfung der Werke erfolgt vom pädagogischen und ästhetischen Standpunkt aus“, kam diese Ansicht zum Ausdruck. Um auch weitere Kreise über seine Absicht zu verständigen und für seine Ansicht zu gewinnen, gab der Ausschuß im Mai 1896 ein Heft „Beiträge zur literarischen Beurteilung der Jugendschrift“ heraus. Hier wird klar und bestimmt gefordert, daß hinter dem Kinderbuche ein ganzer Dichter stehen und daß die Kritik für dasselbe die höchsten Forderungen erheben müsse, die man überhaupt an ein Kunstwerk stellt. Für die belehrende Jugendschrift aber müsse man verlangen, daß der Verfasser wissenschaftlich gebildet sei.

Wirklich akut aber wurde die Frage der ästhetischen Würdigung der Jugendschrift erst durch das bahnbrechende Buch von Heinrich Wolgast „Das Elend unserer Jugendliteratur“, das im November 1896 erschien. Die Grundsätze, die Wolgast bereits 1892 im „Magazin für Literatur“ ausgesprochen hatte, wurden hier in umfassender, mustergültiger Weise begründet. Diese Grundsätze waren gar nicht so unerhört neu; aber sie wirkten so, weil man das vergessen oder nicht gewußt hatte, was über Jugendschriftenkritik schon früher Bedeutsames gesagt worden war,

und was Wolgast sich ganz selbständig aufs neue erarbeitet hatte.

Wolgast setzt als Aufgabe des Leseunterrichts, den Zögling mit der Neigung und der Fähigkeit auszustatten, von den wertvollen Schätzen unseres Schrifttums selbsttätig einen Teil sich anzueignen; das Kind muß fähig gemacht werden, unsere nationale Dichtung künstlerisch zu genießen. Diese Fähigkeit kann man nur erwerben an der Hand echter Dichtung; darum muß die Jugendschrift in dichterischer Form (Gedicht, Märchen, Erzählung usw.) ein Kunstwerk sein. „Literarische Kunstwerke gehören aber der allgemeinen Literatur an, und so würde die spezifische Jugendliteratur keine Existenzberechtigung besitzen." — Dann führt Wolgast eingehend aus, warum die spezifischen Jugendschriften keine Kunstwerke sind — nicht sein können — weil die Verfasser — bis auf ganz seltene Ausnahmen — keine Dichter sind; weil sie mit der Erzählung Absichten und Zwecke verbinden, die der Dichtkunst fern liegen. Drei an sich vorzügliche Absichten hebt Wolgast besonders hervor: die Jugendschriftsteller wollen unterhalten, belehren und veredeln. „Die Dichtkunst aber kann und darf nicht das Beförderungsmittel für Wissen und Moral sein. Sie wird erniedrigt, wenn sie in den Dienst fremder Mächte gestellt wird." Damit ist natürlich nicht gesagt, daß eine echte Dichtung etwa nicht unterhält oder nicht belehrt oder nicht veredelt. „So sicher es ist, daß ein poetisches Kunstwerk nicht den Zweck der Belehrung hat, so sicher ist, daß es, recht verstanden und mit Innigkeit genossen, dem Erkenntnisvermögen einen Zuwachs gibt. — — Der Künstler lehrt uns, die Welt mit neuen Augen anzusehen. Wenn wir Welt und Menschen längst zu kennen glauben, kommt der Dichter, der sie von einer anderen Seite gesehen oder etwas tiefer ins Innere geschaut hat und stellt uns eine Welt und stellt uns Menschen vor Augen, daß wir erst glauben, es sei alles neu und dann doch das sichere Bewußtsein alter Bekanntschaft haben." Damit ist ein Hochgefühl des Zuwachses an inneren Kräften und Kenntnissen verbunden, die dem Leser „belehrender" Erzählungen unbekannt bleiben. — Und wie bei der Belehrung, so haben wir auch bei der „Veredelung" eine Wirkung in einem anderen höheren Sinne zu konstatieren. Die echte Dichtung lehrt uns die Menschen kennen, lehrt uns ihr Handeln verstehen; dadurch weitet sie unser Herz, daß wir nicht vorschnell verurteilen und verdammen, während durch die Vorführung von Tugendmustern und Lasterbeispielen die unentbehrliche Grundlage der Sittlichkeit unter-

wühlt wird: der Sinn für die Wahrheit und die Ehrlichkeit, die sich bemüht, das Leben unmittelbar aufzufassen, wie es ist. — Durch alle die spezifischen Jugendschriften wird aber vor allem der Geschmack völlig verdorben; das Kind nimmt ganz falsche Normen für die Beurteilung von Dichtungen in sich auf; für die Einfachheit der Darstellung geht jedes Gefühl verloren.

Aus dem Vorstehenden geht schon hervor, daß Wolgast alle Tendenzschriften, nicht nur die belehrenden und moralischen, sondern auch die patriotischen und religiösen, für die Jugend verwirft. Er tut das mit aller Deutlichkeit und Schärfe. Er zeigt, wie durch das absichtliche Hervordrängen einer Tendenz das Kunstwerk zerstört wird, wie außerdem die patriotische Tendenz die historische Wahrheit gefährdet, wie die religiöse Tendenz ebenso — wie die moralische — zu einer Fälschung des Weltbildes führt. — Etwas ganz anderes ist es, wenn eine echte Dichtung von tief empfundener Frömmigkeit oder heißer Vaterlandsliebe durchweht wird. Daß Wolgast solche Dichtungen hoch einschätzt, zeigen z. B. seine Ausführungen über Jeremias Gotthelf, Gustav Freytag, Willibald Alexis.

Was soll das Kind lesen, wenn es die spezifischen Jugendschriften nicht lesen soll? Es soll teilnehmen an dem Schatz unserer nationalen Dichtung: Kinderreim und Kinderlied, Märchen und Sage bieten Stoff für jüngere Leser, während größere Knaben und Mädchen an den Erzählungen und Romanen, den Gedichten und Dramen unserer besten Schriftsteller Anteil haben dürfen. Natürlich muß eine sorgfältige Auswahl nach Alter und Art der Kinder getroffen werden, worauf Wolgast mit besonderem Nachdruck hinweist. — Erwähnt sei noch, daß Wolgast den Beginn der privaten Lektüre am liebsten bis etwa zum 12. Lebensjahre hinausschieben möchte.

Das sind in Kürze die Hauptgrundsätze des Wolgastschen Buches. Von mindestens derselben Wichtigkeit aber war die Tatsache, daß Wolgast bei der praktischen Anwendung seiner kritischen Ansichten nun auch wirklich unerbittlich die Konsequenzen zog und zur Verurteilung aller der „beliebten“ Jugendschriften kam.

Wolgasts Buch wurde außerordentlich günstig aufgenommen, und es erregte in pädagogischen Kreisen berechtigtes Aufsehen. Natürlich konnte die Arbeit der Jugendschriftenausschüsse von den dort ausgesprochenen Ideen

nicht unberührt bleiben, um so weniger als im Mai 1896 Hamburg zum Vorort der vereinigten Prüfungsausschüsse gewählt und Wolgast die Redaktion der Jugendschriften-Warte übertragen worden war. Gleich in dem Einführungsartikel (Juli 1896) sagt Wolgast: „Die Frage, ob die Jugendschrift in dichterischer Form in erster Linie literarisch oder in erster Linie ethisch und didaktisch beurteilt werden müsse, ist ein Punkt, den klarzustellen die allerwichtigste Angelegenheit der Jugendschriftensache ist.“ In der Tat wurde diese Angelegenheit in den folgenden Jahren in der Jugendschriften-Warte lebhaft erörtert, und zwar zeigte sich, daß verschiedenen Ausschüssen die Frage nach der belehrenden und mehr noch nach der sittlichen Wirkung einer dichterischen Jugendschrift die wichtigste war. So schreibt Hannover (J.-W. 1897, 8): „Auch wir wünschen, daß an diese (moralischen) Erzählungen bei der Kritik ein möglichst hoher, ja künstlerischer Maßstab angelegt werde. Wenn aber eine Erzählung der wichtigeren Aufgabe der Schule, der sittlich-religiösen Erziehung, der Charakterbildung zu dienen, gerecht werden kann, so wollen wir sie nicht verwerfen, wenn sie auch kein Kunstwerk von literarischem Wert ist und also einer minderwertigen Aufgabe, der Erziehung zur literarischen Genußfähigkeit, nicht in demselben Maße dienen kann.“ Lebhaft unterstützt wurden die Hamburger Forderungen durch Ernst Linde-Gotha (J.-W. 1897, 9), der besonders betonte, daß die Rückkehr zu den echten Kunstwerken der heute allgemein erhobenen pädagogischen Forderung entspreche: Zurück zu den Quellen! Er weist darauf hin, daß sich in der Art des Genießens mehr als in allem andern Handeln der Charakter des Menschen zeige; und so werde auch immer der Charakter eines Menschen eine Stufe höher gehoben, wenn man seine Genüsse eine Stufe emporgehoben habe. In dem Genuß eines Meisterwerks werden wir innerlich reicher, reicher an Erkenntnis, an Liebe, an Willenskraft. Unsere Kinder zu dieser Genußfähigkeit zu erziehen, heißt also sie befähigen, die Geisterschätze der Genien der Menschheit sich anzueignen und

deren Herzensblüten in die eigene Seele verpflanzen zu können. Und das wäre kein pädagogisches Ziel? Ein Ziel von untergeordneter Bedeutung? Nimmermehr. Denn wer es erreicht hat, ist ein „Gebildeter" im besten Sinne des Wortes; und einen Gegensatz zwischen (wahrer) Bildung und Sittlichkeit wollt ihr doch nicht feststellen? (Siehe auch Lindes ausgezeichnete Ausführungen über ästhetische und pädagogische Würdigung und Behandlung der Märchen in den Rhein. Blättern 1898, 6; auch enthalten in „Kunst und Erziehung," Leipzig 1901. Ferner sein Aufsatz „Warum mehr ästhetische Erziehung? Ebenda.)

Ein zweiter, der energisch für die echte Dichtung als Jugendlektüre eintrat, war Georg Heydner (J.-W.1897, 12 und 1898, 1). Er sagt: „Dem Literaturwerk gegenüber gibt es nur einen dem literarischen Werke gerecht werdenden Standpunkt: das ist der literarische." Heydner schlägt dann vor, man möge den Streit um die Grundsätze ruhen lassen und wirkliche Kunstwerke daraufhin prüfen, ob sie sich für die Jugend eignen, aber die Kritiker möchten es „mit ihren Schülern, nicht daheim in ihren Stuben" tun.

Die vereinigten Prüfungsausschüsse stimmten Heydners Vorschlag zu; zugleich wurde beschlossen, das alte Verzeichnis einer gründlichen Revision zu unterziehen.

Durch diese Beschlüsse enthielt das Verzeichnis empfehlenswerter Jugendschriften ein völlig anderes Gesicht: Der Umfang wurde geringer, fast alle spezifischen Jugendschriften verschwanden, nur solche blieben, die wirklich dichterische Qualitäten zeigten; aber Märchen und Sage nahmen einen breiten Raum ein, und unsere besten Schriftsteller traten mit einer allerdings nur sehr kleinen Auswahl ihrer Werke auf. Auch die Zahl der rein belehrenden Schriften war nur klein, da auch hier hohe Anforderungen an die wissenschaftliche Zuverlässigkeit sowohl als an die Form der Darstellung gestellt wurden.

Der Hamburger Jugendschriften-Ausschuß hatte die Genugtuung, daß der Kunstwart im Jahre 1898 seinem „Literarischen Ratgeber" das Hamb. Jugendschriften-Ver-

zeichnis beilegte. Aber von anderer Seite war die Gegnerschaft um so größer. Denn mit den spezifischen Jugendschriften waren aber auch all die Schriften verschwunden, die den ausgesprochenen Zweck hatten, moralisch und religiös und patriotisch auf die Jugend zu wirken. Das wurde der Anlaß zu den heftigen Angriffen, die sich zunächst gegen den Hamburger Ausschuß richteten, da dieser zuerst und am schärfsten die neuen Forderungen vertreten hatte.

Den Reigen eröffnete der Hamburg-Altonaer Buchhändlerverein. Im Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel (Nr. 19 vom 25. Jan. 1898) hatte sich der Verein gegen das Hamburger Verzeichnis gewandt als „unpraktisch und unpassend," da es zu wenig und zu teure Bücher enthalte. Dem Ausschuß wurde Mangel an Sachkenntnis vorgeworfen. Im Lauf der sich anschließenden langen Polemik schrieb dann Justus Pape im Auftrage des Vereins (August 1898 i. d. Hamb. Nachr.), daß an eine Einigung auch deswegen nicht zu denken sei, weil „der Ausschuß grundsätzlich die Jugendschriften verwirft, welche spezifisch vaterländisches und christliches Gepräge tragen." — — Im weiteren Verlaufe der Polemik schrieb dann Pape (24. Sept. 1898 im Hamb. Corresp.) über die Grundsätze und Ziele des Ausschusses, sich stützend auf Wolgasts „Elend d. mod. Jgdlit.": „Wes Geistes Kind ist das Buch? Das erfahren wir gleich auf Seite 2, wo es heißt: „So laufen alle neuen pädagogischen Bestrebungen, sie mögen kommen von welcher Seite sie wollen, auf das von Karl Marx bezeichnete Ziel, daß für alle Kinder über einem gewissen Alter sich produktive Arbeit mit Unterricht und Gymnastik verbinden müsse, hinaus". Wir meinen, daß diese Zitierung von Karl Marx gleich zu Anfang des Buches genügend dokumentiert, wes Geistes Kind es ist. Auf Seite 39 findet sich folgender Satz: „Ein wie fruchtbarer Nährboden könnte für die gute Literatur erhalten bleiben, wenn die Jugend die Dichter lesen wollte, anstatt der bluttriefenden Hurraskribenten und frömmelnden Poesietanten." Hurraskribenten — wie nahe verwandt, fast identisch ist das Wort mit der „Hurrakanaille", die früher in keinem sozialdemo-

kratischen Flugblatt fehlte! — — Auf den Seiten 101 und 102 des Buches wird Jeremias Gotthelf besprochen. Seiner dichterischen und schriftstellerischen Bedeutung wird Anerkennung gezollt. Dann aber heißt es: „Eine in modernen Anschauungen lebende Familie, in der das Wort Gottes ein leerer Klang ist, kann nicht die Vorbedingungen geben, die für eine solche Lektüre nötig sind.“ Das ist offen gesprochen. Man schone doch die Gefühle der „modernen“ Familie durch Vermeidung der unbequemen Erinnerung an Gott!“ —

Auf diese Angriffe antwortete der Hamburger J.-A. durch seinen Vorsitzenden C. A. Hellmann in schärfster Weise. (Die ganze Polemik findet sich abgedruckt in der Pädagogischen Reform, Hamburg, 23. Sept. 1898, zum Teil auch in der Jugendschriften-Warte 1898, 3.) Wir wollen hier nur eins aus der Erwiderung erwähnen. Hellmann bemerkt zu dem Zitat, betr. Jeremias Gotthelf, daß mit dem Relativsatz keineswegs gesagt sei, in allen „modernen“ Familien sei das Wort Gott ein leerer Klang, sondern nur in denjenigen Familien, in denen das der Fall sei, fehle die Vorbedingung für die richtige Auffassung Gotthelfscher Stoffe.

Durch die Angriffe des Buchhändlervereins fühlte sich die „Hamburgische Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe (Patriotische Gesellschaft)“ veranlaßt, in eine „vorurteilsfreie“ Prüfung der Bestrebungen des Hamburger Jugendschriften-Ausschusses einzutreten. Sie veröffentlichte ihre Untersuchungen in einer „Denkschrift über die Frage der Jugendschriften in Hamburg“ (Hamburg 1899). Sie kam zu dem Ergebnis: „1. Die Erziehung zum Kunstgenuß in der vom Hamburger Prüfungsausschuß geforderten Ausdehnung ist an sich unausführbar, und 2. sie gefährdet in der erstrebten Ausschließlichkeit andere, höhere Erziehungsziele, wie Vaterlandsliebe und Religion.“ In der Begründung findet sich der viel zitierte Satz: „Die kaltfeindselige Haltung gegenüber aller religiösen und national-deutschen Tendenz ruft die peinliche Besorgnis wach, daß sich hinter dem vorgewandten ästhetischen In-

teresse eine religions- und vaterlandsfeindliche Tendenz verbirgt."

Der Hamb. J.-A. blieb die Antwort nicht schuldig. Sein Vorsitzender F. v. Borstel schrieb eine ausführliche, von Begeisterung für die Sache getragene „Erwiderung". (Hamburg 1899).

Er wies darauf hin, daß die Gegner fortwährend Kunstgenuß und Kunstkritik miteinander verwechselten. Gerade der J.-A. ist der schärfste Gegner des literarischen Aburteilens. Er will nicht, daß die Kinder über ein Buch urteilen, sondern daß sie Freude daran haben. Es bedarf zum literarischen Genuß keiner besonderen Kunststudien, es bedarf allein des Lesens oder Hörens guter Dichtungen. Und der J.-A. hat ferner immer auf die Bedeutung des Stoffes gerade für die Jugend hingewiesen. Darauf beruht ja die ganze Auswahl aus der großen Literatur: ob der Stoff für die Jugend anziehend sei, und ob die Darstellung nicht zu große Schwierigkeiten biete. — Ganz besonders scharf wies v. Borstel den Vorwurf zurück, der J.-A. habe mit seinen eigenen Absichten Versteck gespielt.

Wir sind so ausführlich auf diese Polemiken eingegangen, weil man in den folgenden Jahren bis in die jüngste Vergangenheit immer wieder dieselben Vorwürfe erhob und dabei die Schriften unserer Gegner immer wieder zitierte, während man die Entgegnungen des H. J.-A. häufig ignorierte. Wir können uns im folgenden um so kürzer fassen, weil Neues nur selten vorgebracht wird.

Von den verschiedenen Polemiken interessiert besonders der Streit um die Tendenz. Gleich der erste bedeutsame Angriff von Ludwig Gallmeyer: „Die Tendenz in der Jugendschrift" (im Deutschen Schulmann 1900, 9 u. 10) zeigte einesteils die Schwierigkeit des Problems und andernteils die Gefahr des Mißverstandenwerdens. — Schon 1899 hatte Gallmeyer in der Februarnummer des Pädag. Monatsblattes gegen die vereinigten Prüfungsausschüsse und spez. gegen Wolgast geschrieben: „Die Jugendschrift in dichterischer Form." Die Angaben dieses Artikels sind nicht immer zuverlässig.— Zu dem zweiten Aufsatz unterscheidet Gallmeyer drei Arten von Tendenzen:

„Indem der Dichter in seine Kunstschöpfung seinen Geist, sein Temperament, die Welt seiner Empfindungen hineinwebt, drückt er ihr durch seine Individualität den Stempel einer bestimmten Tendenz auf. — Im besonderen betrachtet man jedoch eine Dichtung erst dann als tendenziös, wenn eine relative Ideenrichtung, die an sich im geistigen Leben auf Widerspruch, Anzweiflung und Anfechtung stößt, besonders scharf, energisch und konsequent zum Ausdruck gelangt (z. B. Lessings Nathan). — Allerdings gibt es noch eine dritte Art von Tendenzdichtungen, die jedoch eigentlich außerhalb der Kunst steht, nämlich die Dichtungen mit unkünstlerischer agitatorischer Tendenz."

Die Stellung Wolgasts und des Hamb. J.-A. charakterisiert Gallmeyer durch folgende Sätze: „Und wenn auch eine Tendenzschrift unter Umständen eine große Tat, vielleicht auch nach der künstlerischen Seite hin, darstellt, so ist sie doch mit Rücksicht auf die geringere Urteilsfähigkeit in der Jugendschrift überhaupt zu verwerfen." (Wolgast, „Elend".) — „Und doch müssen wir nach wie vor behaupten: das Wesen der Kindesnatur sowohl als der Gesinnungsstoffe selbst verlangt für die Jugendschrift als Kunstwerk die Zurückdrängung jeder Tendenz." (v. Borstel, Erwiderung.)

In der Tat, diese Sätze so nackt hingestellt, sind außerordentlich anfechtbar. Gallmeyer selbst hebt hervor, daß v. Borstels Ablehnung jeglicher Tendenz wesentlich gemildert werde dadurch, daß er im folgenden nur gegen die Tendenz mit agitatorischem Charakter polemisierte. Er erwähnt auch, daß derselbe v. Borstel in den „Beiträgen" das Lob der religiös tiefempfundenen Erzählung Roland und Elisabeth von Elise Averdieck und den Zauber Alexisscher Charakterzeichnungen singt; und Wolgast empfiehlt in ebendenselben „Beiträgen" eine Auswahl Erzählungen von Joh. Spyri. Aus diesen Tatsachen geht unzweifelhaft hervor,daß die Hamburger den Begriff Tendenz von vornherein enger faßten, nicht ganz allgemein als dichterischen Zweck, wie Gallmeyer im ersten Satz, sondern so, wie Gallmeyer sie im dritten Satz faßt: als unkünstlerische, agitatorische Tendenz (siehe auch Köster in „Zur Jugendschriftenfrage". Leipzig 1902).

Ganz unzweideutig aber beweisen die Tatsachen, daß es auf grobem Mißverständnis beruhte, wenn andere Gegner

Tendenz mit Gesinnung oder Wirkung gleichsetzten und behaupteten, die Prüfungsausschüsse — spez. der Hamburger Ausschuß — verbannten Bücher mit vaterländischer oder religiöser Gesinnung. Diese und ähnliche Behauptungen kehren in verschiedenen der folgenden Artikel wieder.

J. Erler, „Ein Wort wider Wolgasts „Elend unserer Jugendliteratur" und die Jugendschriften-Warte vom Jahre 1898." (Pädag. Monatsblatt 1899. 2.) — Erler erblickt in der „rein ästhetischen Würdigung" der Jugendschrift eine politische und religiöse Gefahr.

Rektor Schmarje-Altona: „Über das Verhältnis von Stoff und Form im Kunstschönen nebst einer pädagogischen Nutzanwendung." (Hamb. Schulzeitung, Aug. 1899.) — Gegen den Hamb. J.-A. gerichtet.

Dr. Friedrich Lange, „Eroberungsversuche der Sozialdemokratie in der Volksschule." (Deutsche Zeitung, 22. Sept. 1899.) — Lange hofft zum Schluß dringend, daß der Hamburger Senat seinen Gemeindelehrern jede Mitwirkung an diesem Jugendschriftenausschuß untersagt, da der Ausschuß von der Sozialdemokratie unter Mitwirkung von Lehrern eingesetzt worden sei.

Fick-Elberfeld: „Welche Aufgaben erwachsen dem Verein zur Erhaltung der evangelischen Volksschule im Blick auf die gegenwärtig auf dem Gebiete der Volks- und Jugendschriftenliteratur sich vollziehenden Bewegung?" (Evang. Volksschule, 1900, 53.)

Victor Blüthgen, „Über Jugendliteratur und das Jugendschriftenverzeichnis des Hamburger Lehrervereins" (in „Deutsche Monatsschrift f. d. gesamte Leben d. Gegenwart." Berlin, II. Jahrg., Dezember 1902).

„Erklärung" einer Reihe Verleger (Börsenblatt f. d. deutschen Buchhandel 1903, 164).

Adolf Bartels, „Frei und fromm" (Volks- und Jugendschriftenrundschau 1904, 1).

P. Hoops, „Jugendschriftenausschuß, Volksschullehrerschaft, Sozialdemokratie" (Hamb. Schulzeitung 1905, 34—36).

V. Blüthgen, „Zur Jugendschriftenfrage." Ein Vortrag im Berliner Rektorenverein 1905.

V. Blüthgen, „Dichtung u. Tendenz" (Eckart, 1906/07, 2).

E. Ries, „Ein Protest" (Jugendschr.-Warte 1906, 2). Dazu Erwiderung v. J. Gläser (Ebenda). — Ferner F. Dippold, „Zur Kontroverse Ries-Gläser" (J.-W. 1906, 4). — Dazu Erwiderung v. J. Gläser (Ebenda).

Wiederholt ist gegen das Falsche in der Auffassung der Tendenzfrage angekämpft worden. Hier sind besonders folgende Artikel zu nennen:

F. v. Borstel, „Jugendlektüre und Kindesnatur" (Pädagogische Reform — Hamburg, 1899, 21). — Feinsinnige Ausführungen über das Verhältnis des Kindes zu seiner Lektüre.

C. A. Hellmann u. W. Lottig, „Prinzip und Methode der Jugendschriftenkritik des Hamburger Jugendschriftenausschusses, dargestellt an zwei Büchern: Geschichte eines Rekruten von anno 1813 von Erckmann-Chatrian und Rosa v. Tannenburg von Chr. v. Schmid." (Pädag. Reform-Hamburg, 1899, 50.) — Bedeutungsvolle Referate mit anschließender Debatte, in der besonders glücklich Dr. J. Loewenberg sprach.

H. L. Köster, „Das Buchhändlerbörsenblatt u. d. Jugendschriftenausschüsse" (J.-W. 1903, 9).

H. Wolgast, „Das Religiöse und Patriotische i. d. Jugendschrift." (In Vom Kinderbuch, Leipzig 1905).

H. Wolgast, „Die Tendenz in der Jugendschrift" (Pädag. Reform-Hamburg 1906, 16).

Paul Lang, „Dichtung und Tendenz." (Leipzig, 1907.)

Von höchster Bedeutung für die theoretische Klärung der Tendenzfrage sind die Beschlüsse auf der Generalversammlung der deutschen Jugendschriftenausschüsse in München, Pfingsten 1906. Nach lebhafter Debatte wurden folgende Thesen angenommen:

1. Tendenz im Sinne des Dranges nach Darstellung einer Idee mit den Mitteln der Dichtkunst ist ein notwendiges Moment dichterischen Schaffens. Tendenz im Sinne des absichtlichen Werbens für einen außerhalb der Kunst liegenden Zweck bringt ein fremdes Moment in das dichterische Schaffen (eigentliche Tendenzschriften).

2. Dichtungen, die bei voller Wahrung der Gesetze künstlerischen Gestaltens zugleich eine religiöse, moralische oder patriotische Wirkung ausüben, sind, sofern sie im übrigen der Aufnahmefähigkeit jugendlicher Leser gerecht werden, als Jugendlektüre unbedingt zu empfehlen.

3. Eigentliche Tendenzschriften müssen vom Kinde ferngehalten werden, weil sie die Naivität des künstlerischen Genießens zerstören und falsche Normen für die Wertschätzung von Dichtungen festlegen.

Selbstverständlich wird trotz dieser klaren Formulierung die Anwendung auf die Praxis noch mancherlei

Schwierigkeit begegnen. Sicher wird oftmals ein Beurteiler ein Werk als tendenziös bezeichnen, wo ein anderer das Vorhandensein der Tendenz bestreitet. Das wird immer so bleiben. Denn wie sich die Mannigfaltigkeit der Natur nicht in ein System zwingen läßt, so kann man auch die Knustwerke nicht streng gesondert in Fächer teilen, es wird immer Übergänge geben, über die man verschiedener Meinung sein wird.

Die letzten Jahre haben noch eine Reihe von Artikeln und Büchern gezeitigt, von denen wir die folgenden nennen:

Dr. Moldauer, „Zur Frage der Jugendlektüre" (Zeit-Wien, 1899, 242 u. 243). — Macht den Vorschlag, eine „Gesellschaft für Jugendlektüre" zu gründen, die wertvolle Bücher, die sich für die Jugend eignen, in Massenauflagen herausgeben soll.

B. Rabich-Gotha: „Zur Jugendschriftenfrage" (Thür. Schulblatt 1899, 11, 12 u. 13). — Eine originelle und eindringliche Klassifikation und Charakterisierung der Jugendliteratur.

W. Meyer-Markau: „Sozialdemokratische Jugendschriften". (Samml. päd. Vortr. XI, 12). — Eine ziemlich vorurteilsfreie Verurteilung der sozialdemokratischen Jugendschriften vom Standpunkte des Erziehers.

„Endlich Künstlerisches für die Kinder!" Verlag des „Ernsten Wollens". 1900. Sonderabdruck aus Nr. 28, 29, 30. — Inhalt: H. Wolgast: Empfehlenswerte Jugendlektüre. Wilh. Spohr: Künstlerische Bilderbücher.

Joh. Drescher, „Auswahl geeigneter Jugendschriften für Schülerbibliotheken an Volks- und Bürgerschulen." (Graz, 1900.) — Ganz die alte Schule, vom Neuen nicht angekränkelt.

F. v. Borstel, Geschäftsbericht der vereinigten Prüfungsausschüsse für Jugendschriften 1898—1900. (Pädagog. Zeitg. 1900, 33.)

Ernst Linde, „Kunsterziehung." Leipzig, 1901. — Enthält eine Reihe bedeutsamer Essays.

„Versuche und Ergebnisse." Herausgegeben von der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Erziehung. Hamburg, 1901.

C. Epstein, „Die Bedeutung der Schülerbibliotheken und die Verwertung derselben zur Lösung der erziehlichen und unterrichtlichen Aufgabe der Volksschule." (Päd. Zeit- und Streitfragen. 58. Heft. 1901.) — Eine nicht gerade tiefe Arbeit. Das Verzeichnis ist ziemlich unkritisch zusammengestellt.

L. Wiegand, „Die deutsche Jugendliteratur.“ Hilchenbach, II. Aufl. 1903. — Das Buch gibt eine ziemlich oberflächliche Übersicht über die Geschichte der Jugendliteratur, ferner allgemeine Ausführungen über Jugendschriften und Schülerbibliotheken, die Neues nicht bieten. Das angefügte Verzeichnis enthält Gutes und Minderwertiges.

C. Schubert, „Die Schülerbibliothek im Lehrplan.“ (Päd. Magazin, 187. Heft. 1902). — Eine kurze, aber gute Abhandlung über die Verbindung der Privatlektüre mit dem übrigen Unterricht. Verfasser tritt energisch für Klassenbibliotheken ein.

H. L. Köster, Geschäftsbericht der vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse f. Jugendschriften, 1900—1902. (Pädag. Zeitg., 1902. 30.)

Karl Schäfer, „Die Bedeutung der Schülerbibliotheken und die Verwertung derselben zur Lösung der erziehlichen und unterrichtlichen Aufgabe der Volksschule.“ (Päd. Magazin, Heft 198. 1903.) — Eine kurze, brauchbare Zusammenfassung der neuen Bestrebungen a. d. Gebiet d. Schülerbibliothek.

August Lomberg, „Sollen in der Volksschule auch klassische Epen und Dramen gelesen werden?“ (Päd. Magazin, Langensalza, 1903.) — Lomberg kommt zur Bejahung der Frage.

„Zur Jugendschriftenfrage.“ Herausgegeben von den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen für Jugendschriften. Leipzig, 1903. 2. Aufl., 1906.

Herm. L. Köster, „Das Geschlechtliche im Unterricht und in der Jugendlektüre.“ Leipzig, 1903.

Wilh. Nieland-Duisburg: „Der Kampf um die Jugendschrift.“ (Sammlung päd. Vorträge v. Meyer-Markau. 1904.) — Ein Vortrag, der sich bestrebt, objektiv die Gegensätze in der Kritik zu schildern, der aber zu oft die Erwiderungen außer acht läßt.

Emil Geißler, „Wegweiser für Schülerbibliotheken.“ Leipzig, 1904.

Bericht über den zweiten Kunsterziehungstag zu Weimar: Deutsche Sprache und Dichtung. Leipzig, 1904.

H. L. Köster, Geschäftsbericht der verein. deutschen Prüfungsausschüsse f. Jugendschriften, 1902—1904. (Jugendschriften-Warte, 1904, 5.)

Heinrich Wolgast, „Vom Kinderbuch.“ Leipzig, 1905. Zehn Essays, die Jugendlektüre betreffend.

J. Baß, „Wege zur künstlerischen Erziehung und literarischen Bildung der Jugend und des deutschen Volkes.“ Stuttgart, 1905.

Waldemar Baumgart, „Ein Beitrag zur Jugend- und Volksliteratur". (Berlin, 1905.) — Eine nicht sehr tiefe, orientierende Arbeit über den Stand der Jugendschriftenbewegung.

Otto Hild, „Die Jugendzeitschrift in ihrer geschichtlichen Entwicklung, erziehlichen Schädlichkeit und künstlerischen Unmöglichkeit." Leipzig, 1905.

H. Reling, „Die Privatlektüre in der Präparandenanstalt nach ihrer Stoffauswahl und Einrichtung." (Gotha, 1905.)

H. L. Köster, Geschäftsbericht der verein. deutschen Prüfungsausschüsse f. Jugendschriften, 1904—1906. (Jugendschriften-Warte, 1906, 5.)

Otto v. Greyerz, „Zur Beurteilung von Jugendschriften" (Schweizer Lehrerztg., 1905, 45 u. 47 u. im 29. Heft der „Mitteilungen". Basel, 1906.) — Lesenswerte Darstellung der Beurteilungsgrundsätze der Schweizer, mit einer Polemik gegen die verein. Prüfungsausschüsse, die ihr Ziel verfehlt.

Theodor Herold-Düsseldorf: „Moderne Literatur und Schule." (Monatsschrift für höhere Schulen. Berlin, 1906.) — Beachtenswerte Betrachtungen über die Lektüre moderner Dichter in höheren Schulen.

Ratgeber für Schülerbibliotheken. Herausgegeben von den Jugendschriftenausschüssen in Mannheim, Karlsruhe und Lahr. Bühl (Baden), 1906. 0,75 M.

Wilh. Brandes, „Kunstwerk und Jugendschrift." (Blätter f. Volksbibliotheken und Lesehallen, 1906, 1 u. 2). — Wendet sich dagegen, daß die spezifische Jugendschrift auf alle Fälle verworfen werde.

Joseph Antz-Wittlich: „Zur Reform der Jugendlektüre." (Borromäusblätter, 1906, 5.) — Aufforderung an die Katholiken, an der Reformarbeit auf kath. Seite teilzunehmen.

Paul Lang-Würzburg: „Noch ein Wort zur Jugendschriftenkritik." (Bayer. Lehrerztg., 1906, 10). — Eine scharfe Abwehr von Angriffen im kathol. Bayerischen Courier.

* * *

Daß die vereinigten Prüfungsausschüsse von katholischer Seite heftige Angriffe erfuhren, läßt sich bei der ablehnenden Stellung der Ausschüsse konfessionellen Tendenzschriften gegenüber wohl denken. Im Jahre 1898 schrieb der „Literarische Ratgeber des katholischen Lehrervereins in Bayern, des Vereins katholischer Lehrer der Pfalz und des katholischen Lehrerinnenvereins in Bayern" in Nr. 7:

„Euch klage ich an, die ihr schrankenlos dem Drange nach Kunstgenuß erhebende Befriedigung gewähren wollet, euch, denen es nicht früh genug ist, eueren Kindern den Glanz der Unschuld aus den Augen zu verwischen, euch Lehrer und Erzieher, die ihr die Hand dazu bietet, baldmöglichst das harmlose Kinderlachen in einen Weltschmerzseufzer, das frohe Kinderwort in die Zote, die Lust in das Gelüste zu verwandeln, euch Literaturverbreiter, denen die Religion eine Nebensache, eine lästige und darum zu verwerfende Beigabe für die Jugendliteratur ist! Ihr, ja ihr habt aus dem frischen, lustigen Jungen von ehemals das durch und durch degenerierte Wesen von heute gemacht. Dich klage ich an, du Jugendschriftenwarte, die du das Organ der vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften, also das Organ der deutschen Lehrerwelt in der Jugendschriftenangelegenheit sein willst, dich klage ich neuerdings an, daß du die Hand dazu bietest, die Jugend systematisch um Glauben und Sitte zu bringen. Pfui der Schande.“

Andere, ebenso heftige Angriffe wurden gegen die Ausschüsse gerichtet wegen ihrer Empfehlung der Schriften Roseggers und des Pole Poppenspäler von Storm.

In den letzten Jahren aber hat sich selbst in streng katholischen Kreisen eine leise Wandlung gezeigt. Zwar das 5. Heft des Verzeichnisses katholischer Lehrer Breslaus steht auch in der 2. Auflage (1905) noch ganz auf dem alten Standpunkt. Dagegen zeigt das Organ der Zentral-Jugendschriften-Kommission des katholischen Lehrerverbandes des deutschen Reiches, die „Jugend- und Volkslektüre“ (gegr. 1903), herausgegeben von S. Bator, Rektor in Thorn, einen deutlichen Fortschritt. Dies Blatt dient zur Veröffentlichung der Beurteilungen der katholischen Jugendschriftenkommissionen, die seit 1899 in einer Zentralkommission einheitlich organisiert sind. Die Urteile sind dem Minderwertigen gegenüber sehr weitherzig; doch zeigt der dritte Jahrgang (1905) insofern einen Fortschritt, als auch eine Anzahl künstlerisch wertvoller Bücher empfohlen ist.

Mehr noch ist durch eine neue Zeit beeinflußt „Die katholische Schülerbibliothek“ von J. Nießen und P. Stolz (Rheydt o. J.). Wohl ist auch hier alles mögliche empfohlen; aber es heißt doch: „Die vorzüglichen Bearbeitungen (der Volksmärchen) von Grimm und Bechstein können unbedenklich den Kindern in die Hand gegeben werden.“ (Vgl. damit

Panholzer!) Und sogar die alten Volksbücher in der Bearbeitung von Dr. Klee sind aufgenommen. Auch eine Reihe Klassiker ist empfohlen, allerdings in Bearbeitungen von Hülskamp, Scheufgen und Hellinghaus, in denen alles „sittlich Anstößige“ ausgemerzt ist.

Sehr auffallend berührt die Empfehlung von Aschendorffs und Schöninghs unbearbeiteten Klassikerausgaben bei G. Rohr: Empfehlenswerte Schriften für katholische Töchter. (Bonn, 1904, 3. Aufl.); denn es finden sich darunter Lessing, Emilia Galotti, Shakespeare, Julius Cäsar, Lear und Hamlet, Schiller, Braut von Messina und Maria Stuart, Goethe, Götz und Egmont u. a. — Das muß um so mehr verwundern, als im übrigen die ganze Auswahl literarisch gar nicht hoch steht.

Ein wenig zeigt sich der Einfluß unserer Zeit auch bei Josef Hofer, Volksschullehrer in Wien, in seinem Wegweiser durch die Jugendliteratur. Eine Beurteilung von mehr als 5000 Jugendschriften. Herausgegeben vom katholischen Lehrerbund für Österreich (Wien, 1906). Grimms Märchen sowie einige moderne Bilderbücher (Kreidolf, Gerlachs Jugendbücherei u. a.) sind aufgenommen. Im übrigen allerdings empfiehlt Hofer neben Backfischgeschichten und Erbauungsbüchern ganze Serien von W. Herchenbach, Chr. v. Schmid, W. Bauberger, O. Lautenschläger, Isabella Braun u. v. a. m.

Sehr viel schärfer als Hofer hat T. Lohrer gesichtet in seiner Broschüre „Vom modernen Elend in der Jugendliteratur“ (München, 1905). Lohrer findet das Elend vor allem darin, daß von den vereinigten Jugendschriftenausschüssen das Künstlerische gegenüber dem Religiösen und Patriotischen zu sehr betont wird, und daß in den Verzeichnissen der Vereinigung die gebührende Rücksichtnahme auf katholische Verhältnisse fehlt. Lohrer sagt: „Wir wollen keine ästhetisch-humanistische, wir wollen eine entschieden christliche, eine warm katholische und patriotische Jugendschrift.“ — Er sucht dann nachzuweisen, daß die Hamburger antireligiös und antipatriotisch, ja daß sie vielleicht gar sozialdemokratisch seien. Er teilt dann eine Generalversammlungserklärung des katholischen Lehrervereins in Bayern mit, nach der an die Jugendschriften „die strengsten Anforderungen in bezug auf den literarischen und künstlerischen Wert“ gestellt werden. Lohrers Verzeichnis, das er zum Schluß gibt, hält diesem Grundsatz gegenüber nicht entfernt stand, wenn er auch eine ganze Reihe wirklich wertvoller Bücher aufgenommen hat.

In den letzten Jahren hat in katholischen Kreisen eine lebhafte Bewegung eingesetzt, um der literarischen Wertung

der Jugendschrift auch hier wirklich Geltung zu verschaffen — abgesehen davon, daß eine große Anzahl katholischer Lehrer den vereinigten Prüfungsausschüssen angehört. Als besonders bedeutsame Erscheinung ist der „Literarische Ratgeber“ (1902) zu nennen, herausgegeben von der katholischen Literarischen Warte. (Nicht zu verwechseln mit dem schon genannten Literarischen Ratgeber des katholischen Lehrervereins in Bayern usw.) Hierin fand sich eine Abhandlung von Dr. F. X. Thalhofer über Jugendliteratur, ganz vorurteilsfrei und völlig die Sache durchdringend und beherrschend. Thalhofer stellt sich im Prinzip auf den Boden der vereinigten Prüfungsausschüsse, wie er es schon in einem Artikel „Zur Jugendschriftenbewegung“ (Fr. deutsche Blätter 1901, 5 und 6) getan hatte. Er sagt: „Das Leben in seiner Vielseitigkeit wahr und plastisch hinzustellen vermag aber nur der echte Dichter; er ist deshalb auch der wahre Jugendschriftsteller“. Selbstverständlich stimmt Thalhofer den Prüfungsausschüssen nicht in allem zu. So meint er, „daß der Kampf der Modernen gegen die moralisierende Tendenz in der Jugendschrift von einer zu niedrigen Schätzung der christlichen Moral mit beeinflußt sein mag“. Doch fügt er sofort hinzu: „Sie versagen Schriften, die religiöses Leben wahr und künstlerisch behandeln, ihre Anerkennung und Empfehlung nicht.“ — Thalhofer hält es auch für unbedenklich, daß katholische Kinder Roseggers „Waldbauernbuben“ lesen, vorausgesetzt, daß ein paar Sätze beim Lesen durch Vater oder Mutter oder Lehrer richtig gestellt werden. — Ferner ist Thalhofer der Meinung, daß es besser sei, wenn ein von hohem sittlichen Ernst durchlebtes Buch die jugendlichen Gedanken in bezug auf die Liebe richtig ordnet, als wenn die Kinder durch schlimme Kameraden in die bezüglichen Gegenstände in unwürdiger Weise eingeführt werden. Im folgenden Jahr, 1903, brachte Thalhofer, dem sich L. Kiesgen und Br. Clemenz als ständige Mitarbeiter beigesellt hatten, eine Bücherliste, die die Probe auf das Exempel besteht: neben einer großen Zahl künstlerisch wertvoller Bücher

steht eine sehr kleine Auswahl der besten katholischen Jugendschriftsteller, deren Werke wenigstens zum Teil literarische Qualitäten zeigen, wenn sie auch ganz strengen Anforderungen nicht genügen. — In den folgenden Jahren übernahm L. Kiesgen den Bericht im Ratgeber, ganz im Sinne der früheren Jahrgänge.

Im Jahrgang 1903 finden sich auch noch zwei beherzigenswerte Ausführungen des Dr. P. Expeditus Schmidt über die Klassiker und die Liebe: „Es will mich aber bedünken, als ob weite katholische Kreise den Klassikern um deswillen ablehnend gegenüberstehen, weil sie fast ausnahmslos protestantischer Heimat entstammen. Ja, das heißt im letzten Sinne eigentlich, den lieben Gott selber anklagen, daß er diese bedeutenden Männer nicht aus katholischen Familien erwachsen ließ.“ Und: „Endlich, warum denn alles verhüllen? Daß das genus: homo sapiens aus Männlein und Weiblein besteht und sein Bestehen an diese Zweiteilung geknüpft ist, dafür können wir nichts, das ist Gottes Ordnung.“

Von L. Kiesgen, der schon 1899 in einem Artikel „Prüfungsausschüsse und Jugendschriftenkritik“ (Neue Westdeutsche Lehrerzeitung Nr. 26) überzeugend für die literarische Qualität der Jugendlektüre eingetreten war, stammt dann das Buch „Randglossen zur Jugendschriftenfrage“ (Kempten, 1904), in dem er in den Gedankengang des Wolgastschen „Elend der modernen Jugendliteratur“ einführt, dabei einige grundsätzliche Verschiedenheiten in der Beurteilung des Religiösen in der Jugendschrift hervorhebend. — Ferner sind Joseph Antz zu nennen, der in seiner Broschüre „Jugendschrift und Erziehung“ (Wittlich, 1905) ein volles Verständnis für die modernen Bestrebungen zeigt, und Prof. Dr. J. B. Ensch, der im Programm der Industrie- und Handelsschule in Etsch a. d. Alzette (Aug. 1905) über die Frage der Jugendlektüre schreibt, wobei er in objektiver Weise über den heutigen Stand der Jugendschriftenfrage berichtet unter Wahrung seines katholischen Standpunktes.

Um der literarischen Auffassung der Jugendschrift in katholischen Kreisen zu ihrem Recht zu verhelfen, sind im Jahre 1905 zwei neue katholische Zeitschriften entstanden.

Am 24. Juni 1905 erschien „Die Jugendschrift“, eine Vierteljahrsrundschau, als Beilage zu „Erziehung und Unterricht“, Redakteur H. J. Frenken, Hamm. Die zweite Zeitschrift, „Jugendbücherei“, wird von Thalhofer herausgegeben als Vierteljahrsbeilage zur „Literarischen Warte“ in München (Nr. 1, Sept. 1905).

Endlich sei noch ein Artikel Thalhofers „Zur Jugendschriftenbewegung“ in der Allgemeinen Rundschau (München, 1906, 41) erwähnt, in dem Th. den Unterschied zwischen seinem Standpunkt und dem der vereinigten Prüfungsausschüsse folgendermaßen formuliert:

„Auch die Hamburger wollen das Kind nicht bloß künstlerisch genußfähig machen, sie wollen, daß durch des Dichters und an des Dichters Lebensauffassung die des Kindes sich bilde. Sie verlangen aber nicht wie wir, daß des Dichters Lebensauffassung selbst durch die festen Grundlinien des Christentums orientiert sei, noch weniger des Christentums in konfessioneller Ausprägung, oder was wir zum mindesten fordern, daß die Grundidee eines dichterischen Jugendbuches der religiös konfessionellen Auffassung nicht widerstreite.“

* * *

Auch in evangelischen Kreisen wurde durch die Arbeit der vereinigten Prüfungsausschüsse eine Gegenbewegung hervorgerufen. Früher schon hatte man von evangelischer Seite der Volkslektüre Aufmerksamkeit geschenkt. Besonders waren es die Kreise der innern Mission, die für Volksbibliotheken tätig waren. Als erster ist der Hamburger J. H. Wichern zu nennen, der 1844 betr. der Fürsorge für die geistige Bildung des Volkes schrieb: „Es würde für die Bürger und ihre Kinder durch eine Bibliothek zu sorgen sein“. 1849 führte er in der Denkschrift an die deutsche Nation aus, daß viel mehr geschehen müsse, um die schlechte Literatur zu verdrängen und einer besseren den Raum und den Einfluß zu verschaffen, der ihr werden muß. Verschiedentlich ist dann noch auf Kongressen die Frage der Volksliteratur behandelt worden — die Jugendliteratur wurde dabei höchstens gestreift. An Verzeich-

nissen, die auch die Jugendliteratur berücksichtigen, nennen wir H. Hoepfner, „Praktischer Wegweiser durch die christliche Volksliteratur“ (2. Aufl. 1873, Abschnitt X: Schriften für die Jugend). Es war aber auch eine besondere Arbeit von evangelischer Seite vor der Mitte der 90er Jahre nicht nötig; denn die bestehenden Jugendschriften-Ausschüsse standen fast alle ausgesprochenermaßen auf evangelischem Boden. So konnte sich „Die evangelische Volks-Schülerbibliothek“, die von Mitscher und Röstells Anstalt zur Verbreitung gediegener Volksliteratur 1892 herausgegeben wurde, auf die Beurteilungen des Pädagogischen Vereins zu Dresden und des Anhalter und Schweizer Lehrervereins stützen und aus den Verzeichnissen dieser Vereine eine Auswahl treffen. Ganz ebenso ist es mit Cludius, „Die evangelische Volks- und Schülerbibliothek“ (S. 157)

Anders wurde es, als die vereinigten Jugendschriften-Ausschüsse sich gegen die tendenziös moralischen und religiösen Jugendschriften erklärten. Zwar im Evangelischen Gemeindeboten für Norddeutschland erschien noch im Jahre 1898 (Nr. 16, 17, 18) ein Artikel „Etwas über Jugendlektüre“ von F. Harthus, der ganz im Sinne der „Hamburger“ gehalten war. Aber im selben Jahr wandte sich J. Erler, Lehrer in Altenburg, sehr energisch gegen Wolgast und die Jugendschriften-Warte (siehe S. 174).

Um den Bestrebungen der verein. J.-A. wirksam entgegentreten zu können und um die Jugendschriftensache in den evangelischen Kreisen wirksam zu fördern, wurde 1900 die Volks- und Jugendschriften-Rundschau von den Prüfungsausschüssen des Verbandes deutscher evangelischer Schul- und Lehrervereine gegründet. Ihr erster Schriftleiter war J. Erler. Er schreibt in Nr. 1: „Wir werden uns in erster Linie von psychologischen und allgemein pädagogischen und in zweiter Linie von literarisch-ästhetischen Erwägungen und Grundsätzen leiten lassen. Familiensinn und Heimatliebe, christliches, nationales und kindliches Empfinden durch die Jugendschrift und unsere kritische Arbeit zu wecken und zu fördern, das wird das

Ziel sein, dem wir zuzusteuern suchen". — So wie diese Zielsetzung eine deutliche Spitze gegen die vereinigten Prüfungsausschüsse zeigte, so hat die Volks- und Jugendschriften-Rundschau von Anfang an den Kampf gegen die „Hamburger" als ihre Hauptaufgabe betrachtet, besonders im September 1902, als Paul G. A. Sydow-Hamburg ihr Redakteur wurde. Nachdem das Blatt im Jahre 1904 schon einmal sein Erscheinen unterbrochen hatte, ist es 1906 ganz eingegangen. Die Sache der evangelischen Jugendschrift wird weiter vertreten durch die Deutsche Zentralstelle zur Förderung der Volks- und Jugendlektüre.

* * *

Auch in jüdischen Kreisen wendet man in den letzten Jahren der Jugendliteratur eine besondere Aufmerksamkeit zu. Im April 1905 wurde der Wegweiser für die Jugendlektüre begründet, im Auftrage der Großloge für Deutschland herausgegeben von Dr. M. Spanier-Magdeburg. Die Zeitschrift bekennt sich in ihrer ersten Nummer zu den Grundsätzen der vereinigten Prüfungsausschüsse, und Dr. J. Löwenberg schreibt in Nr. 1 die beherzigenden Worte: „Alles das, was feinfühlige Kenner und einsichtige Pädagogen aus den Schätzen der deutschen Literatur für die Jugend ausgesucht haben, soll auch unsern Kindern zugute kommen. Und sollte selbst einmal in einem dieser ausgewählten Werke — wenn es nur sonst dichterischen Wert hat — ein ungünstiges Wort über uns ausgesprochen sein, auch dann braucht es nicht zu fehlen, dann erst recht nicht. Wir wollen wissen, wie wir uns in den Seelen anderer widerspiegeln, wir sind stark genug — und das sei unser Stolz — ein herbes Wort vertragen zu können, wir und unsere Kinder". So weit wir es zu beurteilen vermögen, betätigt der Wegweiser seine theoretische Anschauung auch in der Praxis. Der Wegweiser wendet sein Augenmerk naturgemäß hauptsächlich auf jüdische Schriften, die sich für die Jugend eignen, da es eine eigentliche jüdische Jugendliteratur bislang nicht gibt. Er lehnt Machwerke scharf ab,

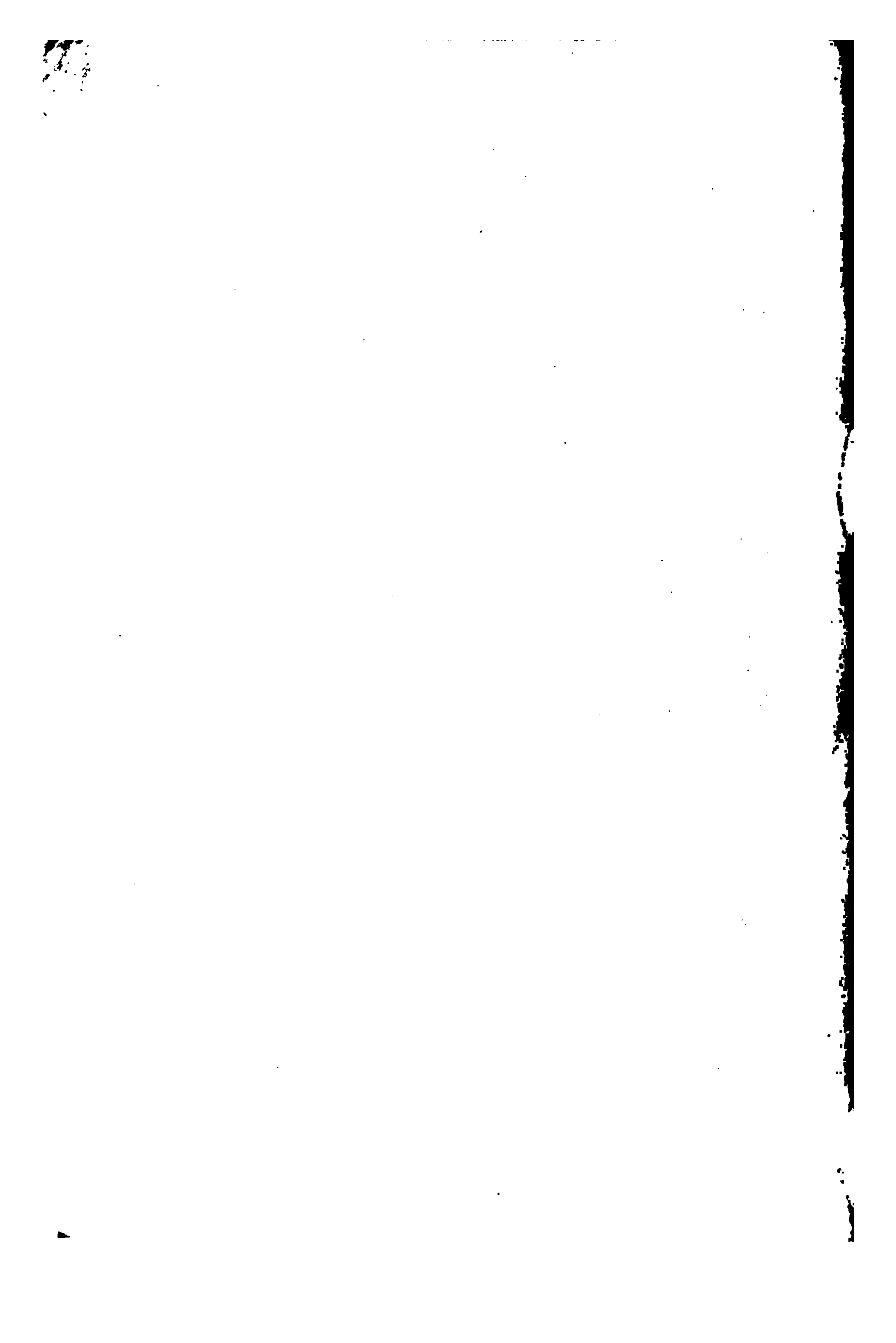
so daß die Redaktion sich sogar gegen den Vorwurf wehren muß, gar zu rigoros zu verfahren. Um dem Mangel an guten jüdischen Jugendschriften abzuhelfen, hat die Jugendschriften-Kommission der Großloge für Deutschland VIII U. O. B. B. ein Lebensbild von Major Burg, verfaßt von Dr. E. Wolbe, herausgegeben, das in der Tat lesenswert ist, wenn auch die Darstellung zu wünschen übrig läßt.

* * *

Wenn wir zum Schluß einen zusammenfassenden Blick auf das gesamte Gebiet der Jugendliteratur werfen, so dürfen wir sagen, daß sich heute überall ein reges Leben zeigt. Und weite Kreise nehmen Anteil an den verschiedenen Bestrebungen. Wie in der Zeit der Philanthropen ist die Welt erfüllt von Erziehungsfragen. Und dies allgemeine Interesse kommt auch der Jugendschriftenbewegung zugute. Wie diese Bewegung weiter sich entwickeln wird, ob, wie in den letzten 100 Jahren, die Jugendschriftsteller das Feld behaupten, ob sich echte Dichter finden, die uns eine neue Jugendliteratur schaffen, ob die Richtung, die für Jugendschriften in Altersmundart eintritt, überragenden Einfluß gewinnen wird — wer vermag das zu sagen? Das eine aber dürfen wir hoffen: die Arbeit der letzten Jahre wird nie ganz ihren Einfluß auf die Gestaltung der Jugendlektüre verlieren.

Register.

(Zum I. und II. Teil.)



HAMBURGISCHE HAUSBIBLIOTHEK

Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde, der Patriotischen Gesellschaft und der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung.

NEUN NOVELLEN VON TIMM KRÖGER. Auswahl. In Leinwand gebunden 1 Mark.

DER OBERHOF. Von Karl Immermann. [illegible] Tausend. In Leinwand gebunden 1 M. 20 Pf.

ZWISCHEN HIMMEL UND ERDE. Erzählung von Otto Ludwig. [illegible] Tausend. In Leinwand gebunden 1 Mark.

ULI DER KNECHT. Von Jeremias Gotthelf. 9.–11. Tausend. In Leinwand gebunden 1 M. 50 Pf.

DIE LEIDEN DES JUNGEN WERTHER. Von Goethe. In Leinwand gebunden [illegible] Pfennig.

AUSGEWÄHLTE GEDICHTE VON GUSTAV FALKE. In Leinwand gebunden 1 Mark.

FRIEDRICH HEBBEL: Meine Kindheit. — [illegible] Gedichte. Auswahl von Gustav Falke. 9.–11. Tausend. In Leinwand gebunden 75 Pfennig.

HEINRICH STILLINGS JUGEND, JÜNGLINGSJAHRE UND WANDERSCHAFT. In Leinwand geb. 1 Mark.

ERINNERUNGEN AUS DEN KRIEGSZEITEN 1806–1815 VON FRIEDRICH MÜLLER. [illegible] Tausend. In Leinwand geb. [illegible] Pf.

DEUTSCHE SAGEN. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Auswahl. 15.–20. Tausend. In Leinwand gebunden 1 M.

HEINRICH VON KLEIST: Prinz Friedrich von Homburg. — Der zerbrochene Krug. In Leinwand gebunden [illegible] Pfennig.

DIE URGROSSELTERN BEETS. Von Emma Dora Hertz geb. Beets. [illegible]–10. Tausend. In Leinwand gebunden 90 Pf.

UNSER ELTERNHAUS. Von Paul Hertz. 21.–25. Tausend. In Leinwand gebunden [illegible] Pfennig.

ERINNERUNGEN AUS MEINER JUGEND. Von [illegible]. In Leinwand gebunden 1 Mark.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

JUGENDBÜCHER

HEINRICH SCHARRELMANN:

AUS HEIMAT UND KINDHEIT UND GLÜCKLICHER ZEIT. Geschichten aus der Stadt Bremen. Mit Bildern von Theodor Herrmann. 6.—10. Tausend. Gebunden 1 M. 50 Pf.

HEUTE UND VOR ZEITEN. Bilder und Geschichten. Mit Bildern von Theodor Herrmann. 3.—5. Tausend. Gebunden 1 M. 50 Pf.

BILDERBÜCHER VON OTTO SPECKTER

OTTO SPECKTERS KATZENBUCH. Mit Gedichten von Gustav Falke. 16.—20. Tausend. Gebunden 50 Pfennig.

OTTO SPECKTERS VOGELBUCH. Mit Gedichten von Gustav Falke. 11.—15. Tausend. Gebunden 1 Mark.

BRÜDERCHEN UND SCHWESTERCHEN. Ein Märchen der Brüder Grimm. 6.—10. Tausend. Gebunden 1 Mark.

AUSGEWÄHLTE FABELN VON WILHELM HEY. Ausgewählt vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. 6.—10. Tausend. Gebunden 50 Pfennig.

GUSTAV FALKE: En Handvull Appeln. Plattdeutsche Rimels vör lütt Lüd. Mit bunten Bildern von Theodor Herrmann. 1.—5. Tausend. Gebunden 2 Mark.

GRIMMS MÄRCHEN. Auswahl in drei Bänden. Ausgewählt vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. Mit Bildern von Theodor Herrmann. 6.—10. Tausend. Jeder Band gebunden 50 Pfennig.

KAJAKMÄNNER. Erzählungen grönländischer Seehundsfänger. Ausgewählt vom Hamburger Jugendschriften-Ausschuß. Mit Bildern von E. Schwindrazheim. 1.—4. Tausend. Gebunden 1 Mark.

VOM [illegible] ZUM KAPITÄN. Das Leben Heinrich Brocks. Erzählt von Hans [illegible]. Mit Bildern von Theodor Herrmann. Gebunden 1 M. 50 Pf.

HAMBURGER MÄDCHENSPIELE. Gesammelt und herausgegeben von C. H. Dannmeyer. Illustriert von einer Seminaristin. Kartoniert 1 Mark.

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

